



<36611189280011

Der

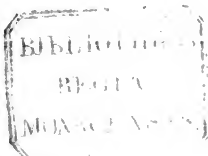
deutsche Horizont.

Ein
humoristisches Blatt
für
Zeit, Geist und Sitte.

Herausgegeben
von
M. G. Saphir.

Erster Band.

München, 1833.
Druck und Verlag von George Jaquet.



Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Die Leser.

Von

M. G. Saphir.

Die gewaltigen, vielgestaltigen, mannichfaltigen,
Wie soll sie die Nichtigen, denn Einer beschwichtigen?

Erst der nackte,
Abgeschmackte
Und vertackte
Ausgespeerte
Brodgelehrte:
Will Massives,
Positives,
Breitentschaartes,
Grundgelahrtes,
Fein historisch,
Und notorisch.

Dann ein rascher
Zeitschriftnascher,
Wortspielhascher:

Will Pikantes,
Elegantes,
Buntgemengtes
Und Gedrängtes,
Amüsantes
Und Frappantes,
Ernst und munter,
Kunterbunter.

Dann der schale
Geisteskahle
Liberale (ultra):
Will nur Fehden,
Landstands=Reden,
Thronprojekte,
Preß=Kollekte,
Hambach=Zecher,
Ehrenbecher,
Ungeschrieb'nes
Weißgeblieb'nes!

Dann der Weiche,
Liederreiche,
Liebesbleiche:
Wünscht Sonnete
Um die Wette
Mit Canzonen
Und Tenzonen,
Zartempfund'nes,
Herzgefund'nes,
Lyrischleichtes,
Thränenfeuchtes.

Dann die zarte
Flachsbehaarte,
Halbbejahrte:

Will Gekürztes
Und Gewürztes,
Um die Nerven
Sich zu schärfen,
Klingkling=Brätzel,
Kleine Räthsel,
Blumen=Oden,
Putz und Moden.

Dann die schwachen
Geistesflachen
Blos zum Lachen:
Wollen Zoten,
Anekdoten,
Neckereien
Die entzweien,
Rezensionen
Die nie schonen,
Stadtgeschichten
Und Inzüchten.

Wie sind die Beschwerlichen,
Die ewig Begehrlichen,
Doch stets Unentbehrlichen,
Die Schweren und Flüchtigen,
Wie zu beschwichtigen?!

Gadsalünah.

Episode aus dem zweiten Theile des noch ungedruckten Romanes, gleichen Namens;

von

August Lewald.

„— — — Es war an keinem Feste, da ich ihn zum ersten Male erblickte. Ein Trupp Tänzerinnen, worunter auch ich mich befand, trat in den Hof der großen Chauderie, welche am östlichen Thore von Benares, unweit des Palastes von Ramnaghur, gelegen ist, um unsre Kunst zu zeigen. Es war zur Zeit der großen Wallfahrt, und der Hof der Chauderie war von tausenden von Menschen der verschiedenartigsten Länder belebt. Obgleich der Abend schon tief hereingebrochen war, so schlief noch Niemand, als ein Haufe chinesischer Schiffer, welche ihre Hemden über den Kopf gezogen hatten, und gleich Säcken, leblos umherlagen. Alles Andre wachte und athmete die heiligstille Luft des Abends, und blickte uns an mit leuchtenden Augen. Ach — mir ist dieser Abend mit seinen Reizen noch so ganz gegenwärtig, daß ich ihn dir ausmalen kann mit den lebendigsten Farben. Dort lagen die Gruppen um den Brunnen und schauten in behaglicher Ruhe uns zu. Hier zogen die braunen Söhne der Wüste einher, die ihre langgehalsten Lastthiere zur

Tränke führten; weiter hin lagerten reiche Perser in ihren Zelten — aber inmitten seiner Sclaven, die ihn, wie ihren Vater, liebten, saß der reiche, alte Hindu, tief den Kopf in dem schattigen Turban von Nesseltuche, dem feinsten Gewebe, das Indien hervorbringt, dem glänzendsten, das seine Sonne an den Gestaden des Ganges bleicht, auf der Stirne das Wappen seines Stammes in Gold und Azurblau strahlend. Er, der die Märkte im fernen Persien bezog und hinaufstieg bis in die Pässe des Himalajah, um mit den Gebirgsvölkern zu verkehren, und an der Quelle sein Haupt in die Gewässer des heiligen Flusses zu tauchen."

Gabsalúnah machte hier eine Pause, ihr Auge strahlte Freude, so lebendig erwachte die Erinnerung in ihr.

„Und sonst erblicktest du Niemand?" fragte trüb der Bramin.

„O doch," rief sie begeistert, „einen jungen Europäer, der halbentkleidet, des ungewohnten Klimas wegen, noch in dem Palankin lag, und seiner Träger wartete, die indeß, der Abendreinigung wegen, ein Bad zu nehmen gegangen waren. — Meine Schwestern hörten nicht auf, ihm ihre Blumen zuzuwerfen und in den lieblichsten Verrenkungen ihm die Schönheit ihrer Glieder zu zeigen. Ich aber war fast unfähig zu tanzen — ich drehte mich unbehülflich hin und her — ich, die sonst die Geschickteste war! aber es flimmte wie blaue Sterne vor mir in der Luft, und dazwischen schossen goldene Strahlen, und ich weiß es noch heute nicht, was es war. Aber er hatte so schöne, blaue Augen und gelbe Haare, wie ich nie zuvor gesehen, und der Mond schien so herrlich, und in meinen Augen standen Thränen, und Alles dies zusammen mag wohl die seltsam täuschende Zauberei hervorgebracht haben."

Hier schwieg sie wieder einen Augenblick, und der Bramin füllte die Pause mit der Frage aus:

„Und was begab sich sonst mit dir?"

„Erschöpft hatten wir uns auf die Stufen des Brunnens gesetzt, als die Kulis von ihrer Abendandacht am Flusse zurückkehrten,“ fuhr sie fort. „Sie wollten rüstig den Palankin auf die Schultern laden, um nach Art dieser Leute, in der Nachtkühle gemächlich weiter zu reisen, aber der junge Reisende befahl, indem er aufstand, den Palankin in einen Winkel des großen Hofes zu tragen, wo unter Säulen und Vordach, ein noch freies und kühles Plätzchen sich fand; indeß ging er wie träumend umher und sah sich die Menschenhaufen an, die ihn umgaben. Dann und wann fiel ein scheuer Blick auf mich. — Nun war völlige Nacht hereingebrochen. Tiefe Ruhe lagerte sich ringsum. Meine Schwestern mahnten zum Aufbruch, und mit weithin tönendem Gesang verließen wir den Hof, eine nahegelegene Pagode zu unserm Nachtlager erkiesend. Dort, unter luftigen Hallen, waren meine Schwestern in tiefem Schlafe, nur ich, die Beglückte, wachte allein. Alle Mährchen, voll der wunderbarsten Dinge, die ich wußte, schwammen vor meinem Gedächtnisse umher, ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Seltsam geformte Blumen erschlossen vor mir ihre stark duftende Riesenkelche, und hauchten dazu unverstandene, liebliche Gesänge einander zu. Reizende, halbentblös'te Mädchen, in zarten Glanzgewändern, taumelten rings um mich und boten mir Erfrischungen in kostbaren Gefäßen dar — und hohe, geschmückte Krieger, gleich Fürsten, neigten sich von weißen Elephanten zu mir nieder. Unsere reiche Götterwelt war zur Erde gestiegen, um mich in sich aufzunehmen; ich flog zu ihm, er harrte meiner; und Kasyapa ließ seine süße Wundermacht in einer weitsprühenden Garbe über die Schöpfung dahinbrausen. In jener Nacht liebten sich alle Wesen — blutige Kämpfe ruheten — es war Kama's unendliche Feier!“ —

Der Bramin seufzte tief.

„Und wie der glühende Morgen an den Mauern des Hofes emporglomm,“ fuhr sie fort, „da wand ich mich aus seinen Armen und sprach: Gadsalûnah nennt man mich, und wenn auch nicht so heilig, wie die Jungfrauen von Jagernaut, hoch-

droben im erhabenen Thale der Pagoden, wo die Pilger hinanrutschen auf tausend Stufen, so wisse, daß dich eine Geweihte diese Nacht umfing und dich liebt und dein ist für ewig!" —

Hier schwieg die Kleine und senkte den Blick, und der Bramin stellte wieder im dumpfen Tone seine einförmige Frage: „Und sonst erblicktest du Niemand."

„Nur ihn! nur ihn!" rief sie begeistert; „doch höre weiter, heiliger, frommer Mann! Mit dem Palankin des Europäers sah ich alle meine Wünsche forttragen. Meine liebsten Freudinnen waren mir gleichgültig worden, wie hätten da wohl die zahmen Thiere der frommen Tempelbewohner mich noch anmuthig beschäftigen können? Nur die Blumen rührten mich noch, und die üppige Dolde des Amra, von der Madhawistaude umschlungen, leuchtete mir freudig in die Seele, denn sie bog sich mit unendlichem Wohlduft über mein glühendes Gesicht, als mich jene heilige Nacht in seinen Armen ruhen sah. Ich sonderte mich von den übrigen Tänzerinnen ab und folgte dem Jünglinge allein auf rauhen Bahnen. Ich achtete nicht Ungemach und Gefahr, und in seinem ersten Nachtlager, das er unweit einer europäischen Niederlassung hielt, trat ich vor ihn hin zu seinem großen Erstaunen. Er schrie laut auf vor Ueberraschung, als er mich erblickte und gestand mir, daß seine Gedanken den ganzen Tag über nur mit mir beschäftigt gewesen wären. Nun wohlan denn," rief ich freudig aus, „jetzt hast du mich, denn ich bin ja dein Weib. Ich bin entschlossen mit dir zu leben als deine treue Genossin, und dein zu seyn auf ewig, und mein Land zu verlassen und mit dir hinzuziehen, wohin du deine Schritte lenken wirst."

„Und was muß ich thun, um so hohe Liebe zu verdienen?" fragte der edle Jüngling. „Dich mir anverloben nach der Sitte des Landes," erwiederte ich; „hier nimm meinen Kranz, den ich in den Locken getragen, bewahre ihn wohl, denn ich bin dein Weib geworden. Gieb mir einen Ring und sprich: es sey wahr!" Und er nahm und gab und sprach und wir um-

armten uns — und ich war, nach Gandharwi's Satzung, das Weib des Mannes meines Herzens — das Kama's Blumenpfeil tief verwundet hatte.

„Ich kleidete mich nun in europäische Tracht, um durch nichts den frühern Stand zu verrathen, dem ich angehörte. So folgte ich ihm überall, wohin seine vielverzweigten Geschäfte ihn führten. Wir waren bereits weit weg von dem Orte, wo meine Gespielinnen die heiligen Gebräuche übten, und der Augenblick näherte sich, wo er die Rückreise nach Europa antreten sollte."

Gadsalûnah that einen tiefen Athemzug, und der Bramin murmelte dumpf vor sich hin: „O, daß du blind warst, und in dein Verderben ranntest!" Sie war zu sehr mit der Erinnerung beschäftigt, als daß sie diese Worte verstanden haben sollte, und fuhr sogleich weiter fort:

„Wir befanden uns in Madras. Mein Gatte wohnte bei einem Gastfreunde am Ufer. Ich konnte aus meinem Fenster sein schönes Schiff erblicken, welches bald die ganze Ladung eingenommen hatte, und mit dem wir dann nach Europa segeln sollten. Ich war so glücklich und hatte keinen Wunsch mehr auf Erden. Mit banger Ungeduld erwartete ich unsere Abfahrt. Der Tag erschien endlich, doch vorerst sollte mein Gatte noch einem prächtigen Feste beiwohnen, das ihm zu Ehren ein alter Handelsfreund veranstaltete. Als die Hitze sich gelegt hatte, machte er sich auf den Weg, nachdem er zärtlich von mir Abschied genommen. Kaum war er fort, als sich meiner eine entsetzliche Angst bemächtigte, die ich vergebens zu bekämpfen suchte. Bereits war es ganz dunkel geworden. Ich konnte in unserem Hause nicht bleiben, und ging an's Ufer, dort übersah ich den ganzen Hafenrand, an dessen entferntestem Ende ein greller Schein von Lampen und Fackeln, der sich im Wasser spiegelte, mir den Ort des Festes verrieth. Ich nahm meine Richtung dorthin und ging, eine dunkle Gestalt in der Dunkelheit der Nacht, am Gestade fort. Da befand ich mich mit einem Male unter einer großen Volksmenge, die blos durch ein Gitter von dem Garten

des reichen Holländers getrennt, seinem Feste zuschaute. Alle Blumenbeete waren erleuchtet, Lauben, worin Springbrunnen sich erhoben, waren im Innern mit Spiegeln getäfelt, und mit Lampen erhellt. Es war ein Glanz, der die Sinne verwirrte, und den ich nicht zu beschreiben im Stande bin, ich glaubte Nandana, den Garten des Herrschers der drei Welten, vor mir zu sehen! — Vor mir erhob sich die prächtige Tafel, mit Gold und Silber ganz bedeckt, rings um sie her die Gäste gereiht, mir gegenüber mein Gatte, er sah bleich aus. Es war nicht vom Wiederschein der Lampen und Fackeln, er sehnte sich nach mir, er war mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel, so dachte ich mir. Plötzlich fällt es mir ein, daß er mich an meinem Platze bemerken, daß er meine Erscheinung für eine Sinnentäuschung halten, daß er sich dabei Zauberei denken oder sich selbst krank wähnen könne, und augenblicks wende ich mich, und dränge mich durch den Haufen der neugierigen Gaffer. Aber nach Hause konnte ich noch immer nicht gehen. Es war gleichsam, als riefe mir eine innere Stimme zu, an diesem Orte zu verweilen. Wie ich nun so, auf diese Stimme horchend, nach einer andern Seite gehe, wo hohe, duftige Bäume den Lichtern den Eingang verwehren, und ein dunkles Gebüsch die Straße sperrt, vernehme ich ein leises Sprechen. Es ist Malayisch. Brama hat dich hiehergeleitet, denke ich bei mir, als ich die ersten Worte verstanden habe, und drücke mich, so leis' es mir möglich ist, zwischen die Bäume hindurch, erhebe mich am Einfassungsgitter des Gartens, und hänge nun schwebend daran, um über das Laub weg, die Sprechenden beobachten zu können. Ein ängstlicher Krampf schnürt mir die Brust zusammen; ich war ihnen so nahe, daß ein leiser Athemzug mich verrathen haben würde. Am Boden, zum Theile zwischen den wildsprossenden Stauden und Gesträuchen, lagen mehrere Schwarze, deren Augen im Dunkeln zu leuchten schienen. Es waren arme Menschen, die von Africas Küste durch Sclavenschiffe hiehergebracht waren, und mit knirschender Wuth ihr Elend verfluchten — ein Mann, in ihrer Mitte, der malayisch sprach, reizte sie an, diesen Augenblick des Festes nicht ungenützt vorbeigehen zu lassen, und in ihm ihre Rache zu bewerkstelligen."

„Und erkanntest du den Malayen?“ fragte hier der Bramin sichtlich bewegt.

„Wie willst du, weiser Bramin,“ erwiederte Gabsalûnah, „daß ich in der dicken Dunkelheit, die mich umgab, und worin nur die Augen der Neger zu leuchten schienen, mir seine Züge gemerkt haben soll? ..... Der Holländer, bei welchem das Fest Statt fand, hatte den schändlichen Menschenhandel getrieben, und war dadurch zu dem großen Vermögen gelangt. Dies wurde mir bald klar und die Schwarzen warteten noch auf einige ihrer Mitverschwornen, um dann das Haus des Sclavenhändlers anzuzünden, sich die Verwirrung des Festes zu Nutze zu machen, zu rauben und zu morden, und dann Gemeinschaft mit dem müßigen Volke, das zuschaute, zu machen, um alle Europäer zu schlachten. Ungehört entwitschte ich aus meinem Verstecke, Dank sey es meiner Leichtigkeit und meinen gelenken Gliedern. Da war nicht Zeit zu säumen, und doch konnte ich so schnell keinen Entschluß fassen. Ich umrannte das weite Gehege, das den Garten nach allen Seiten einzäunte, und gelangte endlich nach der großen Eingangspforte. Ich war erschöpft und im höchsten Grade beängstigt, denn ich glaubte in den finstern Gebüschen und tiefen Gräben, schwarze Gestalten mit Feuerblicken gesehen zu haben, die darin herumkrochen, um das Verderben des Hauses zu beschleunigen. Man wollte mich nicht einlassen. Vergebens sagte ich, daß ich meinen Gatten sprechen müsse. Endlich wurde ich zu einer Art von Oberaufseher der Dienerschaft, ich weiß nicht wie die Europäer dergleichen nennen, geführt, allein dieser erklärte seine Meinung, ich wolle mir die Gelegenheit zu Nutze machen und stehlen, und somit wurde ich, ohne daß man mich hörte, fortgestoßen. Weinend, und vor Angst bebend, stand ich am Eingange, und hatte Niemand, dem ich das entsetzliche Geheimniß verrathen konnte. Das Volk, das mich umgab, war selbst verdächtig, und die Worte in die leere Luft schreien, würde meinem Daseyn bald ein Ende gemacht haben, da wahrscheinlich schon überall Vertraute mit scharfen Messern, lauernd, in Bereitschaft waren. Ich fing an, das hereindrohende Verderben als ein unvermeid-

liches Geschick zu betrachten, welches über die Europäer Brama verhängt habe, und bei allem Abscheu gegen die häßlichen Neger, deren Anblick mir fast so schrecklich war, wie jener der Parias, konnte ich ihre unmenschliche Rache, die sie üben wollten, nicht ungerecht schelten. Aber er war ja auch unter den Europäern — dachte ich dann wieder — seine Haut, sein Haar, seine schönen Augen, seine Kleidung und Sprache — Alles muß ihn auf den ersten Blick verrathen. Ihn — ihn nur allein wollte ich retten; dieser Gedanke beschäftigte mich ganz und gar. Wie aus Instinct lief ich an's Ufer — nur dort — konnte Rettung Statt finden. Die Angst, die Stunde sey gekommen, beflügelte meine Schritte. Ich lief das Ufer hinab und hinauf. Ich wußte nicht was ich eigentlich suchte. Da sehe ich ein großes Boot, es ist durch ein Thau an einen großen Pfahl befestigt. Ich blicke auf das Boot und zurück nach dem Hause des Holländers. Der gerade Weg ist kurz und die Rettung ist von dort bald erreicht. Ich fliege hin. Alles ist noch ruhig im Volke. Das Haus steht fest, nur die Fenster sind erleuchtet, nur die Gäste im Garten lärmen, vom Weine erhitzt, an der Prachttafel. Ich dränge mich wieder in ihre Nähe, Alles um mich her vergessend, nur auf ihn meine Blicke gerichtet. So bleibe ich wie angewurzelt stehen. Schon erheben sich einige zum Aufbruche und ich hoffe, daß die ganze Festlichkeit beendigt seyn werde, ehe der Plan der Neger zum Ausbruche gekommen ist. Doch welch ein seltsamer Ton wird mit einem Male vernehmlich? Ein Zischen ist's — ein Prasseln, bald gefolgt von einem wilden Geschrei. Die Flammen schlagen empor. An allen Seiten lodert das Haus und schon dringen die Mörder ein, dies verkündet das Angstgeschrei der Diener, jener thörichten Wächter des Hauses, die den Rettungsengel von sich stießen. Die Gäste laufen verwirrt durcheinander, doch ich weiß von nun an nicht mehr, was um mich vorgeht. Ich klettre wie ein Maki am Gitter in die Höhe und lasse mich in den Garten hinabfallen. Der weiche Boden und meine nachgebende Geschmeidigkeit bewahren mich vor Verletzung. Dabei hatte ich *ihn* nicht aus den Augen verloren. Mit fliegender Hast habe ich seine Hand ergriffen, er ist überrascht, mich zu sehen, doch ich

lasse ihn nicht Zeit zu fragen, sondern schleppe ihn, indem ich laut auf Malayisch schrie, gleichsam wie zum Opfertode, durch die allgemeine Verwirrung. Dank sey es Brama, daß er den Glauben an mich in meines Gatten Brust gesenkt hatte! Wäre ein Argwohn in ihm laut geworden, so hätte er mich, das schwache Wesen, von sich geschleudert und wäre verloren gewesen. So aber erkannte er sogleich meine List, und vertraute mir. Da ich mich auf dem einsamen, dunkeln Pfade zum Ufer sah, sagte ich leise auf gebrochenes Englisch, wie ich es damals sprach, zu ihm: „dort ist das Boot, wir sind gerettet!" Bald hatten wir es erreicht — wir stießen mit vereinten Kräften ab — und sein unfern liegendes Schiff nahm uns auf, wo wir Alles zur Abfahrt bereit fanden, da uns der Kapitän bereits mit Sehnsucht erwartete. Auf dem Verdecke stehend, sahen wir die sich dahinwälzenden Flammen, wir hörten den wüthenden Haufen, aber das Schiff entfernte sich sogleich vom Ufer, da man die Folgen des Aufstandes nicht berechnen konnte, und die reiche Ladung in Sicherheit gebracht werden mußte. — Bald waren wir weit weg von der Küste, — das Meer nur umgab uns und des Himmels Sterne, und ein schwachröthlicher Rauch in Südost zeigte uns die Stelle, wo Brand und Mord wütheten. Ich erzählte meinem Gatten, was ich von der Ursache dieser Meuterei wußte, und er hörte tiefnachsinnend zu. Während der ganzen mondenlangen Reise schien er von Sorgen bedrückt, und wir näherten uns doch seinem Vaterlande, das er an der Seite seiner geliebten Gattin betreten sollte. In London hielten ihn Geschäfte zurück, bis daß der herrannahende Winter, der hier die Flüsse und das Meer erstarren läßt, ihn aufbrechen hieß, um noch mit offenem Wasser Hamburg zu erreichen. So sind wir denn nun hier und ich muß dir gestehen, heiliger Bramin, daß böse Zweifel mich oftmals beunruhigen. Manchmal denke ich: „liebt er dich wohl?" Aber dann schelte ich mich selbst, daß ich so etwas nur denken konnte. Warum aber hält er mich hier so verborgen? Warum bringt er mich zu dieser fremden Frau? Wo ist sein Vater? Wie sah ich seine Schwester? Wie scheuslich war sie angethan, und wie böse schnitten ihre Worte mir in das Herz? Und selbst deine Warnungsstimme,

mein Lehrer, wie ängstigt sie mich! Was soll ich von ihm, was von all den Leuten denken? Seine Verbindung mit dem alten Holländer in Madras, deutete sie darauf hin, daß auch er Theil genommen an dem blutigen Menschenhandel? Bin ich vielleicht nur als Sclavin hiehergekommen, und hält nur eine schwache Neigung zu mir ihn noch ab, mich auf den öffentlichen Markt zu führen? O .... warum hat er mich verlassen? ...."

Gadsalûnah war heftig aufgeregt, ihr zierlicher Busen hob sich gewaltsam, ihr großes Auge starrte thränenlos, aber mit dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes, auf den Bramin. Dieser ergriff ihre Hand. „Dewadosche," begann er mit großem Ernste, „du bist hintergangen, übergieb dich gänzlich mir, und folge mir nach Indien, wo Brama's heilige Quellen unter ewig grünen Palmen rauschen. Noch bist du nicht unserer Lehre abtrünnig worden, noch prangt das Amulet an deinem Halse, das dich schützt vor jeder Gefahr, bleibe standhaft ...."

„Ja, das will ich ... das werde ich ..." rief sie begeistert, „doch ihn verlassen, das kann ich nicht. Das Weib als Gattin ist unzertrennlich von ihm, dem sie liebend angehört — so will es Brama's Lehre."

„Fluch dem Betrüger, der dich im Sinnenrausche bethörte!" schrie wild der vermeintliche Bramin, seinen heiligen Character vergessend. „So wisse denn, daß der Gott der Christen das Band nicht segnet, das du mit dem Europäer knüpftest, daß du verabscheut wirst von ihm und den Seinigen, daß die Frucht deines Schoosses den Fluch der Geburt durch's ganze Leben mit sich schleppen wird, daß er selbst, den du, im Wahne befangen, deinen Gatten nennst, einer solchen verabscheuungswürdigen Verbindung sein Daseyn verdankt, daß er seine Hände, wie seine Seele, befleckt hat mit dem schändlichen Menschenhandel, um des rothen Goldes willen rothes Blut vergossen hat, und daß Ich jener Malaye war, der im Dunkel der Nacht die Neger zur Rache aufforderte, daß ich nun hier bin, jener Rache, welcher er entrann, ihn zu opfern!" —

Entsetzt und schaudernd wandte Gabsalûnah sich von dem Fürchterlichen weg und stammelte leise und furchtsam: „das wolltest du, heiliger Bramin, thun, du — Blut vergießen?"

„Mich übermannte der Zorn," fuhr dieser ruhiger fort, indem er bemüht war, den sanftesten Ton, dessen seine Kehle fähig war, anzustimmen. „Aber retten will — muß ich dich! — Es hat oft Fälle gegeben, wo selbst heilige Männer den Mädchen deines Standes ihre Hand gereicht haben. Ich will mich dazu entschließen, du sollst die Gattin des Bramins werden, das Band Gandharwi, das du knüpftest, kann ich lösen, und nach Peradschaput=Satzung wirst du dann die Meine!"

Gabsalûnah schauderte: „Ich bin schon die Seinige ...." sprach sie leise.

„Und wenn er stirbt?"

„So werde ich ihm folgen!" rief sie erschöpft von der langen Folter, und sank mit dem Gesichte in die Polster ihres Sophas. Wie sie nach einer Pause sich wieder erhob, suchte sie vergebens den Bramin. Sie war ganz allein im Zimmer. —

Der Leichenmaler.

Eine Novelle;

von

M. G. Saphir.

„Erinnerung, süßer Wehmuth Gefährtin,
Wenn diese die Wimper trauernd senkt,
So hebst du den Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.“

Julie, du süße Rose, die einen kurzen Frühling mir geblüht; Nachtigall, die nur in eines Lenzes flücht'gem Tage mir zugesungen; Sternbild, das nur eine beflügelte Stunde lang an meinem Lebenshimmel mild erglänzte; spät mir gegeben und früh mir geraubt; Julie! wo du auch seyest, hier oder dorten, einsam des Fernen gedenkend oder beglückt seyn vergessend, in dem Heiligthume der Erinnerung hänge ich diese Zeile als Votivtafel meines Herzens auf. Weilen deine Augen je auf ihnen, so gedenke deines Freundes, dem auf der ganzen Pilgrimschaft des Lebens nur ein Wesen ward, das sein Herz verstand, du, dem dieses Wesen einmal liebend die Seele und küssend berührt und wie ein Traumbild entfloh, und dessen Herz nun hineinschaut in das flache Spiegelglas seines Daseyns, ohne daß ihm ein zweites gleiches entgegenschaut.

1.

„Wir müssen sie finden!“ rief Alberto, der stolze, wilde, schöne und reiche Fremde, der seit einigen Wochen die Schönen Münchens in Bewegung setzte. „Wir müssen sie finden!“ rief er noch einmal ungestüm; seine schwarzen Augen blitzten dabei über die edle, stolzgebogene Nase nieder, und gewaltsam zog er seinen Freund, den Maler Alonzo, durch die fluthende Menge. Am chinesischen Thurme war Musik. Auf dem Jaspisteppich der Wiese tummelte sich das Heer der Kinder herum, aber um den Cirkus, der die Militärmusik einschloß, reihten sich Fußgänger, Reiter und Equipagen.

„Wir müssen sie finden!“ rief Alberto zum drittenmale; sie wanden sich durch Pferde und Wagen quer durch. Alonzo, der fröhliche Maler, den schönen Mädchen freundlich bekannt, grüßte hinüber und herüber, flüsterte da und dort einem silbernen Riegelhäubchen ein Wörtchen zu, worüber die rothen Wangen noch röther, und die leuchtenden, freundlichen Augen noch leuchtender und freundlicher wurden, allein Alberto hatte für nichts Aug' und Ohr. Er suchte Antonie. Als die beiden Suchenden um die Ecke bogen, sah Alberto die ihm wohlbekannte Equipage. „Da ist sie!“ rief er, und drückte Alonzo's Arm, daß dieser bald laut aufschrie. In einem glänzenden Wagen, von zwei edlen Rossen gezogen, saß Antonie. Ein freudig überraschtes „Ah!“ entfloh den Lippen des Malers, als er sie sah.

Aus der Fülle der reich herunterwallenden, braunen Locken sah ihr Antlitz heraus wie die Sonne aus dünnem Gewölke; ihr Auge war lieblich und mild wie das Lächeln der beglückten Liebe, ihr Mund schien vor Freude zu erröthen, daß ihr liebliches Wort seine reizende Schwelle überschritt, auf ihren Wangen lag ein neugeborner Morgentag, um die rosigten Lippen regten sich süße Gefühle und frohe Gedanken, die in ein entzückendes Lächeln zusammenschmolzen.

Alonzo's kunst- und naturerfahrener Schönheitssinn staunte unersättlich dieses Ineinanderspiel harmonischer Formen an. Al-

berto riß ihn an die linke Seite des Wagens hin und grüßte flammend die schöne Antonie, sie dankte freundlich kalt und wendete sich zu der rechten Seite des Wagens, an dem zu Pferde der junge Graf von Werdern, ihr Bräutigam, sich befand.

Alberto trotzte wieder fort durch die Menge, riß Alonzo mit und tobte mit ihm hinein in die Seitengänge des englischen Gartens. In verliebter Raserei warf er sich hier an Alonzo's Brust. „Du mußt sie malen!" schrie er, „du mußt! Fordere, wünsche von mir, so viel du willst, ich bin reich, nur male sie, ich muß wenigstens ihr Bild besitzen!"

Der Graf von Werdern liebte seine Braut mit allem Feuer einer edlen, sieggekrönten Liebe, und wurde eben so von ihr wieder geliebt. Nicht fremd war ihnen die irregeleitete Liebe des reichen Fremden, der in einem gewissen Inkognito in München lebte, allein durch jene Würde, die jeder wirklich tugendhaften weiblichen Seele als Gotteswaffe eigen ist, wußte sie seine unbändigen Bewerbungen zurückzuweisen. Es war unmöglich, ein Bild von ihr zu bekommen, und dennoch war dies das einzige, das feurigste Bestreben Alberto's.

Alonzo war einer der geschicktesten und glücklichsten Portraitmaler der Stadt. Sein Künstlerleben hatte seine Seele etwas wüste gemacht, so wie überhaupt der größte Theil der Portraitmaler nicht eindringen in das Heiligthum der Kunst, weil sie sich nur an der Oberfläche weiden, weil sie nicht die Seele der Wesen, sondern blos die Wesenkleider studiren, und das Oberflächliche wieder mit oberflächlichem Sinne genießen; sie bilden nicht von Innen heraus, sondern von Außen hinein.

Alonzo's Seele war auch von dem reichen Herumfluge auf den äußeren Schönheitsformen und Gesichtslineamenten leer und wandelbar geworden. In seinem Herzen schwärmten alle Leidenschaften wie in einem Bienenstocke ein und aus, und summten und schwirrten und stachen unaufhörlich. Das Glück hatte ihn nicht begünstiget, und so war ihm die Kunst, die heilige, die

Gott abstammende, nicht die Geistesbraut und Lebensheilige, sondern die Hauskuh, die ihn mit Milch versehen sollte. Der Antrag Alberto's war ihm daher willkommen und er beschloß, das Geld zu verdienen, um welchen Preis es auch sey.

2.

In der ernst majestätischen Kirche unserer Lieben Frau, vor dem verklärten Bilde der Hochgebenedeiten, lag Antonie und betete. Ihr klares Antlitz war erhoben in inniger Frömmigkeit zu der Gnadenmutter; die beiden Hände lagen wie versöhnte Schwestern ineinandergeschlungen an ihrer Brust, und das gefühlige Auge, das seelenvolle, blickte hinauf zum Himmel, und in seinem Sterne schimmerte das Licht der Andacht, das tröstende, mild leuchtende Licht der Religion, und ihre Lippen regten sich leise, wie sich die Lippen eines unschuldigen schlafenden Kindleins regen, wenn es von Weihnachtsbäumen und Christbescheerungen und beflügelten Englein träumt.

Wer die Schönheit nie gesehen hat im Augenblicke des Betens, der weiß es nicht, wie schön die Schönheit ist, und wer nie ein Gebet von frommer Schönheit sah, der erkennt es nicht, wie heilig ein Gebet ist!

So lag sie da, die schöne Antonie. Verklärung lag um ihre Züge, und eine jungfräuliche Heiligkeit umfloß die andächtige Gestalt. Nicht weit davon, in einem Betstuhl versteckt, saß Alonzo, um sein frevlerisches Werk an Gott geweihter Stelle zu vollstrekken. Mit irrdischem Blicke erspähte er die im Gebet versunkenen Züge, um sie zum unheiligen Zwecke auf das Papier zu bannen. Die Ruhe und die tiefe Andacht der frommen Antonie war seiner Absicht nur allzu günstig, und bald hatte er seinen Raub vollendet. Das wohlgetroffene Bildniß Antonien's, als Madonna gemalt, lag in wenigen Tagen in Alberto's Hand, und dafür in Alonzo's der Schmachsold von hundert Dukaten. Alberto reis'te wildbewegt aus München ab, und Alonzo wurde im-

mer wüster und wüster, je mehr sein Ruf als Portraitmaler stieg und sein Einkommen sich vermehrte.

3.

Düsteres Abenddunkel hüllte den Kirchhof in München ein, die weißen Leichensteine schienen wie die ausgestiegenen Geister der Verstorbenen auf ihren Gräbern zu stehen, ein schauerliches Säuseln bewegte die Blätter der Cypressen, und nirgend war ein Odem des Lebens zu vernehmen. Durch die mittere Reihe der Leichensteine schritt, in einen Mantel gehüllt, eine Gestalt zu der halben Rotunde hinauf zu dem Leichenhause, wo die am folgenden Tage zu Begrabenden auf der Bahre ausgestellt liegen. Es war Alonzo.

Er wurde Abends spät noch gerufen, um ein Mädchen, welches plötzlich starb, noch nach dem Tode zu malen. Der Bote versprach reiche Belohnung, und Alonzo fand sich Abends im Leichenhause ein. Der Leichenaufseher öffnete ihm das Zimmer, in welchem die Todte lag. Zwei Kandelaber gossen ein helles Licht durch den schauerlichen Ort. In der Mitte des Zimmers lag die Leiche im weißen Gewande. Die jungfräuliche Kranzkrone zierte sie. Blumen und Guirlanden schmückten die Bahre, und zwölf Kerzen standen auf beiden Seiten. Alonzo warf den Mantel am Eingange ab, näherte sich der Leiche, und ein eisiger Schrecken durchrieselte ihn, als er Antonien erkannte.

Er stand einige Augenblicke wie gelähmt an diesem Orte des Entsetzens; schon wollte er von dannen gehen, ohne nur seine schauerliche Aufgabe zu lösen, allein die Aussicht auf den reichlichen Lohn und eine falsche Scham, als könnte man ihn der Furcht zeihen, bewogen ihn zu bleiben, und die Abgeschiedene zu malen.

Er faßte sich, stellte die Lichter zurecht, legte das schöne Haupt, das noch lebensfrisch wie eine eben gepflückte weiße Rose

da lag, zurecht, und begann zu malen. Seine Augen hefteten sich wie magisch auf die blassen Züge, er fühlte seine Hand unsicher, eine Beklommenheit legte und wickelte sich wie eine Ringelschlange immer fester um seine Brust. Die Lichter fingen an ganz in absonderlichem Glanze zu flackern und hin und her zu spielen. Alonzo suchte seinen Blick starr auf das Antlitz der schönen Leiche zu heften, allein sein Pinsel konnte keinen Zug festhalten, sie schwammen flimmernd ineinander. Ein Fieberfrost durchschüttelte ihn, er neigte sich tiefer auf die Todte herab, da begannen die schönen, leblosen Züge leise zu zucken, die Lippen regten sich, die blassen Augenlieder gingen langsam in die Höhe und die erloschenen Augen drehten sich nach Alonzo. Festgebannt wie ein Steinbild blieb Alonzo, sein Auge krampfhaft und unverwandt nach der entsetzlichen Erscheinung ausgedehnt. Da setzte sich die Leiche auf, erhob die geisterbleiche Hand gen Alonzo und hauchte mit dumpfer Stimme folgende Worte ihm zu:

„Fort von hier, du Frevler! Du hast an gottgeweihter Stelle, vor dem Bildnisse der gebenedeiten Mutter aller Gnaden, mit räuberischer Hand meine Züge mir abgestohlen zu verbrecherischem Zwecke, hast meinen Blick, zum Himmel gesendet, entwendet und zu schnödem Gebrauche benützt. Doppelter Frevler, hebe dich weg von hier, deine Kunst ist fortan verfallen den finsteren Mächten, und ein Zug des Todes in jedem deiner Gemälde mahne dich an jene sündige Stunde!“

Hierauf sank die Leiche nieder, die Augen schlossen sich und regungslos blieben alle Züge. Gejagt von allen Entsetzen der Nacht und des Todes, und im Busen zerrissen von folternden Gedanken, entfloh Alonzo dem Grauen erregenden Leichenhause. Die Leichensteine, durch die er entfloh, schienen zu beiden Seiten mit gespenstischen Blicken ihn anzuschauen, der Gottesacker schien sich zu verlängern und mit ihm fortzugehen; gebadet in Angstschweiß, und außer sich kam er nach seiner Wohnung zurück.

* * *

4.

„Wann wirst du doch endlich mein Portrait vollends zu Ende bringen?“ fragte die sonnenäugige Minna, Alonzo's Geliebte, denselben, als er eben nachdenkend bei ihr saß und die schwarzen Lockenschlangen, die in dem weißen Nackenpfühl wollüstig hineinwühlten, mit seinen Fingern hin und her warf. Er sah hinein in die feuchte Gluth ihres Auges, in dem der innerste Gluthstern der Liebesgewährung hochaufflammte, sprang rasch auf und rief wild: „sogleich!“ Minna sprang froh auf, die üppigen Formen jugendlich reitzender Glieder durchwallten und durchleuchteten das leichte, dünne Sommergewand. Die Staffelei wurde zurecht gerückt, Minna saß gegenüber und Alonzo begann das Bild, das bis auf einigen Strichen fast ganz fertig war, zu vollenden. Seine trunkenen Blicke zappelten in dem Netze der halbenthüllten Reize Minna's, es wogte in ihm die Ebbe und Fluth der Leidenschaft, er malte mit Gluth, seine Seele lebte in seinen Fingerspitzen, das Bild war fertig. Minna lebte, auf die Leinwand hingehaücht, es war nicht blos eine Abschrift ihres Gesichtes, es war ihre Doppelgängerin! Dieselbe Sonne des Auges, welche die Sinne des Beschauers zu Zunder brennt, dieselbe Gluth der Wangen, vom Purpur des Genusses geröthet, derselbe Karmin der Lippe, die vor dem tiefern Gedanken der vielsagenden Liebe erröthet, dieselbe schöne Blume des Fleisches, dieselbe Harmonie der Glieder, die im stolzen Selbstbewußtseyn ihrer Reize sich umschlungen hielten! Alonzo und Minna waren beide entzückt; es war sein erstes Bild, das er seit jener Nacht gemalt hatte und — stand da in des Lebens unübertrefflicher Nachbildung, übergossen von Wahrheit und Natur. Minna schien ihr schönes zweites Ich noch überstrahlen zu wollen. Es wurde ein Festabend für beide Liebende. Die trauliche Lampe wurde angezündet, die dampfende Punschbowle bereitet und in kosender Liebe saßen Alonzo und Minna auf dem engen, zweisitzigen Sopha, und schlürften die flüssige Gluth des Punsches und der noch heißern Küsse, und gegenüber stand die Staffelei mit dem fertigen Bilde. Immer heißer wurden ihre Küsse, immer stiller ihre Lippen, immer lauter ihre Wünsche.

Alonzo war voll Muthwille und ungezügelter Wildheit. Seine Gedanken fiengen an, wie die matten Vögel, irre herumzuflattern, er neckte Minna, daß ihr Bild schöner seye, als sie selbst; sie aber küßte und herzte ihn in wilder Lust und sprach: „wilder, wilder Junge, wenn auch das Bild hübscher ist als ich, so kann es doch nicht mit dir anstoßen auf langes Leben und kann nicht „du" zu dir sagen, nicht „du," dieses seelenaustauschende Wort, ich aber kann dich dutzen, du süßer, süßer Junge du! du!" und dabei dutzten ihre Lippen die seinigen, daß sie fast wund wurden. Alonzo aber sprang im trunk'nen Uebermuthe auf und rief: „aber dein Bild soll auch mit mir anstoßen auf langes Leben und soll mich dutzen, zum Trotz der närrischen Leiche!" Er füllte sein Glas und Minna's, riß sie mit hin zu ihrem Bilde und rief:

> „Vivat, schönes Bild! sollst leben, stoß an! sollst mich dutzen! Smollis fiduzit! hörst, du sollst mich dutzen! sag' Du!"

„Du!" tönte es dumpf drohend und schauerlich zurück von dem Bilde; die Züge des Bildes belebten sich; aber es waren Todtenzüge; die Farbe war erloschen, der Blick gebrochen, die Lippen bleich und in den starren, offenstehenden Augen lag der entsetzliche Tod. Minna sank todt ihrem Bilde zur Seite nieder.

Am andern Tage war Alonzo nicht zu finden; München sah ihn nicht wieder.

5.

In Rom in der Strada del popolo in seinem Palaste saß tiefsinnig und verdrüßlich der Prinz Moritz von * * *. Ein dunkles Feuer brannte in seinen Augen, die aber eine tiefe Schwermuth verriethen. Die schweren, rothseid'nen Vorgehänge waren halb herabgezogen über die alterthümlichen Fenster, und überdunkelten das geräumige Zimmer. Das Auge des Prinzen

war starr auf ein Bild geheftet, welches ihm gegenüber, über einem schwarzen Marmortische in einem goldnen Rahmen hieng, aber von einem schwarzen Schleier bedeckt war.

Er war bestimmt, die schöne Prinzessin Alice von *** zu ehelichen; sein Auge hatte sie nie gesehen; sein Vater, der regierende Fürst von ***, hatte es so bestimmt, und Prinz Moritz, der früher lange in der Welt herumgetaumelt, und dessen Herz an dem Gorgonenhaupte einer unglücklichen Liebe zu einer kalten Resignation erstarrte, willigte kalt und ruhig ein.

Die Thüre ging auf und die Fürstin Mutter, eine hohe, ernste Frau, voll Milde und Leutseligkeit, trat herein. „Mein Sohn," sprach sie mit jenem sanften Klange der Stimme, welcher nur der Mutterliebe eigen ist, „mein Sohn, wir haben den berühmten deutschen Maler Haldern gewonnen und bewogen nach Neapel zu reisen, um dort die Prinzessin Alice für dich zu malen, ist es dir so recht?"

Prinz Moritz lächelte kalt und sprach: „wie du willst, meine theure Mutter." — Dabei wandte er seinen Blick wieder nach dem schwarzbehängten Gemälde. „Lieber Sohn," fuhr sanft die Fürstin fort, „dann wirst du Alice's Bild an jene Stelle hängen, und dieses Bildniß, das deiner Schwermuth nur stets neue Nahrung giebt, von da entfernen; willst du, mein Sohn?" — „Ich will, meine theure Mutter," antwortete Prinz Moritz resignirt.

Nach einigen Wochen kehrte der Maler Haldern mit dem Bildnisse der Prinzessin Alice nach Rom zurück.

In demselben verdunkelten Zimmer saß Prinz Moritz, als die Fürstin Mutter mit dem deutschen Künstler hereintrat. Ein Diener trug das Portrait im breiten, prachtvoll vergoldeten Rahmen hinter ihnen herein.

„Hier ist der deutsche Künstler, mein Sohn," fieng die Fürstin an, — Haldern trat näher, der Prinz sah auf, „Alonzo!"

rief er heftig und sprang vom Sopha auf, Haldern trat erschreckt zurück und erbleichte. — Er war Alonzo. — Der Prinz war Alberto, dem er in München jenes frevelhafte, verhängnißvolle Bild gemalt hatte. „Ich sehe, ihr kennt euch," sagte die erstaunte Fürstin, „ich will ein so seltsam überraschendes Wiedersehen nicht stören." Die Fürstin gieng und ließ Alonzo mit seinem Bilde bei ihrem Sohne.

Düster und starr stand dieser vor Alonzo. „Wo ist Antonie?" fragte er endlich heftig und faßte krampfhaft Alonzo's Hand. „Dort!" tönte es matt und bebend von Alonzo's Munde. „Todt?!" rief entsetzt der Prinz, „o meine gräßliche Ahnung! wann starb sie?" —

„Am 15ten Juni Abends, im vorigen Jahre!"

„Ewige Gerechtigkeit!" stieß der Prinz entsetzt heraus, stürzte auf das schwarzverhüllte Gemälde hin, und riß den Flor hinweg. Alonzo sah hin, und das Blut gerann in seinen Adern. Es war Antoniens Bild, welches er in der Frauenkirche zu München von ihr malte, aber es waren jene Züge des Todes, jenes Leichenantlitz, wie er es in der schauervollen Nacht im Leichenhause malen sollte. Der Prinz und Alonzo faßten sich zitternd die Hände. „Am 15ten Juni Abends war es," begann endlich der Prinz, „als ich im vorigen Jahre, wie gewöhnlich, hier saß, und mein Auge auf jenes Bild, voll rosigem Leben und süßer Jugendgluth heftete, da schienen die Züge sich zu bewegen und ineinander zu schwimmen, das Auge fiel zu und hob sich mit erlöschendem aber vorwerfendem Blicke nach mir, die Farbe des Todes überzog das Bild, es war Antoniens Leichenantlitz! Ich stürzte besinnungslos nieder. Seitdem habe ich das Bild, das in diesem Zustande blieb, verhüllt! Todt also, todt!" Er warf sich auf das Sopha und kühlte die heiße Stirne in dem seid'nen Pfühl.

Alonzo war zerknirscht, er hieng den Flor endlich wieder um das Bild, sammelte sich, trat auf den Prinzen zu, faßte

ihn bei der Hand und sagte: „beruhigen Sie sich, mein Prinz. Besehen sie doch das Bild Ihrer fürstlichen Braut, da wird Ihnen des Lebens süßeste Fülle und der Anmuth unwiderstehlichster Zauber entgegen lächeln und Tröstung in Ihr Herz senken.“

Der Prinz stand auf und sagte bitterlächelnd:

„Nun wohl, Sie großer Meister, lassen Sie sehen.“ — Alonzo stellte sein mitgebrachtes Bild auf einen Sessel, zog das Tuch, das darüber hieng, herab; „da!“ sagte er, und das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Es war die Prinzessin Alice, aber der Zug des Todes lag auf dem blassen Antlitz, der Leichenmund bleich und die offenen Augen erstorben.

Der Prinz brach in ein schallendes, wahnsinniges Gelächter aus, „das ist dein Segen, Antonie!“ rief mit dumpfem Ton Alonzo, und stürzte aus dem Zimmer.

6.

Zwei Jahre später sehen wir einen ernsten, kummergebeugten Mann, zu später Nachtzeit auf den Knien liegend, vor dem hochgebenedeiten Bilde der Gnadenmutter in der Kirche zu Unserer Lieben Frau in München.

Heiße Thränen rinnen über seine gramgefurchte Wangen, und benetzen das kalte Gestein des Bodens, sein Blick, in dem Reue und Andacht ihre Schwesterflammen angesteckt, sahen gräulich und fromm hinauf zu der Gnadenspenderin, sein Mund bewegte sich nicht, aber es lag der Ausdruck des innigsten, wärmsten Gebetes auf dem ausdrucksvollen Antlitz!

Stille war es rings herum, kein Laut war rege in den hohen, gewölbten Hallen, nur seine Seufzer stiegen an die Decke empor und erweckten ein mitleidig, grauenerregendes Echo; die heilige Ampel warf ein mattes Licht auf die gottgeweihte Gegenstände, und Alonzo blieb unbeweglich mit gefoltertem Herzen vor dem Bilde der Madonna liegen.

Da schien es, als rausche es durch die Kirche wie ein heiliges Rauschen, ein milder Schimmer umzog das engelschöne Antlitz der Muttergottes, in dem sich Mildniß und göttliche Reinheit offenbarten; ein himmlischer Strahl der Gnade floß, wie Trostesbalsam, aus dem heiligen Auge der Gebenedeiten nieder, und von dem süßen, verklärten Munde zog es leise tönend, wie Muttergruß und Beschwichtigung zum schmerzenskranken Kinde, hernieder zu Alonzo's Ohren: „Du hast bereut und gebüßt, mein Sohn, der Schooß der ewigen Gnade ist dem rückkehrenden Sohne doppelt gnadenreich, geh' hin, male das Bild der Mutter der Erlöserin mit dem zarten Jesuknäblein auf dem Schooße, für das arme Kirchlein zu ***, und es seye von dir genommen der Bann jener unseligen Stunde, und deinen Gebilden sey gegeben der Segen der Wahrheit; denn nur durch Frömmigkeit und durch Reinheit der Seele kann sich Religion und ihre Tochter, die Kunst, offenbaren dem menschlichen Auge des irrdischen Künstlers!"

Süddeutsche
encyclopädische Humoralbriefe
an eine Dame in Berlin.

Von

M. G. Saphir.

1.

Nein, so haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibefinger versprochen, und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie sitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten Sich das niedliche Füßchen hübsch warm, und das fröhliche Herzchen hübsch kühl; der Postträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien lesen mit Ihnen, sie legen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waschwassern und zum Freimüthigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergessen. Ja, wenn ich dieses Lächlen sehen könnte! —

Ich aber soll Ihnen, so wollen Sie es durchaus, meine Ansichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunst, Geselligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskost gehört, mittheilen.

„Ich! Eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geschäft's!“

Auch über Politik? ach Gott, was will eine Dame, eine reizende, schöne, junge Dame von Politik? Wenn Sie wissen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich ist, so wissen Sie genug, und mehr als ich selbst mit Bestimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn sie nur ihr monarchisches Herz mit constitutionellen Institutionen umgeben, wenn sie das Oberhaus des Verstandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „gäb' es anders dergleichen!" ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich sehen an meinen vollen, frischen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßlust.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, dieses Blatt von dem Professor der Langweiligkeit, in die Hand, und ich sehe mit Erstaunen, daß die Bühnendichter sich wieder regen, und daß „unser lieber Gubitz," wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er sich dazumal mit seinem Häring-Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug ist, um in seinem Blatte gegen mich losziehen zu lassen! Ich sehe, er hat einen „Zimmermann" gefunden, er bleibt doch hübsch bei seinem Metier, Holzschneider und Zimmermann.

Ach, meine Schöne, lesen Sie doch die ästhetische Diarrhöe dieses jungen Doctors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre so fort, Du kannst noch einmal eben so berühmt werden, wie Herr Gubitz und sein Gesellschafter im Holzschneiden, und bei den Berliner Banquiers für Geist und Herz zu Tische gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Berliner Bühnendichter und die Bourbons, sie haben in ihrem Unglücke nichts gelernt, sie haben nichts vergessen. Nach der ersten Restauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förster allein sich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron,

haben sie nicht, doch nicht gelernt zu schweigen, in Demuth zu schweigen über mich, der ich ihnen schon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß sie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübsch artig wurden, und mir ein Patschhändchen gaben und versprachen, sie wollen's nimmer thun, ich möchte nur die Ruthe verstecken. Aber trau' einer einmal ungezog'nen Kindern! Sie sagen jetzt wie die Russen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit." Ruhig Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich sage euch noch einmal: „ruhig Kinderchen!"

Ich glaube, daß es wahr ist, meine schöne Freundin! was Sie mir schreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Ist denn kein Saphir unter uns?"

wenn sie sehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und sich breit macht. Gelassen, meine lieben Freunde, euch kann geholfen werden! Ich will diese Pharaos wieder heimsuchen, welche die Kinder meines Geistes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen lassen. Kömmt so ein lederner Bemerker=Zimmermanns=Lehrjung, und beschimpft mich, und sagt, er wolle zugeben, ich habe Witz! Wie viel solche Zimmermänner und Gubitze muß man denn zusammenstoßen, bis sie begreifen, was Witz ist?

O, daß euch der Börne hole!

Sie wissen ja selbst, meine geistreiche Freundin! wie sie Alle vor Börne und Heine auf den Knien lagen, wie ihn der Gubitz angesellschaftet, der Häring angehäringt, und der Förster angehofräthelt hat, wie sie mit den Blähungen dieser Männer aus dem humoristischen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie sie um Börne's Geist wedelten, wie die Möpse um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politischen Schnupfen, den sie sich in der Pariser Zugluft holten, gegen das heilige, deutsche, rö-

mische Reich bluthüstelten, und gefährliche Gedanken ausniesten, da, o glückliches Deutschland, da bewies Häring im Brock-Narren-Haus-Blatte, Börne sey ein Jude; darauf lächelte er, und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne sey ein dummer Kerl, und Deutschland's Ruhe war hergestellt, und ein Berliner Geheimrath lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achsel und sagte mit dreifärbigem Ton: „Sie sind ein Patriot!" und Häring bat sich den Patrioten schriftlich aus, um ihn seinen Kindern zu hinterlassen, die vielleicht einmal dadurch Hofräthe werden können!

O, daß euch der Börne hole!

Habt Ihr ihn gelesen, den „Häringssallat?" Wie schmeckt er? —

Rathen Sie, meine Freundin, doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenspeiseanstalt lies't, er möchte diesen Häringssallat lesen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch diese Vorlesungen gespeis't werden, so können sie doch hineingehen, und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin! die Satyre ist stärker als die Freundschaft; jetzt erst habe ich Lust, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß sie wiedersehen, ich muß zu Gubitz sagen: „da mihi Basia mille!" Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will sie von nun an wieder in die Zucht nehmen, die wieder auf Tisch und Bänke springen; ich will es der Residenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerst eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinsicht der Städte Wien, Berlin und München.

* * *

2.

Ich soll Ihnen, meine geistreiche Freundin, meine Ansichten über die Städte Wien, Berlin und München mittheilen, und zwar, so sagen Sie, in jenem leichten, ungenirten Tone, wie ich mit Ihnen Abends stets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen schaut, und die geistreiche Regung Ihres Angesichtes mich anregt! Geben Sie mir vor Allem den Archimedespunkt außer diesen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München versteht man keinen Humor und in Berlin will und versteht man den Humor, um ihn — zu hassen.

Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, und München ist groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien ist ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der schwellenden und frischströmenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin ist ein gefirnißter, trockener, aber ästhetischer „Aeppelkahn" auf der philosophisch dünnen Spree, und das Leben in München ist ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantirter aber flacher Floß auf der gutmüthig fortschmollenden Isar.

Die Stadt Berlin hat die fixe Idee, eine Stadt seyn zu wollen, so wie die Mittwochsgesellschaft glaubt eine Gesellschaft zu seyn. Berlin aber ist blos ein Gesellschaftsspiel von Häusern. Die Häuser sind zusammengekommen um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, sie stehen neben einander, große und kleine, wie Minister und Referendare, steif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsstraße ist die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmuthsgürtel; mir ward immer in ihr zu Muthe wie in Göthes westöstlichem Divan. Da ist alles hübsch glatt und fein und geschniegelt und zierlich, aber kalt und schroff, Blumen ohne Duft, Nachtigallen ohne Stimme. Wenn man in der Mitte dieser Straße steht, hat man keine andere Empfindung, als daß diese Straße zu dem einen Thore hereinspaziert, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuspazieren. Ein jedes Ber-

liner Haus ist, wie ein jeder Berliner Mensch, ein feiner, gebildeter Egoist, es schließt sich blos aus Convenienz und weil es sich so schickt an die andern Häuser an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geselligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin, wenn die Berliner Häuser in eine Conditorei gingen, jedes Haus würde sich an einen andern Tisch setzen, und das Haus von der Jerusalemsstraße würde bei sich von dem Hause in der Königsstraße sagen: Der Racker! Der Geist der Civilisation, ein Commandostock, hat den Berliner Häusern anbefohlen, sich in Reih' und Glied zu stellen, Brust heraus! Sie bilden Straßen blos um die Menschen höflich durchzulassen, und ein Haus steht neben dem andern da, damit sich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf seinen Platz stelle! Die Stadt, wie ihre Literatur, hat keine Höhen, keine Thürme; keine Glocken, blos Knarren. Der große Opernplatz allein ist ein gebautes Feenmährchen, ein steinernes Epos mit lyrischen Episoden, und das anspruchlose, bescheidene Haus mit seinem anspruchlosen, liebenswürdigen, herzens- und gemüthsklaren König mit seiner Brust voll reiner Menschenliebe und Gerechtigkeit, dieses Häuschen ist der Zauberstab dieses Feengemäldes! Alle andern Plätze scheinen blos zur Schildwach auf ihre Stelle beordert zu seyn, und warten mit Langerweile auf die Ablösungsstunde. Die Straßen nehmen sich eine die and're nicht in den Arm, oder wie man in Berlin sagt: sie fassen sich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da ist es in Wien ganz anders, meine schöne Freundin, da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien sagt: mit verschlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zusammengesteckt. Die Häuser stehen da, und rufen sich gemüthlich „guten Morgen," oder „guten Abend" zu, und plaudern hinüber, mit den Häusern gegenüber, und es scheint immer, als wenn sie noch nicht auseinander könnten, weil sie

sich noch immer etwas in's Ohr zu flüstern haben. Ein Wiener Haus ist auch wie ein Wiener Mensch; sieht es irgendwo ein and'res Haus stehen, da stellt es sich gleich freundlich und gutmüthig und gesellig zu ihm hin, und macht seine Bekanntschaft und, wenn wir die Sprache der Häuser verständen, so würden wir hören, wie ein Haus zum andern sagt: „wollen wir heut Abend zum Sperl geh'n? da giebt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!"

Jedes Haus in Wien ist eine liebliche, freundliche, schalkhafte Donau-Nixe, und singt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein u. s. w.
Komm Ritter kehr' bei mir ein."

Den Wiener Häusern sieht man es an, daß Menschen darin wohnen; den Berliner Häusern sieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es ist in Deutschland Gewohnheit geworden zu sagen: „In Berlin athmet und denkt man frei, in Wien athmet und denkt man ängstlich." Ich weiß es nicht, mein Brustkasten hat kein Gedächtniß, aber so viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Brust, sondern mit dem Gehirn athmet und fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man sich gegenseitig an das Herz; in Berlin drückt man sich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerst blos von der Stadt qua Stadt sprechen; von den Menschen, Schriftstellern in meinen spätern Briefen.

Der Stephansthurm! Dies eine Wort schlägt tausend Berlins todt! Er steht da, wie ein ernstfreundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuser-Enkeln, die um seine Knie herumspielen und die Händchen zu ihm emporstrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüster Mensch gewesen,

und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da setzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Caffeehaus, und sah hinauf an Sanct Stephan, der da stand wie ein erhab'ner Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewissens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in seinen Schattenmantel, der in Riesenfalten über die kolossalen Glieder niederfloß; da ebneten sich die wild bewegten Wogen meiner Brust vor dem stillen Segensanblick dieses frommen, altergrauen Greises. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich gieng als ein guter Mensch wieder nach Hause, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte!

Jedoch, ich höre Sie schon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüstle, nehme eine Prise, trinke ein Glas Pichlbräubier, seh' mich um und beginn schüchtern: München, meine Holde, ist ein Häuserstiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeschuht mit gothischem Absatz. München wird in zwei Theile eingetheilt, in die Münchner Stadt, und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächsten Briefe erklären.

Halbmonatliche

Witterungsbeobachtungen

am Münchener musikalisch-dramatischen Horizonte.

Zampa oder die Marmorbraut von Herold.
Johann von Paris von Boyeldieu.
Die Zauberflöte und Figaros Hochzeit von Mozart.

„Mir ist, als ob die Orgel den Athem mir versetzte,"
Göthe im Faust.

Zampa! die gewaltige Oper, beschäftigte lang und lange neckend die musikalische Neugierde der lieben Münchnerwelt; lange war sie in den astrologischen Repertorien des Theaters angekündiget, wie der Komet von 1834, und man wußte dennoch nicht, so wenig als von diesem, ob sie bald, oder, durch die störenden uranialischen oder saturalischen Einflüsse verzögert, erst, wie der Komet, ein Jahr später erscheinen würde. Endlich, nachdem wir lange genug gewartet, wie die Juden auf den Messias, schlug die Stunde der Erlösung, und das Ungethüm war da! Wir fragten nicht so schnell: „Was wird aus diesem Kindlein werden," denn wir kannten das liebliche Kindlein schon lange, als: „was wird das musikalische München, oder der musikalische Plebs, unter dem ich, wie Schiller an einem andern Orte, nicht blos die Gassenkehrer allein verstanden wissen will, dazu sagen und, unter glücklichen Constellationen, vielleicht auch denken?"

Man muß nämlich bei allen ästhetischen Urtheilen ja nie vergessen, daß es eben sowohl eine noble adelich-ästhetische

Erziehung des Menschen giebt und geben muß, als eine **noble**, adelich physische und sittliche desselben. Die **adeliche physisch-sittliche** Erziehung des Menschen bedingt nicht eben so eine **ästhetisch**-adeliche Erziehung, und die letztere ist gewöhnlich weit schwerer zu erringen als die erste. Denn alle Erziehung wird weniger, was unsere ewigen Schulplan-Macher und Schneider gar nicht begreifen wollen, durch Worte und Pläne, als durch die lebendige **Kraft des Beispiels**, das den Zögling allenthalben umleuchtet, im eigentlichen Sinne bewirkt, und das ist bei den jüngern Adelichen ebenfalls das eigentliche, bildende Prinzip, das ihn bewahrt und hält, weniger der Hofmeister. Der adeliche Knabe lebt und webt in der innigsten Sphäre der adelichen Welt, sobald er zu athmen beginnt, der einzige Stern, an dem sein Leben hängt, die Eltern, gehen als einziges Beispiel stets und immer voraus, wie in keinem andern Falle, und Haß gegen alles was nicht adelig ist, gegen alle Gemeinheit, und besonders gegen alles Kanaillenvolk wird ihnen mit der Muttermilch eingepfropft. Solche Erziehung muß stets die herrlichsten Früchte tragen, und kann wohl nie ganz fehlschlagen. Ganz anders ists mit der noblen ästhetisch-musikalischen Erziehung des Menschen. Da sich der **musikalisch-adelich** Gebildete sehr selten oder gar nie zum ästhetisch-nobeln Hofmeister gebrauchen läßt, so fällt die ganze musikalisch-ästhetische Bildung der noblen und nicht noblen Welt in die Hände armer, taglöhnender Narren von, in musikalischer Hinsicht, oft so gemeiner Natur, daß sie kaum lesen oder ihren Namen schreiben können. Der adeliche Vater würde die physisch-noble Erziehung seines Sohnes und seiner Tochter schwerlich einem Taglöhner anvertrauen; denn der Taglöhner wird seiner Kraft nach immer nur wieder einen Taglöhner erziehen — exempla trahunt; aber die ästhetisch-noble Bildung seiner Kinder vertraut er immer so sorglos ästhetischen Taglöhnern an, die am wenigsten Taglohn fordern, und bedenkt nicht, daß er immer nur ästhetische Taglöhner aus seinen Kindern gebildet erhält. Daher die schiefen, falschen, geschmacklosen Urtheile auch in höheren Zirkeln über Sachen des Geschmacks, vorzüglich über die der **Musik**. Wie soll ein Sinn und Geist von dem Größten, Heiligsten, Tiefsten und Höchsten der musikalischen Schöpfungen

durchdrungen seyn und durchdrungen werden können, der nicht schon von erster Kindheit an sich an ihnen geistig groß gesogen hat; den sie nicht allenthalben als ewig herrliche, unsterbliche Muster umleuchtet und geleitet haben, den sie bis zur heutigen Stunde kaum oder höchstens dem Namen nach kennt. Durchgehen wir die musikalischen Bildungs- und Erziehungslehrer der meisten Musiker, so werden wir finden, daß der Musiklehrer gewöhnlich nichts gethan hat, als die Finger des Lehrlings gebildet. Von einer ästhetischen Auswahl des zu Spielenden, von einer Zergliederung desselben in ästhetischer Hinsicht ist selten oder nie die Rede. — Jeder Erzieher sucht seine Zöglinge vor schlimmen Eindrücken, vor allem Gemeinen und Niedrigen zu bewahren; die Lektion wird sorgfältig gewählt und jedes verderbliche Buch aus dem Kreise des Zöglings verbannt. Nicht so in musikalischer Beziehung. Da wird ohne Scham und Scheu alles, was nur klingt, unter die Finger des Zöglings gebracht, ohne zu bedenken, daß durch das geistlose Durcheinanderspielen des Guten und Schlechten der Geschmack eben so verdorben werden müsse, als durch eine Lektion ohne Wahl, die sich heute am Alten überall und nirgends von Spieß und morgen an Göthes Werther u. dgl. erbaut. Der wahre reine Geschmack kann überall nur am Klassischen allein geläutert und gebildet werden!

Die Folgen der noblen physischen und moralischen Erziehung äußern sich im Bezirke der Poesie, wo das lebendige, bildende, verwandte und bekannte Wort als Medium zwischen Geist und Seele tritt, sehr bald, und es wird sich schwerlich eine adelige Dame bewegen lassen, in einem gebildeten noblen Zirkel z. B.

Wo hoſt denn du dein Rosen her?
Die Rosen kummt vom Sauffen her ꝛc.

zu deklamiren, weil ihr von erster Kindheit an fürs Edle erzogener und erweckter Geist vor aller Gemeinheit zurückschreckt, im Fall sie im Stande ist, die Gemeinheit zu erkennen. Ganz anders verhält es sich, wo die Hieroglyphenschrift des wunderbaren romantischen Reiches der Musik in fremden Geisterlauten zum Geiste des Menschen spricht. Ihr innerer Sinn ist nur dem Geweihten verständlich, und der Text unter der Melodie nur der

Fingerzeig, der den *Haufen* lenkt. Wie gesagt, schwerlich würde sich eine unserer edleren Klavierspielerinnen dazu verstehen, das bekannte: „Wo host denn du dein Nosen her" in einer gebildeten Gesellschaft zu singen. Dagegen singen alle ohne die geringste Verlegenheit die bekannte Arie Zampas: e gis a $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{fis}}$ $\overline{\text{e}}$ a, h $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{d}}$ fis $\overline{\text{cis}}$ h $\overline{\text{cis}}$ h e, „Il faut céder a mes loix et comment s'en défendre," und bedenken nicht, daß dies ganz bis auf einige Noten am Ende der Melodie unsers Nasendrehers: „Wo host denn du dein Nosen her" ist, d. h. eine Melodie *voll* der plumpsten Gemeinheit, ohne *allen* wahren, innern Adel; und daß die wenigsten unserer musikalisch Gebildeten diese Gemeinheit *fühlen*, ja daß ihr innerer Sinn nicht schon beim ersten Anhören davor zurückschreckt, wie vor einer Zote überhaupt, beweiset den *niedern Grad* von Kultur von musikalischer edler Erziehung; die ästhetische Rusticität dieses innern Sinnes, der erst der Worte des untergelegten Textes bedarf, um durch ihn die musikalische Geistersprache zu verstehen. Alle Melodien der Oper Zampa sind die rohen Naturlaute einer ungezähmten Lust; einfache harpeggirte Akkorde der Tonica und Dominante, ohne die zarten Verzweigungen einer höhern analismatischen Schönheit, ohne die sprechenden duftigen Schatten von Moll und Dur, von den leichtern zu den Hülfs= und durchgehenden Noten, wodurch wir keine harpeggirten Akkorde, sondern den schönen bezaubernden *Fluß* einer edlen, ergreifenden, wahrhaft schönen Melodie zu hören bekommen. Vergleichen wir mit all den Arien aus Zampa nur etwa eine einzige Mozart'sche Arie, z. B. aus der Zauberflöte, die wir eben gehört — jenes aus G moll: „Zum Leiden bin ich auserkohren," jene aus C dur: „Wie stark ist nicht dein Zauberton;" dann: „dies Bildniß ist bezaubernd schön" aus Es dur — welch ein Gesang voll Melodie, voll Süßigkeit, voll Schönheit und *voll Tiefe*, voll Haltung und voll Adel. Ich will hier an die Meisterwerke des Gesanges alter und neuer Italiener, auch an Cimarosa, Rossini rc. nicht erinnern, nur bemerklich machen, daß ein solch Göttervergnügen, mit welchem sich unsere gebildete Welt an solch musikalischen Platituden zu ergötzen pflegt, ohne zu erröthen, durch nichts anderes erklärt werden könne, als durch die gänzliche Unbekanntschaft dieser schönen toleranten Welt mit dem

Reinsten, Schönsten, Höchsten und Größten, mit dem wahren Adel der Kunst.

Nun zur Oper selbst. Zampa von Herold! Die Frage: Wer ist der Herold? wurde schon so oft an mich gestellt, und ich hatte darauf immer nur eine Antwort: „ich weiß es nicht,“ daß ich auch jetzt gewiß bin, mancher meiner Leser hat in diesem Augenblicke dieselbe Frage auf der Zunge. Ich muß wieder sagen: „ich weiß es nicht, hoffe aber mit nächsten Tagen Nachrichten von der Quelle selbst zu erhalten, und will sie getreulich meinen verehrlichen Lesern dann mittheilen.“ Für jetzt kann ich nur einige Vermuthungen und Notizen geben, die aber hinreichend seyn werden, uns durch ihre Combination über die geistige Person Herolds Aufschlüsse zu geben. Im zweiten Theile des Dictionnaire historique des musiciens par Choron et Fayelle findet sich Seite 462 der Name Herold, pére et fils etc. Le fils, excellent exécutant, a remporté, en 1810, le premier prix de piano au conservatoire, où il est éléve. Das ist bestimmt unser Held und Herold; denn daß er ein Klavierspieler und excellent exécutant seyn müsse, haben wir schon aus seiner Partitur mehr als zu viel gesehen. Aber wir finden noch weitere Spuren. Der Compositeur unserer Oper heißt Ferdinand (F.) Herold, Chevalier de la légion d'honneur. In der berühmten und bekannten Leipziger musikalischen Zeitung finden wir zuerst Jahrgang 1826 S. 384 eine Fantaisie brillante sur des motifs italiens pour le Pianoforte par Ferd. Herold. Oeuvr. 33. Vienne angezeigt, das wahrscheinlich wieder von unserm Herold ist; denn wie er von 1810 bis 1826 alle Jahre nur zwei Opera zur Welt gefördert hat, was für solch ein Genie eine wahre Kinderei ist, so trifft unsere Vermuthung ziemlich den Nagel auf den Kopf, um so mehr, da im Jahrgange 1831 der nämlichen musikalischen Zeitung S. 616 ein Rondo brillante wieder von unserm F. Herold als 53. Werk angekündigt ist, woraus neuerdings unsere Wahrscheinlichkeitsrechnung bekräftigt wird; denn es treffen wieder im Durchschnitt auf ein Jahr zwei Opera, also wenn wir von 1826 zurück auf jedes Jahr 2 Eier rechnen, so fällt das erste Opus, die erste Geburt

des Lichtes, gerade auf 1810 oder 1811. Setzen wir den Mann 1810 etwa auf 16 Jahre, so mag er demnach, 1832, 38 Jahre alt seyn. Ueber das erste Opus läßt sich nun der Rezensent in obiger Zeitung etwa so vernehmen: „Wenn ein Musikstück dadurch zu einer Phantasie wird, daß es recht bunt und kraus darin hergeht, so ist dies eine. Einige Themata (was man nun so heißt) sind recht hübsch; aber ein geistiger, oder auch nur technischer Zusammenhang liegt entweder so erschrecklich tief, daß unsere Augen ihn gar nicht ergründen können, oder es ist keiner da ꝛc. Daß, was die Harmonie anlangt, nicht selten vom Nord= bis zum Südpol modulirt, zuweilen auch von dem einen gleich in den andern hineingeplumpt wird, das kann man sich daher denken; so wie auch, daß in melodischen Sätzen die Verhalter zu Verhalter dermassen geschärft und gehäuft werden, daß man den eigentlichen Hauptton fast nur zu errathen bekömmt, und was dergleichen furiose Excentricitäten mehr sind. Damit soll aber doch nicht gesagt seyn, daß das Stück, mit größter Fertigkeit und Heftigkeit heruntergefegt, nicht gar manchen Spielern und Zuhörern gefallen werde. Zum wenigsten füllt es jenen die Hände und diesen die Ohren — weiter wollen ja gar manche von beiden jetzt nichts.“

So weit unser Rezensent anno 26. Man sieht aus diesem haarklein, der F. Herold unsers Rezensenten, ist auch unser F. Herold, der Operist; ja es kann kein anderer seyn, denn es ist gerade, als ob der Rezensent von 26 nicht allein die Fantaisie brillante, sondern auch im poetischen, musikalischen, höllischen, einer Seherin Prevorst, die freilich zuweilen mehr rückwärts sah, die opéra comique en trois Actes von 1832 zugleich zensirt und rezensirt hätte. Und in der That, ich weiß über die Opera nichts Besseres und Schlimmeres zu sagen, als mein Rezensent anno 26 über die Fantasie; beide sehen einander so ähnlich wie ein Ei dem andern. — Dieselbe musikalische Zeitung hat auch in Nr. 49 von 1832 unsere Opera gleichfalls angezeigt, und ein Urtheil gefällt, das mit dem meinigen in Nr. 165 des deutschen Horizonts von 1832 ausgesprochenen so schön übereinstimmt, als hät=

ten wir beide Rezensenten nur ein Herz und eine Seele. Mein Urtheil über die ganze Oper liegt im obigen Urtheile des Rezensenten von 1826 über die Fantaisie brillante, und ich habe hier nichts weiter zu thun, als kurz den Inhalt der berüchtigten Oper anzugeben, und dann die Urtheile der beiden Rezensenten in der musikalischen Zeitung Leipzigs mit einigen Gründen zu unterstützen, so weit es nämlich der Raum verstattet. Also vor Allem:

Die Handlung spielt in Sicilien, der Zampa ist ein Seeräuber, ein fürchterlicher Mensch, aber um ihn den Herzen der Damen näher zu bringen, natürlich von Adel, wie Rinaldo Rinaldini, doch kein Prinz wie dieser, sondern ein bloßer Graf, ein Graf von Monza. Dieser erschreckliche Mensch, den unser herrlicher Tenorist Bayer fast zu schön spielte und sang, hat schon in frühen Tagen die heilige Alice Manfredi verführt, und die arme Heilige mit ihrer Sünde allein lassend zur jämmerlichsten Verzweiflung gebracht. Dafür hat man sie aber in Stein ausgehauen und im Saale ihres Schlosses zu den übrigen Marmorbildern gestellt, wo sie sogar als Stein das Seufzen noch nicht lassen kann — und der Leser wird nun schon halb errathen haben, diese seufzende Heilige, Alice Manfredi, ist und wird die Marmorbraut; denn der erschreckliche Zampa hat im nämlichen Pallaste, in dem das Seufzen erblich gewesen zu seyn scheint, wie das Podagra, eine andere seufzende Dame aufgespürt, die natürlich nicht von Stein ist, nämlich Camilla, Tochter des Grafen Lugano. Sie erwartet so eben ihren Bräutigam, den, vorzüglich da ihn Herr Löhle spielte, gar nicht erschrecklichen Bruder unsers Zampa, den Grafen Alphons von Monza, einen armen sicilianischen Offizier. Aber der erschreckliche Zampa läßt den Vater der Braut fangen, versucht seinen ihm unbekannten Bruder und Nebenbuhler zu seinen Gefährten in den Wald zu locken, tritt, ohne nur anzuklopfen, zu der erschrockenen Braut, die sich eben zur Hochzeit bereitet, und erklärt ihr unumwunden: Er, der Zampa, habe sich selbst zu ihrem Bräutigam erwählt, und sie müsse ihn heirathen, sie möge wollen oder nicht, sonst müsse der Vater Hochzeit mit dem Tode machen u. s. w. Camilla

will natürlich nicht, doch der Räuber nimmt keine Raison an, und im zweiten Akte ist wirklich Trauung in der Kapelle. Aber schon im ersten Akt hat Zampa, während er mit seinen Räubergesellen zecht, die Statue seiner ehemaligen Braut Alice erblickt und erkannt, und steckt ihr im trunknen Muthe sogar seinen Ring an den steinernen Finger. Ehe er zu seiner neuen Braut will, erinnert er sich jedoch, daß er hier seinen Ring besser anwenden könne, will ihn der steinernen Dame wieder vom Finger ziehen, aber die steinerne Dame versteht keinen Spaß. Man sieht hier recht, was der Grimm bei Damen thut; sogar die Frau von Stein macht er lebendig, ja er ist ein herrliches resolvens und emplastrum emolliens! Die steinerne Dame schließt plötzlich die Faust und hebt den andern Arm drohend empor. Bei uns in München heb die Marmorbraut den Arm zwar nicht, sondern er wurde nur mittels eines dicken Strickes, der aus den Soffiten herabhieng, in die Höhe gezogen. Diese sinnige Maschinerie war aber blos deßwegen angebracht, damit man auch an den entferntesten Plätzen nicht zu sehr erschrack, wenn sich plötzlich eine steinharte Braut zu bewegen anfieng, denn der Strick ließ keinen in Zweifel, daß die Marmorbraut am ganzen Spuke völlig unschuldig sey. Unsere Marmorbraut erscheint auch im zweiten Akte bei der Trauung wieder, aus dem Grabe emporsteigend, und Zampa den Trauring zeigend. Zampa wird in seinen Hochzeitsfreuden doch etwas von der zweiten kalten Braut incommodirt, und befiehlt im dritten, ihre Statue in tausend Stücke zu schlagen und sie ins Meer zu werfen. Im dritten Akt will der verdrängte Bräutigam den drängenden morden, aber er lernt in Zampa noch zur rechten Zeit seinen Bruder kennen, und wirft den Dolch weg, während ihn Zampa gefangen nehmen läßt. Zampa will nun sein Recht, als Mann der Camilla, unserer vortrefflichen Schechner-Wagen, geltend machen. Camilla will das nicht leiden, überhaupt eine sehr erbauliche Scene, entläuft ihm, zur heiligen Jungfrau hinter einen Vorhang fliehend. Zampa stürzt ihr nach, die Lampen verlöschen, Semen Lycopodii blitzt und flammt, und der Seeräuber faßt die eiskalte Hand der Mormorbraut, die im Gegentheil wieder ihn ergreift, und wahrscheinlich ganz unsanft, denn er schreit Alice! Gnade! Verzeihung! haut

mit dem Schwert nach dem Bilde, so daß wir die hohle Pappe, aus der es geformt ist, dumpf dröhnend durch das ganze Theater hörten. Zampa hörte indessen dieß nicht, er schreit: „umsonst, sie ist von Stein" — unter einem furchtbaren Donnerschlage versinkt die Braut aus Pappendeckel mit dem Corsaren, wahrscheinlich in die Hölle. Der Pallast verschwindet, der Vater ist befreit, Camilla liegt in den Armen ihres Alfons und alles ist in dulci jubilo und singt: „wenn ich morgens früh aufsteh', und zu meiner Sennerin geh'" rc., bis der Vorhang fällt und dem Spektakel ein Ende macht.

Das wäre so die Quintessenz der Handlung. Die Leipziger musikalische Zeitung nennt die Oper sehr naiv den aufs Wasser gefahrenen Don Juan.

Es ist kaum zu sagen, wie im allerschönsten Champagnerrausche der ganze Chor aller möglichen Instrumente schon gleich in der Ouverture beginnt; es ist ein wahrhaft natürlicher Satz, es liegt so eine frohe, unverkennbare, ungenirte Natur in dem Gange aller Instrumente, der sich gar nicht beschreiben läßt. Nachdem der Setzer in wenigen Takten vom Hundertsten ins Tausendste gekommen, tritt eine große Gewitterruhe ein. Die Pauken wirbeln und die Instrumente schreiten in einem chromatischen Gang langsam die halben Tonleiter hinauf, daß man im zweiten Takte schon nicht mehr weiß, wo man gewesen oder wo das hinauswill. Endlich gelangt der Compositeur, wenn ich nicht irre, ich schreibe aus dem Gedächtniß, in den Hafen von B dur, und nun kömmt, wie in der Chelardschen Ouverture zu Macbeth, ein gedehnter Orgelgemeinplatz aus einigen Sequenzen und den daraus in die Hände fallenden Imitationen von Zwei= und Einachtelsnoten; hierauf gehts wieder zu schnellerer Bewegung; es kommt ein Thema der Oper, eine Arie oder Romanze um die andere zum Vorschein, als ob sie der Wind zusammengeblasen, der Compositeur spaziert und stolpert dabei, die Hände auf dem Rücken, durch alle beliebigen Tonarten, befindet sich in D dur, schlägt die Septiumakkord in A dur an, und plumpt mit einem ungemein genial gewählten inganno ohne Umstände ins F dur.

Freilich klingt das für jedes noch etwas an Ordnung und Recht gewöhntes Ohr ganz entsetzlich wild, und es erscheint mir, wie eine unvermuthete Ohrfeige in ruhiger musikalischer Conversation; aber das hört jetzt kein Ohr mehr, das gefällt; das ist genial, und der liebe Zuhörer erbaut sich so herrlich daran, warum sollen wir ihm die Freude nicht gönnen?

Singsachen giebts 16 in dieser Oper. Als Voltaire einst das Gedicht eines seiner Freunde hören mußte, rückte er dabei alle Augenblicke die Mütze, und erklärte zuletzt auf die Frage des Dichters: Was er damit meine, klar: „er grüße seine alten Bekannten.“ Bei dieser Oper darf man so höflich nicht seyn, oder man müßte die Mütze lieber gleich in der Hand behalten. Rossini, Auber, Cherubini, Weber, Mozart, unser Kirchenkomponist Bühler mit seinen Landmessen — alles taucht da im buntesten Chaos auf und unter, und bewegt sich wie die ersten Elemente der Schöpfung, ehe der Herr darüber schwebte und rief: „Es werde Licht“ u. dgl. — Da uns der Raum zum Ende drängt, so wollen wir nur das nächste beste, gleich das Duett „warum macht mein Anblick dich erbeben,“ flüchtig durchgehen, und man sieht daraus, daß ich durchaus keinen Vortheil will. Die Introduktion beginnt mit dem Cdur Akkorde und kömmt dann im zweiten Takte mittels des Septimakkordes von c sogleich in den Quintsextakkord des Fmoll, geht im 3. und 4. Takte mittels des verminderten Septimenakkordes es c a fis nach dem 6. Akkorde von Cdur, macht auf Gdur eine Fermate, geht dann wieder ins Cdur, worauf Alfons in zwei Noten fragt: c h „Warum,“ hierauf fängt die Begleitung dazwischen in folgender Figur zu lachen oder zu weinen an g f d d d, cis d g g g; jetzt nimmt Alfons wieder das Wort und fragt weiter: „macht mein Anblick dich erbeben?“ g g g c „was that ich dir?“ c c c e „antworte mir.“ — (Camilla) g g g g g g c „kaum vermag ich zu athmen.“ (Alfons) g g g c „ach ein Tag“ c c c c e „riß aus deinem Herzen,“ e e f e e „des Verlobten Bild,“ h h h c „der treu dich liebt.“ (Camilla) e e e a „erbarme dich“ a a a c „sieh meinen Schmerz“ u. s. f., bis der Componist bei es es es

es es es „nein ihn verdamme nicht," vom Dominentakkorde zu C dur ohne Umstände ins As dur hinübergegangen ist und zuletzt über der G dur Harmonie in folgende Figuren h cis d d d, g cia h h h, d fis g g g, h cis d d d, mittels des Bs dur Akkordes mit der kleinen Septime hier immer nach As dur sich wendet. Jetzt wird's bald bewegter, wenn nach: „Hier mein Herz, welche Qual," c c c c c des „der Zweifel drückt mich nieder," des des des des des f, Camilla in Triolen singt: „Ach er kann mich" des, des g b, des g b, des c h, h c as „treulos wähnen," was gleichfalls Alfons eine Terze höher oder tiefer voll Schmerz mitmachen muß, mehrmals wiederholend, bis beide nach ein paar Terzenläufen in As dur zur Ruhe gelangen. Dann geht's auf die alte, unvergleichlich melodische Weise wieder fort: c c c c c e „Sprich, wer ist jener Mann?" c c c c b as „O Theurer forsche nicht" u. s. f.

Aber demungeachtet beweiset Herold, daß er Schule habe, daß er wisse, ein rechtes Stück müsse in dem Tone enden, in dem es begonnen. Er geht also aus dem As ins C dur wieder zurück, und der Consequenz halber nimmt er den nämlichen Weg wieder, auf dem er hereingekommen, aber umgekehrt durch C moll B dur u. s. f., während über dem G dur Akkorde die Instrumente h cis d d d, g ais h h h, d fis g g g, h cis d d d spielen beim Allo virau in E dur, worauf folgende erbauliche Melodie ertönt: g g e g c. g c e — e g f e e u. s. f. „Auf ewig laß uns scheiden," was, damit man's nicht vergesse, etwa zehn bis zwölfmal wiederholt wird, von jener originellen Melodie unterbrochen, die durch zwölf Takte immer nur die einzige Note e, e e e, e. e, e. e, e e e, e e e, e e, e e e e e g hören läßt.

Wenn wir nun diesem Duette ein Duett oder Terzett Mozarts gegenüberstellen, welch ein Contrast! Nehmen wir flüchtig nur das erste, kurz vernommene und ziemlich brav executirte Terzett der Zauberflöte aus B dur: „Soll ich dich, Theure, nicht mehr sehen?" Welche Melodie, welcher Charakter in jeder der drei Stimmen! Pamina im trostlosen Schmerze nur den Ver-

lust des Geliebten im Auge habend. Tamino voll der wärmsten Liebe, aber still ruhig im Vertrauen auf die Götter das Auge aufwärts gewendet, und dann Sarastro, der ernste, milde, durchblickende Weise, jeder dieser Charaktere ist in jeder der drei Stimmen wunderschön unnachahmlich gezeichnet. Man spiele oder singe auch folgende Stelle Paminas und Tamines: „Du wirst dem Tode nicht entgehen, mir flüstert dieses Ahndung ein;" Tamino: „Der Götter Wille mag geschehen, ihr Wink soll meine Richtschnur seyn." Dann das Eintreten des Basses, wie wundervoll sind hier seine Intervallen: „Die Stunde schlägt!" wie die Melodie immer dringender zum Aufbruche fordert, indem sie höher steigt, und endlich die ruhige, große Versicherung des Greises: „Wir seh'n uns wieder!" Wie herrlich alles, wie ewig schön!

Man bringe jetzt bei unserer genialen Oper Herolds noch die endlosen Schulschnitzer in Rechnung, deren ich nur bei flüchtigem Durchblättern der Partitur 1003 angemerkt habe, die unzähligen Octaven und Quinten, die sogar im Orgelsatze einander schier erdrücken u. dgl., welch' eine Beleidigung für den gesunden Sinn ist solch ein armes Machwerk!

Herr Bayer, unser einziger brauchbar gebildeter Tenor, hielt und trug die Oper durch sein schönes fleißiges Spiel; auch unsere Madam Schechner-Wagen als Camilla sang ihre Rouladen mit seltener Reinheit und Kraft.

Interessanter war der darauf folgende Johann von Paris von Boyeldieu. Die glänzende, bei aller Einfachheit doch so anmuthige schöne Musik des Mannes, der bei aller Lebendigkeit der Phantasie das Technische des Satzes versteht, wie kaum mehr einer seiner Zeitgenossen, war erquickend und heilend auf die Wunden, die uns Herold geschlagen. Ein Gast, Herr Siebert, erster Bassist aus Wien, spielte darin den grand Senechal. Der ungeheure Umfang seiner Stimme von dritthalb Oktaven, er sang das große C eben so kräftig als das $\overline{g}$, die Gleichheit und Rundung seiner Scala und die Leichtigkeit, mit der er sich in den schwierigsten Figuren bewegte, beurkundeten sein Studium, und sind

bewunderswerth; doch war im Ganzen genommen seine Stimme für unser Theater nicht gehörig berechnet oder auch in der That nicht mehr stark genug. Die Parthien des Johann, Herr Löhle, und des Olivier, Madame Hölken, giengen ganz zu Grunde; für beide Sänger ist die Zeit der Blüthe vorbei.

Unsäglich schlecht wurde Mozarts Zauberflöte in die Scene gebracht. Zwei Damen der Königin der Nacht, Mlle. Krumm und Schiedermeier, detonirten consequent durch die ganze Oper so gräßlich, daß, sobald sie den Mund aufmachten um zu singen, auch das Publikum den Mund öffnete, um zu lachen und zu zischen. Die Königin der Nacht, sonst die herrliche Parthie für unsere unvergleichliche Sigl-Vespermann, übernahm — sonderbar genug — Mlle. Fuchs, und gerieth natürlich in doppelter Beziehung in Verzweiflung. Die Bravourarie: „der Hölle Rache kocht in meinem Herzen" mußte ganz wegbleiben, und auch die Maschinisten hatten sich wider sie verschworen. Im letzten Momente, der sie unsern Blicken auf ewig entziehen sollte, blieb die Versenkung unbeweglich, unerbittlich, herzlos; sie gieng nicht, und die Königin der Nacht mußte mit ihren 3 Damen, die es übrigens wohl verdient hatten, zu Fuße hineinlaufen, wie andere gemeine irdische Wesen. Ja wohl, „zum Leiden bin ich auserkoren."

Die Maschinerie, die Löwen, Affen, und namentlich die Vögel, waren unbeschreiblich schlecht. Die Krone von allem war Mad. Spitzeder, als Pamina, und Herr Bayer, als Tamino, that unter den mißlichen Umständen, was seiner ausgezeichneten Kraft möglich war. Es mußte in der That sehr schwer seyn, zu singen: „Ihr holden Kleinen" u. drgl., und nicht zu lachen, wenn diese „holden Kleinen," wenn auch vielleicht nicht größer als Tamino selbst, doch wenigstens noch einmal so dick sind als der Prinz.

In der gleich darauf folgenden Oper Mozarts: Figaros Hochzeit, erquickte der unvergleichliche Bassist, Hr. Pellegrini, als Graf Almaviva, für alle Qualen vorhergegangener Abende.

An Kraft und Wohllaut seiner Stimme findet sich kaum einer seines Gleichen. Noch springt der Quell seines Gesanges in ungebrochener Jugendlust, und sein imponirendes Aeußere reicht seiner innern reichen Kraft nur erhebend und freundlich die Hand. Auch Madam Sigl-Vespermann leistete als Susanna wie immer Ausgezeichnetes.

Wir wären nun am Ende unsers leidenvollen Weges. Als Resultat der sämmtlichen Leistungen unserer Bühne in dieser letzten Zeit müssen wir wieder die Bemerkung machen: Es fehlt durchaus am Fleiße im Einstudiren, an einer umsichtigen Lenkung des Regisseurs, und immer und ohne Ausnahme an einem lebendigen raschen Zusammenspiel. Dixi.

P.

Der Sohn des Verbannten.

Novelle

von

August Lewald.

Wann wird der Haß entschwinden aus der Welt,
Und sich die Liebe herrlicher entfalten?
Soll nie sie werden unser Eigenthum?....
Tritt ein zum Russen, in die reine Hütte,
Sieh' ihn umsitzen mit den treuen Seinen,
In frommer Sitte seinen heil'gen Heerd —
Und haß' ihn, wenn Du kannst.... Und wer am Ende
Verdiente Haß auf Erden? — Mitleid nur,
Und stille Thränen schenke der Verblendung,
Die jetzt sich aus dem wirren Thatenkreise,
Mit Nebelschwingen, die nur Selbstsucht regt,
Verderbend auch auf klare Augen legt. —

Die Ankunft vieler Polen in Frankreichs Hauptstadt hatte dazu beigetragen, den heiligen Opferrauch zu zerstreuen, der sich in anbetender Weihe um den Namen dieses, durch so rührende Beweise heldenmüthiger Vaterlandsliebe, berühmten und unglücklichen Volkes zog.

Das Mißgeschick eines Lelewel, Hube, und Anderer, die eine ehrenvolle Armuth in fremdem Lande nicht zur Schau

trugen, sondern sich kümmerlich in ihren traurigen Wohnungen behalfen, sich wenig im Volke zeigten, und nun die einzelnen Züge des erhabenen Trauerspiels in ein großes Gemälde zu vereinigen bemüht waren — kontrastirte unangenehm mit jenem öffentlichen Elende mancher jungen Leute, aller Nationen, die für Polens Sache gefochten hatten, und nun — wie Bettler, Wunden und Schaden mit lautem Geheul zeigen — so die Spuren tyrannischer Verfolgung gegen sie, die Flüchtlinge, Heimathlosen, überall den Augen der Leute blosstellten. Zu ihnen gesellte sich gern ein Schwarm jüngerer Köpfe, voll exaltirter, älterer, voll abenteuerlicher Ideen, die über drei durchlebte Tage, Jahrtausende der Weltgeschichte vergaßen, alle Lehren und alles Wissen verschmäheten und von sich stießen, und sich damit begnügten, die Klopffechter der Gegenwart zu machen, und ihr allein alles Heil anheimzustellen, während doch nie die eherne Stimme der Vergangenheit überhört werden darf, wenn man sich über die Zukunft belehren will. Wem wohl hätte sich diese Wahrheit tiefer einprägen sollen, als den Franzosen? —

Mehr noch, als dieses letztere Treiben, das gemäßigte Leute, und namentlich ruhig dahinlebende Fremde, welche wissenschaftliche oder künstlerische Zwecke in Paris verfolgten, von jenen Orten entfernt hielt, wo die Verfechter polnischer Freiheit hinkamen, war es die anmaßende Art, womit sie ihren Ansichten Eingang zu verschaffen suchten, die Heftigkeit, womit sie Theilnahme forderten, und die Ueberschwenglichkeit ihrer Erwartungen, die selten eine gutgemeinte Theilnahme zu erfüllen im Stande war. Oft erfolgte statt des Dankes eine Herausforderung, und Letzteres war so an der Tagesordnung, daß Jeder, der sich nicht ganz rücksichtslos der Vergötterung der polnischen Sache hingab, mit allem Antheile, den er ihr widmete, die Zusammenkünfte jener jungen Leute zu vermeiden gezwungen war.

Es war die Ankunft Romarino's, welche wieder einige Spannung in den Gemüthern der Pariser hervorzubringen im Stande war. Die persönlichen Schicksale des Helden, so wie

seine Nationalität, nahmen neben dem polnischen, noch ein besonderes Interesse in Anspruch. Man ist hinlänglich von den Begrüßungsaufzügen unterrichtet, womit die Studenten von Paris ihn zu beehren im Sinne hatten, und wie das zu einigen unangenehmen Auftritten, die man mit dem Namen „Emeute" belegte, die Veranlassung gab. Die Stadtsergeanten, die gehaßtesten Schergen der ausübenden Polizei, die nach der allgemeinen Meinung aus entlassenen Galeerensclaven und ähnlichem Gelichter geworben werden sollen, obgleich der Präfect laut und öffentlich dieser Meinung widersprach, zeichneten sich durch Rohheit und List, wie immer, so auch bei diesen Vorgängen aus; indem sie den Durchgang „passage bergère," wo der General wohnte, schnell schlossen, und so die Jugendblüthe vieler der ersten Familien dem Niedermetzeln heransprengender Kavallerie preisgaben, während hier nur von der Behörde ein Auseinandersprengen beabsichtigt worden war.

Diese Opposition fruchtete jedoch zu nichts, und der ungestüme Drang, den geliebten Gast zu verehren, und vor ihm, dem einst so laut beklagten Untergange Polens, ein glänzendes Sühnopfer zu feiern, gab sich durch verschiedenartige Festlichkeiten kund, woran sich zahlreiche Theilnehmer, von Namen und politischer Bedeutung, anschlossen.

Eine davon ward mit einem Mahle auf dem Chateletplatze gefeiert, wovon sogar auswärtige Zeitungen gesprochen haben. Es war anzunehmen, daß an jenem Tage kein Pole, von guter Herkunft, in Paris lebte, der nicht bei dem Feste gegenwärtig gewesen wäre. —

Mein gewöhnlicher Abendspaziergang hatte mich nach dem Boulevard des Tempels geführt, wo das Volk für die Mühen des Tages sich seine Lustbarkeiten holt.

Das Pariser Volk ist hierin ein recht glückliches zu nennen. Solch' allerliebste, zum Theil glänzende, zum Theil

sinnreiche Erholungen, hat kein Andres der Erde; und weil sie es dort einsehen, und eher mühevoll und ärmlich den Tag über leben wollen, um nur Abends schlaraffen zu können, so halten sie sich recht con amore schadlos, und dehnen die Erntezeit ihrer Genüsse bis zur Mitternacht hinaus, schwärmen vom Schauspiel zum Wein, vom Wein zur Liebe, was man auf dem Tempelboulevard nämlich so nennt, und hetzen sich dabei in lauter Lust und Fröhlichkeit mit Lärmen und Geschrei, die höchst selten nur Streit und Raufen unterbrechen, müd und matt, bis sie dem Schlaf eine Beute werden.

Dieses Volksleben zog mich an, mehr als glänzende Salons mit Klängen und Geschwätz, voll Dilettantism und Politik. Ward mir, als ruhigem Zuschauer und still theilnehmendem Nachtwandler, der Lärm zu bunt und betäubend, so hatte ich unfern von da, die schönsten, hochschattigen, stillen Alleen, wie sie der ganze Boulevard nicht noch einmal aufweisen konnte, die nach der St. Antoinevorstadt hinführen, wo ich mich mit meinen Gedanken ganz einsam befand, und nur beim Umbiegen den fernen Lärm und die Lichter wahrnahm, die mir dann wie ein grelles Mährchen vorkamen, das mir wohl zu Zeiten einfällt, und gar kecklich eine ernsttrübe Stimmung zu durchkreutzen sich unterfängt.

Ein bekanntes Kaffeehaus nahm mich müden Wanderer an diesem Abende auf. Es war ganz leer, ein Kellner schlief im Winkel, und die Wirthin hatte sich von ihrem gewöhnlichen Platze hinter den Tassen und Zuckerschalen entfernt. Dies schien darauf hinzudeuten, daß man sich keines Besuches mehr versah — denn wirklich bestand dieses Kaffeehaus nicht durch seine Abendgäste, sondern durch jene Leute, welche vom père la chaise rückkehrend, ein Frühstück nehmen wollten, oder solche, die am Kanal oder in den Holzgärten der Umgegend ihre Frühstunden zubrachten, und dem ersten Kaffé des Boulevard, das sich ihnen zeigte, denen der schmutzigen Vorstadt den Vorzug zu geben verstanden. Meine Bavaroise au chocolat

hatte ich zur Hälfte ausgetrunken, als ein junger Mensch eintrat, der an einem Tischchen mir gegenüber so Platz nahm, daß ich — obgleich er mir den Rücken zukehrte — in einem Spiegel unbemerkt sein Gesicht und sein Benehmen, das mir merkwürdig erschien, genau beobachten konnte. Er war nur eben in die Jünglingsjahre getreten, dies zeigten bei allem Grame, der aus ihnen sprach, seine weichen Züge, das schüchterne Feuer seiner Augen, der schwellende Mund und der keimende Flaum, der das Kinn umgab, und eine leichte Schattirung auf der Oberlippe bildete. Seine Gestalt war hochaufgeschossen, mädchenhaft schlank, und in der schmalen Brust und den schmächtigen Schultern zeigte sich noch keine ausgesprochene Männlichkeit. Seine Kleidung bestand in einer anliegenden, polnischen Kurtka, und die vollen, dunkeln Locken waren von der blutrothen Konfederatka bedeckt, die er jedoch, beim Niedersitzen, abgenommen hatte, um mit der weißen, zartgeformten Hand in den Haaren zu wühlen — nicht wie es der Modeton mit sich bringt — sondern gleichsam um finstre Gedanken, die sich gleich dräuenden Gewitterwolken, unter der Hirnschaale zusammenballten, zu zertheilen, und von einem peinlichen Schmerze sich Linderung zu verschaffen.

Da ihn nichts störte — der Kellner, welcher wieder eingeschlafen war, hatte sein Hereinkommen nicht bemerkt, und ich verhielt mich ruhig — so überließ er sich seiner finstern Laune ganz und gar, die sich endlich in abgerissenen Worten entlud — welche ein dumpfes Lachen von Zeit zu Zeit begleitete.

Was schon seine Kleidung als Vermuthung in mir erweckte, denn wer wollte bei unserer Jugend Stand oder Nationalität mit Sicherheit aus dem Aeußern abzunehmen hoffen dürfen, ward mir durch diese einzelnen Ausrufe klar, die, wie fliegende Streiflichter, einen finstern Abgrund, sein vom tiefsten Schmerze zerfleischtes Herz, erleuchteten.

Er war ein Pole — ein armer, verwais'ter, verbannter Pole, der mit dem Vaterlande, einen Vater, eine Geliebte, alles Glück der Erde verloren hatte; und der nun — so jung noch — in ein Leben trat, das ihm nur Freuden bringen sollte, keine Schmerzen, da er den vollsten Kelch davon, gleich beim Beginne des Bankets, bis auf den Boden geleert hatte. So viel verriethen mir die wenigen Worte, die er in seiner Muttersprache vor sich ausstieß, um seine beladene Brust zu erleichtern, und froh, daß sie kein Späher hier zu verstehen und zu deuten im Stande sey.

Ich erkannte nicht sobald seine Meinung hierüber, als ich mir ein Gewissen aus meiner ehrlich erlangten und bis jetzt sehr ehrlich angewandten Kenntniß der polnischen Sprache machte, und es für meine Pflicht hielt, dem jungen Fremden zu sagen, daß hier allerdings ein unschuldiger Lauscher sich gegenwärtig befinde, der jedoch — weit entfernt, sich in fremde Geheimnisse drängen zu wollen — ihnen eine rege Theilnahme zuwende, wenn sie, wie es hier der Fall zu seyn schien, sich schon in ihrer Aeußerlichkeit, so rührend anziehend, und des innigsten Mitgefühls werth verkündigten.

Ich hatte diese Worte von meinem etwas entfernten Platze ausgesprochen, und war nun aufgestanden, um einen leeren Sitz an seinem Tische einzunehmen. Jetzt — so nahe — machte das schöne Gesicht des jungen Polen, der kaum siebzehn Jahre zählen konnte — einen noch tiefern Eindruck, als früher, auf mich. Es ist wunderbar — und wer fühlte es nicht schon mit mir — wie stark und erschütternd die Vereinigung von Jugend, Schönheit und Trauer auf uns einwirkt, und ich muß gestehen, daß mich ein seltsames Zagen ergriff, wie sich nun das große Auge, voll Seele, zu mir aufschlug, und jene, von monotonen Klagen überfließenden Lippen mir einen leisen Gruß boten; denn mir war, als erbräche meine frevelnde Hand ein versiegeltes Geheimniß, und es ergösse sich nun in unaufhaltsamem Schwalle, um mir alle seine blutigen

Gräuel, schwarzen Nächte voll Wehklage und Flammenschein, alle seine nie zu hemmenden Qualen, vorzuführen, wie der dahinflutende Eisbruch die Trümmer stillen Menschenglückes, dem Zuschauer, auf dem, jedem Andrang trotzenden, für eine Ewigkeit sicher gewölbten Brückenbogen.

„Ein Pole — und nicht beim Nationalfeste?" begann ich die nähere Unterhaltung.

„National?" fragte er — „wo ist die Nation? Doch nicht etwa bei Austern und Champagner auf dem Chateletplatze? Die polnische Nation suchen sie in den Sümpfen von Ostrolenka, unter den Wällen von Praga, oder" — hier schoß Wuth aus seinem Auge, und die Zähne knirschten — „weit hinten in Asien, wo sie Zobel fangen muß, um russische Ueberröcke auszuschlagen."

Jugendliche Unbesonnenheit war es nicht, die ihn gegen einen gänzlich Fremden diese Worte aussprechen ließ, es war vielmehr — so erschien es deutlich — der Lebensüberdruß des reifen Mannes, der nicht achtend, was ihn bedrohen könnte, seine Sache rettungslos verloren gebend, sich auslädt wie ein Orkan, und stürmend verhallt.

Ich stand ihm bewundernd gegenüber. Der schmerzvolle Jüngling, voll bittern, vernichtenden Hohnes in den warmen Gesichtszügen, die dazu geschaffen schienen, die Augen der Schönsten zu entzücken; der da saß fern vom theuern Vaterlande, nicht Hoffnung, nicht Liebe mehr im Herzen, und sich nicht gleich andern großen Geistern erfreuen konnte, an der Verklärung, die Polen noch selbst im Untergange umglänzte.

„Ihre bitt're Klage tönt aus einem schwerverwundeten Herzen," fing ich nach einer Pause an; „allein die kleine Zahl edler und großer Männer, die der entehrenden Strafe entflohen sind, womit sie der Sieger bedrohte, verdient, meiner

Ansicht nach, keinen Vorwurf. Nicht einem jeden war es vergönnt, in der Schlacht bei Ostrolenka, oder beim Sturm von Warschau zu bleiben. Männer des Rathes waren genöthigt, Ordnung zu erhalten, und Verwirrungen zu schlichten, als schon die, welche blos Krieger waren, dem Waffenglücke längst zu entsagen gezwungen wurden. So kam es, daß viele Patrioten, Revolution und Vaterland überlebten, und für den Augenblick nichts Besseres ergreifen konnten, als sich in befreundete Länder zu begeben, wo ihr Unglück Achtung, ihre Lage Mitleid, ihre Größe Bewunderung erregt, und ist es nicht gerecht, ihnen das Alles in vollem Maaße angedeihen zu lassen?"

„O, über die Eitelkeit!" rief der junge Pole, und sein Mund verzog sich zu grimmem Spott; „aber eitel sind sie stets gewesen. Alles, was wie Tugend an ihnen aussieht, entspringt aus ihrer Eitelkeit — selbst ihre Vaterlandsliebe. Nur Eine besitzt der Sarmate, rein und lauter, er ist Held — doch auch das borgt schon wieder vom eiteln Schimmer — drum sag' ich lieber, er ist Krieger. Das klingt anspruchloser! — Solche Lehre habe ich aus dieser Revolution mir gezogen, die unter meinen Augen vorging. Ach! wie sehnte ich mich — wenn ich die blutigen Blätter unserer Geschichte nachschlug — ähnliche Tage zu erleben. Ich dachte mir Alles so groß — und daß es jetzt noch größer würde seyn — müßte seyn; denn länger bereits währte die Schule des Unglücks, tiefer hatte noch nie die Zuchtruthe in unsre Rücken eingehauen, und die Nation war gestählt und erhoben durch die Tage unter Napoleons Fahnen, und wir zählten seine Generale unter uns, die hundert Mal gesiegt hatten, während unsere Feinde nur einen höchst beklagenswerthen Sieg aufzuzählen wußten, den ihnen Abfall und Treulosigkeit erwarb. Wie täuschte ich mich! Armes Land, das deine eigenen Kinder aufgaben! Was edel und gerecht war, ruht in deinem Schooße. Leicht verscharrt bleichen die Heldengebeine in deinem gelben Ufersande, mächtige Weichsel! Und wenn der rauhe Wind durch Preußens Wildnisse vom Meere herstreicht, in herbstlichen Nächten, dann führt

er davon die dünnen Schichten, die Euch bedecken, und die Geister der Helden beleben die morschen Knochen, und sie erheben sich, nicht berührend den entweihten Boden, und schweben in der freien Luft, in Polens Luft, die der Russe jetzt ungestraft athmet, und jubeln geisterhaft um eine zerrissene Fahne. Am Irtisch, oder wo der Brodem den Gifthütten entsteigt, sieht es der Verbannte im Traum, und singt im Schlaf: Polen ist noch nicht verloren. Er darf es — denn eher bricht er die Kette, und strömt einst hervor mit den Mongolen der Wüste, den russischen Zwingherrn aus unserm Lager zu vertreiben, als jene Schlemmer, die weichlich geretteten, die jetzt zehren vom Ruhm, und Champagner trinken auf Polens Wohl! — Polens Untergang! — Blasphemie! — o ihr ohnmächtigen Helden! — o welch' feiste Ruhmseligkeit! — Ja — mein Herr, glauben Sie mir's, sehr edle Männer athmen jetzt in Nertschinsks Arsenikhütten — aus" setzte er dann, mit von Schmerz unterdrückter Stimme hinzu, die gegen seinen frühern, begeisterten Ton schauerlich abstach.

„Jedoch, wenn Sie," nahm ich wieder das Wort, „Ihren Landsleuten es zum Vorwurf machen, daß sie nicht als abgeschiedene Geister um Polens zerrissene Fahne jubeln, oder Erze in den Giftfang steigen lassen, warum Sie selbst" —

„Ich verstehe Sie, mein Herr!" unterbrach er mich. „Dieser Zweifel könnte mich nur dann beleidigen, wenn ich die Eitelkeit meiner Landsleute theilte. Die Vorsehung ließ mich aus den Kämpfen allen, die ich mitmachte, unversehrt entkommen, obgleich ich mich nicht der Gefahr entzog. Ich hatte Augenblicke, wo ich wähnte, sie spare mich zu großen Zwecken auf, zum Frommen des Vaterlandes. Als es gefallen war, da fluchte ich meiner Kugelfestigkeit, trotzte der Vorsehung, und verabscheute mein Daseyn. — O mein Herr! welchem Elende war ich aufgespart — wie verschwand da alles Andere vor meinen Blicken! wie wenn edles Metall im Fluß ist, und sie neue, große Stücke edeln Metalls hinzuwerfen, so verschlang

die glühende Flut meines Innern mit Gier den hohen Schmerz, der sich nun hineintauchte — Alles war Ein Feuermeer der Leiden, und ich war das eherne, unvertilgbare Gefäß, das es umschloß — auf dessen Höhe sich nun mit königlichem Blick, gleich geschmolzenem Golde, die Rache zeigte, das göttliche Gefühl, woran ich nun schwelge, das mich nährt, das mich erhält. Ja, die Rache ist hochheilig! Eine Rache, wie ich sie empfinde, kann Zweck, Bedingung des Daseyns werden. Meinen Sie etwa nicht, mein Herr?"

Ich blickte ihn unverwandt an, und wagte nicht, ihm etwas einzuwenden.

„Ich kann die Leute nicht begreifen" — fuhr er sogleich fort — „die ihren Schmerz, ihre Rache, und so viel heilig erworbenes Eigenthum, sich abkaufen lassen, wie eine Waare, und sich dann zufrieden geben, und obgleich sie wissen, daß es aufhört, das zu seyn, was es bei dem ursprünglichen Eigenthümer war, dennoch thun. Denn erkaufter Schmerz, abgekaufte Rache, sie werden in den Händen des Käufers nichts als gute Eisenwaaren, Schloß und Riegel, wohinter er sicher und ohne Furcht schlafen oder schwelgen kann. Viel lieber wollt' ich meinen Schatten verkaufen, als so etwas. Wenn ich mir jenen Prinzen denke, Himmel und Herrgott! Wie kann er umhergehen auf den weichen Teppichen seiner Säle, und nicht bei jedem Schritte der blutigen Lorbeern seines Vaters gedenken, die er mit Füßen tritt? wie kann er die unzähligen Wiederholungen von Größe und Ruhm Frankreichs vernehmen, und nicht über seine eigene Schmach erröthen? wie kann er die Worte: Vaterland und Nation aussprechen, ohne daß es ihm einfällt, wie Beide hohe Dienste lohnen? Er giebt die glänzendsten Jagdparthien — Er! wie kann er eine Büchse knallen hören — ohne an seines Vaters Mord zu denken? — Oder hat er nicht das rührende Bild des englischen Malers in allen seinen Prunkgemächern? Weh' ihm! kein Anderes sollte darin hängen! Wie er daliegt — eine halbe Stunde nach

dem Erschießen — mit offener Brust — durchlöchert von ihren tückischen Kugeln — von den Kugeln seiner eigenen Getreuen, denen er Ruhm in vollem Maaße schenkte — die breite Heldenbrust, die des Feindes Kugeln verschonten. Ein einziger Franzose lebte an jenem Tage, der Veteran, der sein Gewehr in die Luft abschoß. Und der junge Prinz, der Enkel des Elsässischen Müllers, hat nichts von seinem Heldenvater ererbt, als Schlösser, Pferde und Hunde, giebt Feste seinen Mördern, zählt seine beßten Freunde unter ihren Kindern — und als ihm einst der geharnischte Geist in dunkler Nacht erscheint, und seine Donnerworte ihn erschüttern, sammelt er sich zu Reflexionen über „Seyn und Nichtseyn,“ und läßt die Prozeßakten untersuchen. — Ich bin ein Neuling in dieser Welt! — Die Polen machen es noch besser — sie lassen sich von ihren Mördern freihalten — und stoßen mit ihnen an auf Frankreichs Größe — die sie einst schufen — wenn je eine existirt hat!“ —

Er drückte seine Konfederatka auf den Kopf, und stand auf. Ein leichtes Roth hatte seine Wangen gefärbt, und sein Auge umschattete sich schnell.

„Warum ich mit diesen Gesinnungen am Leben bleiben mußte, werden Sie nun wissen, mein Herr! warum ich mit solchen Gesinnungen hieher kam?“ Hier machte er eine Pause, und sah mich an, dann fuhr er fort: „Warum sollt' ich denn wohl — als sie mir die Hände fesselten — auch die Füße geduldig hinhalten und bitten, fesselt mir die auch! da ich doch noch damit zertreten kann. Warum — als sie mir dort den Mund schlossen, meine guten Zähne preisgeben — die im Nothfalle auch noch Waffen sind — warum endlich — als sie mir dort die Waffen entwanden, nicht hieher eilen, wo mir jeder Schmied neue giebt? Warum das Treibhaus zertrümmern lassen, wo sie emporblüht in üppiger Fülle, die bittre, heilsame, heilige Aloe, mit den Stachelblättern und der duftenden Seltenheit im Schooße. — Meine Erklärung, warum ich an dem Diner auf dem Chateletplatze nicht Theil genommen,

ist etwas lang ausgefallen — es giebt aber gewisse Dinge, wo es Verbrechen wäre, mit leichten Worten darüber hinzugehen, und die zugleich einen Stummen zum Sprechen bewegen; denn Redseligkeit ist sonst mein Fehler nicht, außer — wie man mir oft sagte — wenn ich allein bin. Ihre Unterbrechung von vorhin kam mir erwünscht, denn Ihre Aufrichtigkeit freute mich, und Ihre Aussprache des Polnischen verrieth mir den Ausländer. Ich hätte mit einem Polen keine Sylbe gewechselt. Leben Sie wohl, mein Herr, sollten Sie die unbedeutenden Schicksale des heutigen Polens noch einiger Aufmerksamkeit werth halten — denn wer kümmerte sich wohl noch um eine aufgegebene Sache — so könnte es der Fall seyn, daß Sie auch noch von mir hören." —

„Von Ihnen?" rief ich schnell, und ergriff seine Hand, um ihn zurückzuhalten. „Wie wäre das möglich — weiß ich doch nicht Ihren Namen."

„O mein Gott!" sagte er schmerzhaft, „Staupenschlag hat ihn weggewischt von der Tafel der Geschlechter. Ich wußte ihn selbst nicht — und als ich ihn zum Erstenmale hörte, da war es ein blutiger Herold, der ihn verkündete. Der Henker rief ihn laut, und ich erblickte einen hohen Mann — nie! nie! werde ich sein Bild aus dem Gedächtnisse verlieren. In tiefen Höhlen blitzte es in himmlischem Zorn — das waren seine Augen — graue Wolken umstarrten sein majestätisches Haupt, das emporragte, wie Fels im Sturm — das waren seine Haare — ein Blutstrom trat breit und rauchend aus der Mitte des göttlichen Antlitzes, und verdeckte überströmend Bart und Brust — der floß aus den Wunden, womit mörderische Zangen seine edle Nase zerfleischt hatten, auf der noch vor einer Secunde die stolzeste Verachtung ihren Sitz hatte. Dann wurde der nervige Rücken entblößt, ein Torso der Mannes-Schönheit, ein Bild der Kraft — den die Knute der Gewalt zerhieb — daß das edle Blut herabrieselte in den gelben Sand, den wir Vaterland nennen. Mit starren Blicken war ich an

der Scene gebannt, da traf ein leiser Ton mein Ohr — der, wie die Donner des Gerichts, in mir niederhallte — ich verlor die Besinnung — ich war todt — obgleich ich, wie ein Lebender, stehen blieb — und als ich wieder erwachte, wußte ich, daß ich meinen Vater gesehen hatte. Aber ich war weit weg vom Richtplatze, an der Seite meines Pflegers, eines alten, lithauischen Starosten, der mich bis zur Gränze geleitete, und dann zurückkehrte — um mir mein Eigenthum zu retten. Denn Sie müssen wissen, daß ich sehr reich bin, und in Frascati alle Tage meine Karte biegen, und auch mein Couvert beim Diner bezahlen könnte. Ich habe aber weder Lust noch Appetit dazu."

Mein Herz war voll Besorgniß um den Jüngling, dessen Hand ich noch immer in der meinigen hielt. Sein Geschick war mir klar — so dacht' ich — obgleich ich noch gar nichts wußte — im Vergleich mit dem, was ich später davon erfahren sollte. Ich wollte nicht zudringlich nach seinem Namen forschen, um nicht durch Neugier sein Vertrauen gänzlich zu verscheuchen, das bei seiner Jugend und seiner Exaltation, ich durch warme, ruhigstille Theilnahme mir zu erwecken hoffen durfte.

„Und werd' ich Sie wiedersehen?" fragte ich, da er mir die Hand drückte, und mir dann die Seinige entzog.

„Ich werde morgen Abend hier seyn," sprach er — und wir trennten uns.

In seiner Gesellschaft vergingen mir mehrere Abende, und als er wußte, welch starke Bande mich an Polen knüpften, ward er offen und hingebend.

„Ich liebe Sie, weil Sie kein Pole sind, und dennoch mein Land zu lieben vorgeben;“ sagte er, „wären Sie ein Pole, ich glaubte Ihnen nicht. Wären Sie ein Pole, so liebten Sie das Land, wie ein Bruder seine Schwester, oder wie ein Sohn die Mutter; das ist nicht die rechte Liebe. Mütter lieben Söhne — aber Söhne, Mütter — hm! — ich weiß nicht. Nun aber lieben Sie Polen, wie einer sein Liebchen liebt — und wahrlich, Ihr Liebchen ist nicht schön — Sie kennen es, und ich brauch' es Ihnen daher nicht zu schildern — wer aber ein häßliches Liebchen liebt — der liebt warm und treu.“

— — — Er war in Lithauen, auf dem Schlosse eines alten Starosten, erzogen worden, und dort, im Kreise schöner Frauen, aufgewachsen. Weder Vater, noch Mutter, hatte er gekannt. Beide seyen todt, wurde ihm gesagt, oder verschollen, oder in die weite Welt gelaufen, kurz, er sey von unbekannter Herkunft. Auf der Jagd habe ihn der Starost selbst gefunden in einer Höhle auf weichem Moose und trockenen Blättern gebettet, irgend ein Wild müsse ihn bei dem Nahen des Menschen scheu verlassen haben, das ihn bis dahin getreulich genährt hatte. Er war noch sehr jung, als er den Thieren des Waldes geraubt wurde; wann er diesen zu Theil geworden war, ließ sich nicht bestimmen, daher war sein Alter nicht genau zu ermitteln. Nachdem er aber bereits drei Jahre im Schlosse war, so fielen ihm die Milchzähne aus, und da dieß im sechsten oder siebenten Jahre zu geschehen pflegte, so war er zur Zeit seines Auffindens wohl ungefähr drei Jahre alt gewesen. Im Schlosse empfing er sogleich die Taufe, und der Starost nannte ihn: Witold, nach dem alten Großfürsten von Lithauen; weil er sagte, der Knabe sey zu großen Schicksalen bestimmt, und das solle der Name schon andeuten.

Dies erzählte er mir, und es schien eine süße Ruhe sich in seinem stürmischen Innern zu verbreiten, wenn er von jenen Tagen einer nicht lange erst dahingeschwundenen Kindheit erzählen konnte.

„Von allen hohen, schönen und milden Frauen, die um mich waren," sagte er mir einst, „war es besonders Eine, die sich meiner liebevoll annahm. Von ihrer sanften Schönheit ein Bild mit Worten zu entwerfen, ist unmöglich, und leider besitze ich's nicht von Künstlerhand. Ich müßte meine Zuflucht zu andern Bildern nehmen, die Ihnen bekannt sind, um Ihnen einen Begriff zu machen; doch auch das würde am Ende wohl phantastisch und überspannt lassen. Was ist der milde Glanz der Perlen, das frische Zartroth der Rose, der duftige Glanz in einem Lilienkelche, der himmelklare Aether, der allmächtige Sonnenglanz, gegen die Reize jener Frau, die das Alles in sich vereinigte, und es bei Weitem übertraf; denn sie war milder und seltener, wie Perlen; frischer und erquickender, wie Rosen; reiner und heiliger, wie Lilienkelche; belebender, wie der Aether, und mächtiger und entzückender, wie die Sonne! Wo sie ging, war Alles Leben, höheres, reineres; und wer nie solch' einem Wesen nahe athmen durfte, weiß nicht, was das Weib ist, und was die begeisterten Dichter in allen Sprachen und in unendlichen Weisen von ihnen gesungen, von dem großen Petrarcha, bis zum hehren Schiller — es erschöpft den Gegenstand nicht. Ich sah Sie — und mir wurde klar, wie unendlich wenig in jenen Dichtungen enthalten ist, und ich fühlte den ersten Schmerz, daß meine Lippe nicht entsiegelt wurde, und die innere, glühende Begeisterung ihre Schwelle nicht überströmen durfte. Und diese Hohe, Edle war — o lassen Sie mich es aussprechen — jetzt — gleich — denn ich beabsichtige ja nicht Sie, wie ein schlechter Romanschreiber, durch Erwartung zu foltern, und durch eine Ueberraschung zu erschüttern. Sie war meine Mutter! und nun nennen Sie meinen Verlust — nicht groß — nicht unersetzlich — denn ich habe sie nicht mehr! Schon eine Mutter zu verlieren, wie trostlos! und erst — eine solche! — Aber ich wuchs auf, ohne zu wissen, daß die Anbetungswürdige mir von ihrem Leben mitgegeben hatte, genug zur weiten Pilgerfahrt bis an's Grab — und diese Mitgabe, dieses heilige Erbtheil ist es, was mich abhielt, Hand zu legen an meine

Tage, und sie mir werth machte. Lieben mußt' ich sie dennoch mit heiliger Liebe, unbewußt als Sohn."

„Sahen Sie jemals solch ein Leben auf dem alten, ehrwürdigen Stammsitze einer erlauchten Familie? Eine solche Versammlung herrlicher, edler Menschen, erhoben über die Bedrängnisse des Lebens, ausgestattet mit Wissenschaft und Kunst, und sich Alle nahe verwandt, und nur athmend in lauter Liebe zu und für einander! O, es ist herrlich! Und so herrlich lebte ich meine Jugend hin — jene Tage — die sonst schon unter schlimmen Verhältnissen unsere glücklichsten sind — urtheilen Sie jetzt, ob das Glück mich verzog?"

„Aus der nahen Gouvernementstadt erhielten wir oft Besuch. — Erschienen die Gäste in unserm engern Kreise, so waren sie ihm ebenbürtig an Rang, Geist und Gemüth. Menschen geringern Schlages, die blos Neugier zu befriedigen, oder Geschäfte abzumachen, kamen, wurden zwar, unsern Sitten gemäß, gastfrei behandelt, doch dem Familienheiligthume fern gehalten. Ein alter, strenger Mann, in des russischen Kaisers Diensten ergraut, und mit Orden geschmückt, einen hohen Posten in der Provinz bekleidend, und als Held aus frühern Kriegen bekannt, erschien oft mit seiner Tochter. Er war unserm engern Kreise nicht fremd, denn Er war edel in jedem Betracht, und die ihn begleitete, war nur der Sonne unsers Systems vergleichbar, doch jünger und voll Holdseligkeit statt der Majestät. War jene Maria auf der Wolke — so war *sie* der schönste, schlankeste Engel, der die Wolke emportrug nach der Idee des begeisterten Malers. Ich — der ich von Jugend auf nur in Liebe gewiegt, Liebe athmend, von Liebe zehrte, der von Schönheit umgeben, ihr sein reinstes Gefühl weihte — wie wäre es möglich gewesen — daß ich nicht die hohen Vorzüge der Fremden mit inniger Bewunderung betrachtet hätte? So oft sie erschien, war ich selig, und je öfter sich ihr Erscheinen wiederholte, desto größer ward meine Seligkeit. Eine andere Liebe hatte sich meines Wesens bemächtigt —

war es früher gleich der Andacht gewesen, was mild beglückend mein Inneres durchzog, so war es jetzt eine verzehrende Flamme, die mein Herz ergriff, mein Blut braus'te, ich fühlte meine Kraft entweichen, und diese Ohnmacht that wohl, und wenn sie mir fast Auflösung drohte, nur wohler."

„Der Engel hieß Sophia. Er mochte ungefähr das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben. Ich war wohl ein Jahr älter — rein und keusch, wie sie — mein Herz ein Heiligthum, wie das Ihre — und wir Beide liebten — liebten einander — es war ein Gefühl, zu hehr und göttlich beseligend für diese Welt! Es hatte sich dahin verirrt — der Himmel selbst wußte nicht wie — wir zitterten in unserm Glück — denn, obgleich wir die Erde nicht kannten, so hatten wir nicht das Beßte von ihr gehört."

„Da wurden die Besuche unsers russischen Gastes seltener, und ich mußte Sophia entbehren — und als ich lange genug meinen Schmerz still mit mir umhergetragen hatte — fragte ich nach der Ursache, weil mir besorgte, unruhige Mienen, wie ich sie nie zuvor erblickte, nichts Gutes weissagten. Es war an einem späten Abend im Herbste, als ich darum fragte: „Er ist unser Feind — der Russe!" war die Antwort meines Pflegevaters, und kaum von meinem Erstaunen erholt, und kaum die Lippen zu erneueter Frage geöffnet, kamen die Frauen herein, mit herrlich leuchtenden Augen und stolzen Gebehrden, und nahmen mich in ihre Mitte, und führten mich hinab in die Schloßkapelle, wo sie sich weihen ließen zum Untergange im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, wo sie Vergebung vom Himmel erfleheten, und Rache an dem Unterdrücker zu üben gelobten, wo sie sich dem Tode weiheten, gleich Spartanerinnen, und alle Glückseligkeit des Weibes und der Mutter, die ihrer ja sobald schon wartete, hinausschoben bis zum Tage der Freiheit. Und hier war es, an der heiligen Stelle, wo Trost und Trostlosigkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Freude und Gram, mich so unerwartet und stürmisch wiegten, daß

sie — die Hohe — mich im heftigen Kusse an sich riß, und mir die Worte: „mein Sohn!“ zwischen die geöffneten Lippen in das Herz hineinströmen ließ. „In dieser großen Zeit schwinden kleinliche Rücksichten. Ja — mein Sohn bist Du — wenn gleich kein Priester den Bund gesegnet.“

„Und wo ist der Vater?“ fragte ich noch während des beseligenden Kusses, meine schöne Mutter.

„Draußen,“ sagte sie, sich aus meinen Armen emporrichtend. „Er streitet bereits! Die langen Jahre strich er umher, fern von Weib und Kind — denn er suchte die Freiheit. Wie ein Ritter der Mährchen auszieht, um die Quelle der Jugend, den singenden Baum, oder ein anderes Wunder, von Drachen gehütet, zu bekämpfen, und heimzubringen. Nun hat's begonnen. Ritter und Drachen sind aneinander, und wir wollen unsern Rittern zu Hilfe eilen. Mögen andere Damen goldene Preise spenden nach geendetem Kampfe — wir Polinnen kämpfen mit, und sind dann selbst Preise — der hohen Kämpfer werth. Komm' mein Sohn!“ —

„Die Andern hatten die Kapelle schon verlassen, und die Mutter nahm mich mit in ihre Gemächer, die ich in jener Weihenacht zum ersten Male betreten durfte. Ein edles Bild sprang mir von der Wand entgegen, es war meines Vaters Bild.“

„Unterhalte Dich mit ihm, mein Sohn! seine edeln, göttergleichen Züge mögen Dir sagen, wer er ist — der Dir das Leben gab!“ sprach sie, und verließ mich.

In Einem fort schwebte mir die Frage auf den Lippen nach Sophia; jetzt aber wußte ich nichts Anderes, als laut mit dem Bilde zu sprechen, wie es die Mutter mir befohlen hatte, und so traf sie mich noch, als sie wieder eintrat in männlich kriegerischer Landestracht. Sie gab auch mir ein Schwert, das

ich mit Inbrunst küßte, und wir gingen rasch in den fackelumgebenen Schloßplatz hinab."

„Nun wogte der Kampf, und gierig tranken unsere Steppen das Blut von Freund und Feind. Die Damen, die mit den Kriegern fortgezogen waren, verbanden, heilten, pflegten, fochten selbst. Das ganze Volk war in Aufruhr! Gold, Juwelen, Steine, Eisen, Alles wurde zur Vertheidigung des Landes angewendet, die Arbeiter zu belohnen, und unglaubliche Anstrengungen hervorzurufen, den Feind durch offene Waffenmacht zu vernichten, oder den Verräther zu erkaufen. Und so, wie jedes Mittel gut war, um den einzigen Zweck zu erreichen, so mußte auch ein jeder Theil nehmen an der allgemeinen, großen Sache. Vornehm und Gering, Jung und Alt, Edelmann und Leibeigener! Aus den Wäldern sprengten die Bären- und Wölfebekämpfenden Slachtschitzen auf schnaubenden Rossen heran, und in der fruchtbeladenen Ebene erstanden die muthigen Ackerleute, und erhoben die Alles vernichtenden, furchtbaren Sensen. — Soll ich Ihnen eine Schilderung von dem entwerfen, was ganz Europa bereits in Erstaunen setzte? O, daß es ein so schmähliches Ende nehmen mußte."

„Man hatte sich in die Nähe der Stadt gezogen, wo jener Russe mit seiner Tochter, dem Engel, lebte, und dort das Commando führte. Es war ein entscheidender Schlag vorbereitet worden. Ich wußte darum, und der feindliche Befehlshaber sollte der gerechten Rache fallen, denn man hatte an ihm Bedrückungen und Willkührlichkeiten zu rächen. Und was wird aus seiner Tochter werden — aus Sophia? fragte ich mich heimlich, leise, vor dem bloßen Gedanken erbebend. Ich war Zeuge gewesen, wenn die Kossynier hereinbrachen in der Feinde warme Nester. Blut wurde damals weniger geachtet, als Branntwein, denn diesen tranken sie nur, unähnlich den Franzosen von 93. Und die Mädchen? und eine Sophia? Sie hätten in ihr nicht den Engel erblickt — nur das schöne Weib! — Ich konnte dies Beginnen nicht ruhig vollführen lassen. — Nachts

schlich ich mich in die Stadt — durch tausend Mühseligkeiten gelang es mir glücklich — denn der Himmel wollte, daß sie gerettet würde. Ich sprach sie — sie erfuhr die Gefahr, die ihrem Vater drohte, und er nahm solche Maaßregeln, daß diesmal die Polen nichts ausrichten konnten. Ich dachte, er werde fliehen — sie in Sicherheit bringen — ich war noch so jung und unerfahren, und kannte nichts, als meine Liebe — und fragte nichts um Rath, als sie. Er aber blieb, denn er hatte Muth und Kraft, das Vorhaben seiner Feinde zu vereiteln. Und wie ich das Blut der Polen fließen sah — da klagte ich mich an — aber sie war gerettet — und wie ich das Geheul meiner Brüder hörte — da zerriß es mich — aber sie saß in dem wohlbeschützten Schlosse — und als die Augen der Sterbenden sich auf der Wahlstatt zum ewigen Schlafe senkten, da leuchteten die Ihrigen, und hafteten auf dem geretteten Helden, der ihr Vater war. Aber ich war ein Volksverräther worden!"

Hier sprang er auf, der Jüngling, und ging einige Male auf und ab. Ich war selbst ergriffen, und wagte es nicht, seine stürmische Gemüthsbewegung durch einige Worte besänftigen zu wollen. Endlich setzte er sich wieder zu mir hin, und fuhr fort:

„Jene Nacht, da ich in Bauerntracht vor ihr stand, und ihr den Verrath enthüllte, zu ihrer Rettung, es war die letzte, wo ich sie sah. Ich hatte bis dahin den Gedanken nicht fassen können, daß ihr Vater mein Feind — unser Feind sey — daß sie die Tochter des Feindes — — o, welch ein Beisammenseyn von wenigen Minuten war das! „Ich fühle das Opfer, das Du mir bringst — Du machst Dich elend — um mir den Vater zu erhalten — denn was wär' ich — wie käme ich in Betracht? O, möge die Liebe zu mir Dir deine nagenden Vorwürfe zerschmelzen — und Dich lohnen — denn ich liebe Dich!" — So sprach sie in jener Nacht — genug, um einen Tiefgefallenen zum Range eines Seligen zu erheben —

und diese Worte — sie trösteten mich — als meine Augen am folgenden Tage blutige Thränen weinten."

„Ich focht im Sande und in Sümpfen — in Wäldern und auf Haiden — ich schonte mein Blut nicht — und war frischroth, wie Polens Farbe — ich, ein ächter Sohn des Landes! Doch alles Blut, das wir so verschwenderisch vergossen, war nicht genug, um den dürren, gierigen Sandboden Polens satt zu tränken — die verschränkten Gebeine unserer gefallenen Brüder stauten Flüsse und dämmten Sümpfe — aber das Land wollte nicht tragen die Früchte der Freiheit — obgleich es so viel Saaten freien Heldenmuthes in seinen Schooß empfing .... In Warschau saßen sie bei innerm Hader, Mißgunst und Partheyung. Drei Wälle umgaben die Stadt, aber den ersten durchbrach Gold — den zweiten Stolz — den dritten Eifersucht — und auf der Brücke von Erschlagenen, die unordentlich durch einander lagen, zog ein Heer in Reihen mit Trommeln und Spiel in die ausgestorbenen Gassen der alten Warszawa. Nun sollte man doch glauben, es wäre genug gewesen. Die Furie des Krieges schwieg freilich — aber die Furie der sogenannten Gerechtigkeit fing ihr Wüthen an. Prozesse begannen, und aus Schlössern und aus Hütten, von den Schreibtischen, den Lehrstühlen, von ihren Fahnen, und ihren Heerden wurden edle Männer zur strengen, peinlichen Verantwortung gezogen, die gethan hatten, was sie mußten. Ich irrte mit meinem alten Pflegevater an der Gränze herum, die wir im glücklichen Augenblicke zu überschreiten gedachten, so glaubte ich — er hatte aber Anderes im Sinne. Meine Mutter war gestorben, und Sophia — je nun — die war bei ihrem Vater, der Präsident eines Gerichts worden war, das Rebellen verdammte."

„Ich folgte meinem alten Führer, wie im wachen Traume. Ich wußte nicht, wo ich hin sollte. Was sollte ich in der Welt — da Polen nicht mehr war, meine Mutter todt — und sie für mich verloren! Aber ich hatte noch einen Vater, und den sollte ich finden." —

„So kamen wir in ein Städtchen eines Abends an — unfern der schlesischen Gränze. Wir waren in Bauernkleidung, und hatten Pässe oder Vorweis — wie man es nennt. Stumm gingen wir durch die schmutzigen Gassen, und erreichten den Marktplatz. Ein Gerüst in der Mitte. Ruthenhaufen — ein Pfahl. Ich sah meinen Führer an — sein stummer, bedeutungsvoller Blick ermahnte mich zu schweigen. So thaten auch alle andern Leute, deren eine große Zahl schüchtern herumschlich, traurig dareinsah und stumm. In der Herberge erst fragte ich leise. — Mein Führer seufzte tief — ächzend — durchdringend — dann schwieg er — sah auf mich — und eine Thräne perlte in seinem Auge. Ich konnte mir diesen Blick nicht deuten. Wie die wirklichen Bauern noch am Tische saßen, um im Branntwein Trost zu holen — krochen wir Beide schon in dem Winkel, hinan die Streu, und legten uns zur Ruhe — so schien es den Andern. Und da preßten mich des Alten Arme, wie ineinander geschmiedete, glühende Ketten, an die Brust, die hoch schlug, und die Worte hauchte er mir zu, wie Glutluft eines Schmelzofens:

„Wisse, Du bist mein Enkel — Deine Mutter meine Tochter — das Andere Morgen.“

Er ließ mich los — drückte mir mächtig die Hand, und sagte:

„Jetzt nichts mehr!“ —

Nun lagen wir stumm da — ob er schlief? ich bezweifle es; ich lag wachend noch am Morgen. Als aber die Bauern kamen, um sich zu mir zu legen — schloß ich die Augen, um mich zu verstellen.“

„Andern Tages erhoben wir uns Alle — und in trauriger Prozession zogen wir zum Markte, um Gericht halten zu sehen. Die Ruthenhaufen lagen nicht mehr in so schöner Ord=

nung da — sie waren zerrauft und zerknickt am Boden — wer hieß uns auch so spät kommen, und doch hatten wir nicht verschlafen! Die leichten Strafen, die hundert und aberhundert Ruthenstreiche waren schon ausgegeben — aber nun kamen die großen Strafen, und dazu erschienen wir zu Recht."

„Sie traten hervor auf dem Gerüste, vor aller Welt — und grüßten den Henker, und der durfte die Hand legen an Alles, was sonst bei Menschen von Ehre, Niemand frevelnd berühren darf. Sie waren aber keine Menschen mehr — und daher über Vorurtheile erhaben — also auch über das, was wir Andern Ehre nennen. Und der Henker streckte die Hand aus nach der Uniform, und riß Klappen und Epauletts, und alle Zeichen herab, die sie zur Uniform machten, und gestaltete sie zu einem formlosen Fetzen, der flatternd um Etwas hing — das kein Mitleid — kein Bedauern — nein — Entsetzen einflößte. Nun zog der Henker den Degen. — Er wird ihn — aus Erbarmen für uns Zuschauer — dem Wesen vor ihm in die Brust stoßen, dachte ich. Aber Henker und Erbarmen! Er zerbrach den Degen, und warf ihn vor die Füße — und nun wurde der letzte Fetzen herabgerissen, und dies Alles mit einer Art — o wer das nicht gesehen hat — weiß nicht, was Henkersverfahren ist! Und nun traten Andre hinzu, und es fielen Streiche auf die Rücken — und ich sah Blut rieseln — ich war kein Weichling — ich hatte oft Blut — mein eigenes, gleichmüthig fließen sehen — aber ich wandte mich ab, und wollte gehen. Ja — gehen — denn ich sah Sophias Vater, hoch zu Roß — im Glanz, und mit Orden geschmückt — von Adjudanten umgeben — der Execution zusehen — die er angeordnet hatte, denn er war Präsident des Kriegstribunals. — Ja — nun war er mein Feind — der Russe — dieser hier, dessen kaltes Wort der Knute Einhalt thun konnte, und dessen stummer Blick die Schwingungen der furchtbaren Schlange belebte, die vielköpfig sich in die bloßen Rücken edler Polen einbiß, und wenn sie in die Lüfte flog, Blut und Fleisch als Trophäe zeigte. Ja — er war mein

Feind — mein Herz in Wuth und Groll empört, gelobte Rache an ihm zu nehmen — wo ich ihn treffe — ach! und er war Sophias Vater! .... Ich wendete mich, und machte einige Schritte ...."

„Nur noch Einen" — sagte leise mein Großvater. Und der Eine erschien, und ich sah ihn verstümmeln — züchtigen — hinabschleppen — in den Schlitten werfen — und abfahren — und noch athmete ich nicht — als mein Führer mir leis' und erstickt zurief — „der — Dein Vater!" und mit mir dem Gedränge entfloh." —

„Er? .... schrie ich entsetzt — und ein Krampf erstickte mir die Stimme. Aber denken konnte ich noch — wild — verworren — aber immer dasselbe. Und ihn hatte ich gerettet — der meinen Vater so züchtigen ließ .... ich sah auf meinen Führer — ob er vielleicht wahnsinnig geworden — der aber schritt stumm und trüb an meiner Seite. — Es war also wahr! Mein — Ihr Vater! o Sophia! Sophia! ...."

Hier hatte die Wildheit seines Tones eine wehmüthige Stimmung angenommen — dann schwieg er.

Nach einer kurzen Pause sagte er ganz verändert: „mein Gott — wie spät — schon Mitternacht" — und seine Mütze nehmend, und mir die Hand drückend, stürzte er hinaus. Wir hatten keine Verabredung des Wiedersehens genommen, und Wochen vergingen, ehe ich ihm wieder begegnete.

Vergebens suchte ich meinen jungen Unglücklichen an den gewohnten Orten. Er war wie verschwunden von der Erde, und schon glaubte ich, er sey erkrankt, oder sein Lebensüberdruß sey zu Ende und — ihm wohl. — Es waren mehrere Wochen

verstrichen, und ich gab die Hoffnung auf, ihn wiederzusehen, als ich an einem dunkeln Abende durch die Richelieu=Straße schlendernd — eine Gestalt an dem Portale des großen Spielhauses lehnen sehe, die mir mit der Seinigen Aehnlichkeit zu haben scheint. Ich trete auf sie zu, und sein bleiches Gesicht starrt mich an. Er erkennt mich nicht sogleich. „Sie hier?“ fragte ich — und ich weiß nicht, welch' ein Ton des Vorwurfs sich meiner Frage beigemischt haben mochte, denn er bezog sie auf das Spielhaus hinter uns, und indem er den Blick verächtlich dahin wandte, erwiederte er: „Ich? dort? nein — aber —“ er streckte ohne ein Wort hinzuzufügen, seine Hand nach dem gegenüber liegenden Prinzenhotel. Ich folgte der Hand mit den Augen, und bemerkte nichts, als die Reihe erleuchteter Fenster. Mit Bedauern blickte ich meinen armen Witold an, und zweifelte fast nicht mehr an seinem Wahnsinn, doch mit einem Male durchzuckte es mich: „Sophia?“ rief ich. Und nun, als wenn alle Wehmuth los würde in seinem schmerzvoll zerrissenen Innern, warf er sich an meinen Hals, und seine Augen ergossen einen Strom von Thränen, die meine Kleidung bis auf die Haut durchdrangen. Um Aufsehen zu vermeiden, zog ich ihn unter das Portal des Spielhauses.

Nach einer Weile erhob er den Kopf: „Sie ist hier“ — sagte er — „ich sah sie gestern — heute — ich werde sie morgen sehen — sie sprechen — und dann“ — er schwieg mit einem tiefen Seufzer.

Ich wollte ihm Tröstliches sagen — und brachte nur Lächerliches und Gemeines vor — so daß ich mich selbst schämen mußte, doch hörte er zum Glück nicht darauf.

„Er ist hier — der Alte — den ich rettete, und der mir den Vater schändete,“ sprach er dumpf — „er ist hier, an dem ich Rache zu nehmen gelobt habe — und sie kam mit ihm hieher, um Augenzeuge zu seyn von seinem Ende. O, daß sie hieher kommen mußte! Wäre sie dort geblieben in der

Heimath, und die Kunde von seinem Tode hätte sie getroffen, sie würde nie erfahren haben, daß ich ihn tödtete, und das würde ihren Schmerz gelindert haben."

Der feste Ton, den er angenommen hatte, die Bestimmtheit, mit der er von seiner Rache, wie von einem Geschäfte, sprach, das abzumachen war, erstarrte mich ganz. Ich blickte auf den schönen, zerrissenen Jüngling, und sprach: „Ein Mörder also" —

Er riß sich von mir los. Er war nicht vermögend, viel zu sprechen, nur zwei Worte stieß er aus: „ein Rächer!" —

Er wollte forteilen — ich hing mich an seinen Arm. Stumm und unwillig ließ er sich von mir leiten, bald in diese, bald in jene Straße. Endlich hielt ich vor einem Hause, in der Rue de Lille, und klopfte.

„Wo führen Sie mich hin?" fragte er, wie erwachend.

„Hier wohne ich" — war meine Antwort.

Er ging mit mir hinauf — ich erschrack, als ich Licht gemacht hatte, und ihn ansah. Eine furchtbare Veränderung war mit ihm vorgegangen. Wie eine Landschaft, voll still melancholischen Ausdrucks, die ein Orcan nun verwüstet hat — so waren seine frühern Züge gegen seine jetzigen.

Er fing endlich an: „Was wollen Sie von mir? warum führen Sie mich hieher? Wollen Sie etwa mein Vertrauen mißbrauchen, um mich an meiner Rache zu hindern? das gelingt Ihnen sicher nicht."

Ich war bemüht, seinen Argwohn zu zerstreuen, und jenes Zutrauen in ihm wieder zu erwecken, das er gleich bei

unserer ersten Bekanntschaft für mich zu fassen geschienen hatte. Ich fing an von Glück zu sprechen — von Glück an ihrer Seite —

Er lachte fürchterlich.

Ich fühlte wohl, daß er auf Glück nicht hoffen durfte, und ich schlug eine andre Saite an.

„Verlassen Sie Paris so schnell als möglich — Sie werden das Mädchen vergessen — nie das Vaterland. Gehen Sie nach Avignon — der himmlische Aufenthalt, der classische Boden entsagender Liebe wird Ihre Schwermuth mit unnennbaren Reizen umgeben, während die Trümmer von Polens Helden ein edleres Rachegefühl dort in Ihnen hervorrufen werden. Sie finden dort Waffengefährten — die —"

Die Worte, die jetzt sich aus seiner Brust loswanden, zeigten, daß seine Gedanken in den Steppen eines fürchterlichen Wahnsinns umherirrten, und er mir kein Gehör schenkte.

„Ob ich sie erschösse? Sie — in seiner Gegenwart?" fragte er sich — als hörte ihm Niemand zu — „dann enden ihre Leiden mit Einem Male — und er weint über ihre Leiche — und dann mich? Nein — ich will leben, um zu genießen — und hin zu meinem Vater, es ihm erzählen, wie ich ihn gerächt —"

„Das könnten Sie?" fragte ich bebend.

„Und das konnte Er — und ich hatte ihm doch das Leben gerettet?" schrie er. „Mit dem Leben von tausend Polen ihm das Seine gerettet — um ihretwillen! Mich zum Verräther gestempelt — um den Fluch durch mein ganzes Leben, wie der Gefangene des Bagno die Kugel, nachzuschleppen, und ich bin hier — und meinen edlen Vater ließ er mißhan-

deln, und in die Bergwerke senden! — Jetzt durchzieht er die Welt, wie ein Held, mit seiner schönen Tochter, und erndtet doppelte Bewunderung. Die fernsten Heilbäder müssen seine Tage fristen, und ich soll das zugeben, da er meinen Vater verurtheilt hat? Mein sind seine Tage, denn mir dankt er sie — nun so will ich denn jetzt mein Geschenk zurücknehmen. Auch die Wenigen sind des Dankes werth, die ich ihm gönnte, im Uebermuthe hinzuleben — er mag jetzt auch einmal Thränen und Schmerz kennen lernen." —

Der Rest des Abends verfloß stumm. Mein Gast schien ermattet, er sank auf den Divan zurück, und entschlief.

Es blieb mir kein Zweifel, daß sein Geist verwirrt sey. Ich nahte mich ihm leise — sein Schlaf schien sehr fest — fast dem Scheintode gleich, so stark hatte sich Abspannung seiner bemächtigt. Ich wagte es nunmehr, seine Taschen zu durchsuchen — nach Waffen — aber er trug keine bei sich. Dies beruhigte mich zum Theil. Ich löschte das Licht, und suchte mein Bett, obgleich ich während der ganzen Nacht kein Auge schloß.

Der Morgen kam — mein Gast regte sich nicht — besorgt stand ich auf, um nach ihm zu sehen — er schlief noch ruhig fort, in derselben unveränderten Lage. Eine Angst befiel mich — ich hielt ihm einen Spiegel vor — sein Hauch trübte die glatte Fläche. Ich wollte seine tiefe Ruhe nicht stören, weil ich eine günstige Krise darin sah, die seinem Gemüthe Stille, seinem Verstande Klarheit, die Dinge zu überdenken, wiedergeben würde.

Er erwachte durch ein Geräusch, das zufällig auf der Straße entstand. Erschreckt sprang er in die Höhe, und sah sich befrembet um. Wie er mich erblickte, schien er sich vergebens auf sein Hieherkommen zu besinnen. Ich half ihm darauf. —

„Nun? ist es Ihnen heute besser?“ fragte ich ihn.

Er lächelte stumm — ich nahm das für ein gutes Zeichen. Noch mehr erfreute es mich — als er mit mir in ein Café trat, und ein Frühstück forderte, die Zeitungen las, und über ein Paar Witze im Corsaire laut lachte. Wir trennten uns als Freunde; und ich entließ ihn völlig beruhigt aus meiner Gesellschaft, ohne auch nur mit einer Sylbe ein Wort über unser gestriges Zusammentreffen verloren zu haben. Ich fürchtete einen Rückfall.

Er hatte mir versprochen, mich um Sechs in meiner Wohnung zu treffen, um dann mit mir eine Mahlzeit zu nehmen.

Vergebens erwartete ich ihn zwei volle Stunden. Meine Unruhe wuchs von Minute zu Minute, und schon wollte ich nach dem Prinzenhotel in der Richelieustraße gehen, das Schrecklichste befürchtend. Da stürmt es die Treppen herauf. Meine Thür wird aufgerissen. Es ist Witold.

Mit Schauder wendet' ich mich von ihm weg — ich glaubte einen Mörder in ihm zu sehen.

„Wie ein Sterbender kämpfte ich einen schweren, tagelangen, letzten Kampf“ — rief er aus. „O wie schwer ist es vom Leben zu scheiden, und doch ist es nicht möglich — daß die Sonne um Mitternacht scheine!“ Dies schrie er furchtbar, und ergriff meine Hand. „Ich habe sie gesehen — sie gesprochen — ich wollte mich auf sie werfen — sie tödten — mich — ihn — die Mordgedanken zogen wie bleiche Gespenster durch mein Inneres — aber sie schwanden dahin, als sie das erste Wort gesprochen hatte. Sie ist mir nachgereis't — mir nachgereis't — haben Sie Sinn für das? Sie wußte mich hier — ihr Vater will mir wohl — er weiß Alles von ihr — durch sie. Sie ist das Glück seiner Tage — er hat mir Verzeihung vom Monarchen erwirkt, will mir seine Tochter

geben, ich würde auch im Heere eine Anstellung mit der Zeit finden — kurz — ganz glücklich seyn! — Ja, wenn nur mein Vater nicht da hinten in Nertschinsk Arsenik machte, meine Mutter nicht todt wäre, und Polen frei! Drei Kleinigkeiten — Bah! darüber kann man sich schon wegsetzen — wenn man Sophia hat — Nicht wahr?"

„Ich hoffte Sie ruhiger zu sehen — sie waren es heute Morgen" — sprach ich sanft ihm zu.

„Ich schien es — weil ich mit mir im Reinen war, und Sie ganz entschlossen verließ," sagte er. „Aber nun ich sie gesehen — den weißen Busen, worin ein Herz schlägt, für mich — das himmlische Auge — kurz, sie ganz mein!.... Ich riß mich von ihr los, denn es schien mir Verbrechen, in dem Anblick dieser Reize zu schwelgen — die nie mein werden sollen — nie — nie!"

„Und sind Sie es nicht schon? Wollen Sie diese aufopfernde Liebe, die Ihnen nachreis't, von sich stoßen, wollen Sie — so jung noch — dem Glücke entsagen, das sich Ihnen aufdringt. Was gab Ihnen Polen — daß Sie ihm mehr noch opfern wollen? Was sind Ihnen Ihre Landsleute, die Sie selbst nicht schätzen können, von denen Sie sich zurückziehen?" —

— „Sie haben Recht" — sagte er mit Hohn — „wir sollen an uns zuerst denken, und das wollt' ich auch in der That; darum vertraute ich Sophia Alles — wie ich dafür belohnt wurde, daß ich Verräther ward, um Ihren Vater zu retten. Wie ich ihn dafür sah — den Meinigen — — — Doch er war nur ein gerechter Richter — ein treuer Diener — ein wack'rer Mann! wer kann dafür? — Das ist der Lauf der Welt — und wir Thoren bessern nichts daran, denn sie ist die Beste. — Und Sophia hörte mich an und sprach — den Tod will ich — wenn ich nicht Dein werden kann — hören Sie? den Tod!" —

Er starrte mit großem Schweigen vor sich nieder. —

„Fliehen Sie mit mir auf's Land — nur wenige Tage. Kommen Sie zur See" — sagte ich — „es wird Sie zerstreuen! Die Seeluft erstärkt wunderbar Herz und Sinn" —

„So?" sagte er gedehnt, und sah mich an — „haben Sie Trelawney gelesen?"

Ich kannte ihn nicht. —

„Ich aber kenne ihn. Sie gebiert Thaten — die See — sie entwickelt Gedanken — diese Luft — große — entsetzliche! Auf dem Lande schaudern sie davor. — Doch — ja — ich will zur See! Nach Amerika, und von dort" — — —

Er verlor sich in die Ferne — sein Geist schweifte weit ab — doch war es mir angenehm, daß er sich daran freute. Eine Thätigkeit, gleichviel welche, würde ihn heilen, und nun gar eine weite Seereise — dachte ich mir.

„Dieser Trelawney! was ist er, ein Halbgott, oder ein Teufel? wie nennen Sie ihn? Doch — Sie kennen ihn nicht! Wie er im funfzehnten Jahre Alles verloren hatte — Alles — Alles — Vaterland und Eltern — Glück und Hoffnung — da bot ihm der Ocean mit seinen Stürmen und Schrecknissen — das weite Reich der Wunder — Ersatz für Alles — Freunde — Ehre — Liebe! Und ich habe noch einen Vater — den besuch' ich, wenn ich an Asiens Ostküste lande; es kann nicht weit seyn!"

Ich fragte ihn — wann er abreisen wolle — ich würde ihn begleiten.

„Bald — in Kurzem — sehr bald!" rief er. „Nur erst ein Geschäft noch. Sie haben's gehört — Sie will sterben, wenn sie nicht die Meine werden kann. Das wird sie nie!" —

Sein Ton erfüllte mich mit neuer Besorgniß.

„Daß ich einem schmachtenden Liebhaber gleich, mich hinterher — Sie verstehen mich“ — sagte er mit fürchterlicher Ruhe — „das wäre doch so gar nichts. Nein, mit dem Fluche auf dem Haupte, und der Folter im Herzen, auf dem Meere hinausgepeitscht von allen Furien — in ruhigen Nächten ihr bleiches Bild aus den Wellen tauchen sehen — im Sturm ihren letzten Schrei — ihr Röcheln zu vernehmen — das ist mehr als Sterben! — Und so will ich leiden — dulden — und — nicht erliegen, bis ich zu meinem verstümmelten Vater komme, und ihn als Sohn begrüße. Der wird mich nicht eintreten lassen in seine Hütte, denn Gifthauch erfüllt sie, und trocknete die Säfte des unglücklichen Bewohners, bleichte sein Haar, höhlte ihm Wangen und Auge — ich aber werde mich drängen an seinen Heerd — einathmen die Luft, die verderbliche, in vollen Zügen, sie noch giftiger schwängern mit der Erzählung — wie ich ihn gerächt — und dann umarmt wollen wir eintreten in die Giftküche, mit offenen, freien, unmaskirten Gesichtern — und hinsinken vor dem Arsenikheerde, wie vor dem Altare der wahren Freiheit!“ — — —

Der Portier unterbrach uns, und brachte mir ein versiegeltes Handbillet des Polizeipräfecten, das mich zu ihm forderte. Witold machte große Augen. Es mochte in ihm sich ein Verdacht regen. Er empfahl sich schnell, und war fort — noch eh' ich selbst mich von meiner Ueberraschung erholt hatte.

Andern Tages, zur bestimmten Stunde, fand ich mich zur Audienz des Präfecten ein.

„Mein Herr,“ sagte er, „man weiß, daß Sie mit einem jungen Polen öfters zusammen sind, dessen Aufenthalt so unbekannt ist, daß man seiner habhaft zu werden sich schon einige Tage fruchtlos bemüht. Ich ersuche Sie daher, uns auf die Spur helfen zu wollen.“

Ich zögerte noch mit der Antwort, als der Präfect, der in meinem Gesichte Unwillen lesen mochte, schnell hinzufügte:

„Glauben Sie nicht, daß man dem jungen Menschen Uebels will, die Nachforschung bei einem seiner Freunde würde sonst auf anderm Wege erfolgt seyn — es ist im Gegentheile eine erfreuliche Nachricht, die seiner wartet. Eine Ueberraschung." —

Ich konnte den Ausbruch meiner Neugierde nicht zurückhalten.

„Nun wohlan, damit Sie um so eher bewogen werden, uns Ihren jungen Freund zuzuführen," sprach der Präfect — „Er ist der Sohn eines armen polnischen Edelmanns, der durch seine körperlichen und geistigen Vorzüge, die Sprödigkeit einer reichen und vornehmen jungen Dame besiegte. Dieser heimlichen Verbindung verdankt Ihr Freund, Witold von G....., wie er mir genannt wird, sein Entstehen. Der alte Vater wüthete darüber, und nur die Gesinnung des Verführers, die sich in einem glühenden Hasse gegen die Usurpatoren von Litthauen aussprach, besänftigte einigermaßen die spartanische Gesinnung des Edelmanns. Er zog es vor — ein Mährchen zu ersinnen — freilich nicht mit solchem Aufwande von Phantasie, wie unsere Janin und Balzac — aber für einen litthauischen Landbewohner sinnreich genug. Er wollte nämlich das Kind auf der Jagd gefunden haben, und in diesem Wahne ließ er Alle im Schlosse; seine Tochter galt stets für unverheirathet, und durch eine besondere Idiosyncrasie bekannte sie sich der Ehe abhold. Der Vater durfte sich dem Schlosse nicht nähern, und führte ein umherschweifendes Leben — bis daß die geheimen Unternehmungen gegen Rußland ihren Anfang nahmen. Dies gab dem alten Edelmann, der in seinen Rachegedanken schwelgte, eine wilde Beschäftigung. Alles bot er auf, die Zahl der Feinde seines Monarchen zu vergrößern, und kein Opfer zu scheuen. Auch den Vater seines Enkels suchte er auf, und da er ihn als einen unternehmenden

Mann voll Kraft und festen Sinnes erkannte, stattete er ihn reichlich aus, um Partheygänger zu werden, und knüpfte an die glückliche Beendigung des Kampfes die Aussicht auf eine Verbindung mit seiner Tochter und Einsetzung als Erben seines Vermögens. Wir alle wissen, wie Polens Angelegenheiten endeten. Der alte litthauische Edelmann, der Großvater Ihres Freundes, konnte nicht lange den Gram über den Fall des Vaterlandes ertragen, er starb. Doch bevor er starb, legte er sein Testament in die Hand des russischen Kommandanten, um sein Vermögen Ihrem Freunde zu sichern. Dieser, von seinem Monarchen ehrenvoll entlassen, um von seinen Wunden in einem heilsamen Clima zu genesen, ist jetzt hier, versehen mit Allem, um Ihren jungen Freund glücklich zu machen, denn auch seine schöne Tochter ist mit ihm hier, die seine Gattin werden soll. Der alte, wackere General sagt, er habe sein Leben Ihrem Freunde zu danken, und dies wolle er lohnen, so sehr er es im Stande wäre. Sie werden nach diesem Berichte hoffentlich nicht anstehen, den jungen Menschen, den das Unglück vielleicht von Klippen zu Klippen, ja in Abgründe führen könnte, auf das Schnellste zu seinem Heile in die Arme der ihn erwartenden Geliebten zu führen."

„Er hat sie schon gesehen und gesprochen" — sagte ich trüb.

„Wann?" fragte überrascht der Präfect — „so eben noch war der russische General hier — um mich um Beschleunigung zu ersuchen, und ich griff daher zu dem kürzesten Mittel — Sie herzubemühen" —

„Mein Herr Präfect," sprach ich seufzend, „ich fürchte, der junge Mensch, den wir suchen — denn auch ich sehe ihn nur zufällig, und oft Wochen lang nicht — ist nicht mehr im Stande, irgend ein Glück auf dieser Welt zu empfangen — seine Sinne — — —"

„Das wäre schrecklich!" rief der kalte Mann aus, der bis dahin eine trockne Geschäftsmiene während der ganzen Ver-

handlung beobachtet hatte. „Doch — da Sie sich für sein Schicksal interessiren, so eilen Sie, lassen Sie ihn nicht aus den Augen — bis er bei ihr ist, deren Gegenwart ihm Leben, Lust zum Leben, Verstand — kurz Alles wiedergeben wird, was er verlor. Säumen Sie nicht!"

Ich stürzte fort — und eilte in die Richelieustraße. Er war nicht zu finden. Aber in den Fenstern des ersten Stockes des Prinzenhotels sah ich einen Graukopf mit einem schönen alten Heldengesichte, und daneben ein liebliches Oval. Es war kein Zweifel für mich, wen ich sah. Zum ersten und zum letzten Male.

Sophia war sehr schön. —

Umsonst suchte ich ihn an allen Orten, wo ich ihn manchmal zu treffen pflegte. So verflossen Stunden, denn Paris ist groß. Mit schwer bekümmertem Herzen betrat ich meine Schwelle. Die Uhr zeigte die Stunde, wo er mich manchmal zum Essen abholte. Ach, wenn er nur heute käme — dachte ich. Und es war sein Schritt auf der Treppe — mit hochklopfender Brust — eine entsetzliche, bange Erwartung darin — horchte ich ihm entgegen — er öffnete die Thür. Aber welch ein Anblick! War das Witold? der schöne, im tiefen Schmerze noch so anziehende Jüngling, wie er mir das Erstemal erschienen war! —

„Was ist?" — stammelte ich —

„Nichts — Nichts — jetzt kann ich zu Schiffe gehen! — ich habe Nichts mehr in Europa, das mich hält." —

„Sie haben das Schreckliche verübt?" —

„Was nennen Sie so? Ist der Tod schrecklich? Das Leben ist's! — Ihr ist wohl — ich habe Ihr viel Kummer

erspart — o wär' ich bei Ihr! — Aber zuerst zu meinem Vater —"

„O wüßten Sie — wer —" schrie ich außer mir — aber ich schwieg sogleich, um ihn nicht noch elender zu machen. —

„Ich gehe nach Amerika — von dort aus nach Asiens Ostküste. Mein Grab ist in Nertschinsk — dort, wo Giftqualm aufsteigt — dort geht die Sonne auf — und von dorther wird sich einst das Verderben entladen, über das altgewordene Scheusal Europa! Heil Euch Allen!" —

Mit wildem Hohne stürzte er fort — ich werde ihn nie wiedersehen. —

— Andern Tages hatte die „Gazette des Tribunaux" eine traurige Geschichte mehr für ihre Leser.

Literarisch-kritische Streiflichter.

Drei Reisen nach Italien;

von

C. F. v. Rumohr.

Leipzig. F. A. Brockhaus 1832.

Seit längerer Zeit ist vielleicht auf dem Gebiet der deutschen Kunstliteratur keine Schrift erschienen, die den verschiedensten Interessen ergötzlicher entgegen gekommen wäre, als gegenwärtige. Sie wirkt anfänglich gleich dem Wurfe eines geistreichen Impromtu, scheint auch im weitern Verlaufe nichts Absonderliches im Schilde zu führen, bis der Angriffsplan sich allmählig in einem Zusammenspiele der schalkhaftesten Tendenzen entwickelt, und zuletzt in dem Sturme gegen Hirt den Höhepunkt erreicht, jedoch zum Schaden der fein angelegten Carnevalsmaske, weil gerade hier fast nirgends leidenschaftliche Stimmung dem muthwilligen Satze zu einigen Blößen verführt. Bisher verehrte Deutschland dankbar, wie es sich gebührte, in dem Styl den ausgezeichneten Kunstkenner, jetzt hat es nicht weniger Ursache, ihn als gewissen Künstler zu bewundern, denn sein erstes Produkt ist in der That ein allerliebstes Kunstwerk, in welchem berechnete Absichtlichkeit mit dem Salomonsschlüssel der Natur den erfreulichsten Schein hervorbringt. Nun ist aber

Schönheit eines Kunstwerks nach den wiederholten Aeußerungen unsers Verfassers nichts weiter, als Erfreulichkeit des Scheins, folglich —

Schon dieser sichtbare Uebergang vom Kunstkenner zum Künstler, ein Wunder, dessen Gewißheit die Meisterzunft freilich aus kritischem Verdruß stark anfechten wird, schon dieses winzige Phänomen, welches geübte Augen zwischen den Zeilen nach Herzenslust verfolgen können, giebt den drei Reiseakten den Einschlag einer dramatischen Einheit, deren Anziehungskraft mit der psychologischen Wahrheit fortwährend zunimmt. Es ist das Wachsen der Farbe ins Plus, die Platina des Buches.

Dabei ist für alle Klassen der zunächst bezielten Lesewelt trefflich und in der bessern Abwechslung gesorgt. Während die Kenner ihr Theil bekommen, zuweilen mehr, als ihnen gerade lieb seyn mag, werden die Kunstfreunde durch die Gabe des Vortrags vielfältig angeregt, und damit die Künstler nicht unbefriedigt bleiben, oder über historische Langeweile klagen dürfen, wird ihnen in einem besondern Exkurse so kräftig der Text gelesen, daß denselben die Augen übergehen möchten, theils vor tragischer, theils vor komischer Erschütterung. Die literarischen Seelen freuen sich ihrerseits, daß endlich nach langem, hoffnungslosen Harren die Dämmerung gekommen ist, welche die Seinigen von der Schmach des gutgehörten Vortrags befreit, als verstände Niemand unter ihnen etwas Rechtes vom Wesen der Praktik. Auf der andern Seite hat man es gar nicht ungern, daß ein tüchtiger Mann dem theoretischen Rauchwerk das Haar auszuraufen sucht, nur können Manche nicht begreifen, wie er bei dem verdienstlichen Geschäft seine Hände mit einem betlehemitischen Kindermord, mit dem Blute der zarten, unschuldigen Ideen beflecken will. Allein unser Verf. kennt jenes Publikum, welchem er insbesondere beikommen möchte, bis auf den Grund; er faßt es klüglich mit entgegengesetztem Handhaben an, und drückt das zappelnde Wesen lachend gegen

sein Vaterherz. Nun mag er indessen innehalten; wagt er nochmals neue Gewaltschritte, so dürften Theoretiker und Praktiker, Gönner und Bekenner, für einen Augenblick ihrem Groll entsagen, um sich gegen ihn, den gemeinsamen Widersacher in Masse zu erheben. Schon will inmitten der neudeutschen Schule verlauten, unser Verfasser, ihr alter Freund und Gönner, sey auf kunstrichterlichem Wege von seiner ersten Manier zu einer zweiten übergegangen; Spötter setzen sogar hinzu, er ahme in der Stille Raphael nach. Keine dritte Entwickelungsperiode! Rumohr weiß besser, als irgend einer, welches ernsthafte Studium ihm das Aufspüren der verschiedenen Manieren dieses oder jenes Meisters gekostet hat; er sollte billig Erbarmen haben mit der Schwäche seiner Zeitgenossen, und schon in Betreff seiner eigenen Art und Weise, nicht ähnliche schwere Forschungen zumuthen. Die Kunstenthusiasten werden ohne alle weitere Diagnose in eine Klasse geworfen, und sammt und sonders als Gehirnkranke behandelt; die Arzneimittel sind Eis und Aschenlauge. Wir haben noch viele alte Vorräthe von Enthusiasmus aufzuzehren; insofern ist die weise Oekonomie des Verf. höchlich zu loben. Auch die Naturenthusiasten gehen völlig leer aus; eher finden sie in der Lüneburger Haide einen Weideplatz für ihre Phantasie, als in den drei Reisen nach Italien. Ohne einen gewissen Enthusiasmus kann der Deutsche aber nun einmal nicht leben; Rumohr hat gleichfalls einen kleinen Hieb davon getragen, scheinbar durch eine Rückwirkung der von ihm bedrohten Gegenstandstheorie. Er mußte natürlich eine Stütze in seiner Subjektivität suchen, um die objektiven Trugbilder desto herzhafter angreifen zu können; bei dessen Fußen auf sich selbst scheint die Achillesferse durch Ueberspannung etwas angeschwollen zu seyn. Dieses Uebel, welches selbst starke Naturen in der Fülle des Lebens zu überstarken pflegt, wird sich heben, wenn unser Verfasser die treffende Stelle seines Buches beherzigt (S. 22.): „Die Kunstfreunde sollen es an sich selbst in Erfahrung bringen, daß unter uns keine Art der geistigen Ueberlegenheit, wünscht man sie anders festzuhalten, ihr Selbstbewußtseyn verrathen, zu laut es aussprechen dürfe.“

Der vornehmen Lesewelt werden die Berührungen des Verfassers mit fürstlichen Personen willkommen seyn. Er ist ein Hofmann von der besten Ader, nicht so devot, wie Göthe es war, dafür freimüthiger, ohne deßhalb die Linie der Feinheit zu verletzen. Er versteht es auf eine Art zu loben, daß man Lust bekommt, ihm auf's Wort zu glauben. Dies Talent ist etwas selten unter uns; unsere handwerksmäßigen Lobredner sind meistens gar zu plumpe Gesellen. Hier und da finden sich ferner die glücklichsten Züge zu Porträts aus der Mitte des Lebens; zum Belege mögen die Erinnerungen an die liebenswürdige Eigenthümlichkeit Tiecks, an den unauslöschlichen Feuereifer Bausens, an die freundliche Grazie Florillo's hinreichen. Mitunter wird über weibliche Schönheit anmuthig geurtheilt; der Verf. scheint auch in diesem Punkte ein reifer Kenner zu seyn. Das ist etwas für Damen, sie werden wahrscheinlich nicht ungern vernehmen, welcher hohe Fremde einst den Römerinnen den Preis der Schönheit abgewonnen hat. Der berühmten Vittoria wird eine damals junge Italienerin weit vorgezogen. Sie lernte bei einem Neapolitaner singen; unser Kunstfreund muß ihr sehr aufmerksam zugehört haben, nach der Schärfe seiner Parallele zu urtheilen. Solche lebendige Urkundennachrichten machen denn freilich einen ganz andern Effekt, als die Notariatsschriften aus der Bauhütte des Domes zu Florenz.

Dem polemischen Zeitgeschmack ist ein eigener Artikel gewidmet. Das muntere Stück spielt in Berlin, auf Kosten des Veteranen Hirt, welcher es keineswegs bestellt, vielleicht aber doch zum Theil provocirt hat. Letzterer ist unter vielfachen Anfechtungen, wie einst die märchenhaften Telphinnen, in den Ruf eines bösen Zauberers gekommen, einige Organe der Kunstwelt werfen ihm vor, geschehe es nun mit Recht oder Unrecht, er maße sich die Rolle eines Kunstpapstes an und trage seine Tiare ganz offen zur Schau. Da werden sicherlich viele Leser wissen wollen, wenn sie sich auch um das Kunsttreiben nicht im geringsten bekümmern, wie so ein angeblicher Papst in dem

durchaus protestantischen Berlin aufkommen konnte, wie er sich in ecclesia sivessa hält, welche Dekrete er ex cathedra erläßt und wie er dabei intonirt und fulminirt, oder ob das Ganze nur eine scherzhafte Zeitepisode ist. Rumohr tritt nicht etwa als Gegenpapst auf, in der Absicht ein Schisma herbeizuführen, für solchen Zweck hat er zu gute Grundsätze; dagegen fragt er, als wohlerfahrner Kunstarchivar, Hirt nach dem Dokumente seiner Erhebung, bestreitet dessen Aechtheit mit allen Hülfsmitteln der Diplomatik, würde aber seinem Gegner in den Augen der Unbefangenen vielleicht noch entschiedenere Vortheile abgewonnen haben, hätte er ihn nicht völlig und für immer zu Grunde richten wollen. Wer zuviel beweisen will, leistet auf der rechten Stelle selten genug. Besagte Reibung bringt übrigens Funken hervor, die den electrischen Geist des ganzen Buches nicht wenig verstärken.

Außerdem ist der Ausführung der einzelnen Themen, so sie gemischt sind, eine seltene Originalität nachzurühmen. Alles ist auf eigenen Grund und Boden gewachsen, frei von jeder Spur der Wiederholung oder Nachahmung. Die drei Reisen sind schlechterdings unter keinem der gewöhnlichen Titel zu bringen; denn sogar ihr artistischer Gehalt, welcher allerdings der überwiegende ist, hat mit der gewöhnlichen Art und Weise nichts zu schaffen, ist rein individuell. Dieser Vorzug ist ganz besonders in der glücklichen Laune des Verfassers zu erkennen. Wenige Kunstkenner dürften ihm darin gleichkommen. Den gelehrten Staat legt er ab, wo er es thun darf, ohne dem Herkommen und seinem eigenen Ansehen zu schaden; sonst erscheint er überall im Hauskleide, und dieß steht ihm so bequem, so natürlich, wie andern Leuten Haut und Knochen. Gutmüthigkeit und Humanität mischen sich durchgehends mit seinen kaustischen Waffen, bloß gegen Hirt blickt eine gewisse Erbitterung hervor. Als humoristische Probe stehe hier eine Stelle über den Vesuv (S. 135): „Aus dem Balkonfenster übersahen wir den Lago di Castello, Castellnuovo, den Hafen, die Bay, das Vorgebirge vom Sorrento und sogar den Vesuv, des-

sen regelmäßig conische Form, graue Farbe, armseliger Dampf, denn Feuer zu speien zeigte er sich unaufgelegt, mir stets verdrüßlich geblieben ist. Es ist ein Effectstück, welches sich nur in gewissem Licht ausnimmt. Ich weiß in der That nicht, weßhalb der kurrige Gesell so viel besucht, besehen und gepriesen wird Als ein unerträglicher Nachbar, als ein ewiger Schmaucher und Bauchredner, besitzt er meines Erachtens wenig Anspruch auf Gunst und noch weniger auf christliche Duldung. Ich nahm von ihm geringe Notiz und er selbst schien mich kaum zu bemerken, als ich ihm die Ehre erzeigte, in seinem Bimsteingerölle Schlitten zu fahren. Doch wär' es pikant in seinem Bauche herumzuspazieren, ihm nach dem Pulse zu tasten, der warm und lebhaft ging. Er mochte dabei sich selbst erscheinen, wie Gulliver, als er im Lande der Lilliputer zuerst erwachte und am Boden angefesselt, dem Gesandten der kleinsten Nation zusehen, und was schlimmer ist, zuhören mußte, welcher auf seiner Nase Posto gefaßt, wie unsere Gesellschaft hier am Rande des Kraters." Nach der Meinung des Ref. thut unser Verfasser dem Vesuv Unrecht. Wahrscheinlich hielt er die regelmäßig conische Form für einen Trichter der Schönheitstheorie, das Schmauchen für eine Anwandlung von Kunstphantasien und die Spuren des Ausbruchs für Ueberbleibsel eines leidigen Enthusiasmus. Rumohrs Originalität glänzt endlich im Bau der Rede nicht minder als in der Gesundheit seines Witzes. Die Sprache ist unter seinen Händen Thon, aus dem er bildet was er will, in den mannichfaltigsten Formen, immer mit Auswahl und Ueberlegung, so frei und hart er hier und da zu spielen scheint. Nur an den Stellen, wo er spekulativ wird oder vielmehr die Spekulation niederkämpfen will, verräth der Ausdruck Schwerfälligkeiit, in den italienischen Forschungen, wie in seinen drei Reisen. Man merkt es ihm augenblicklich an, daß er in einer ungewohnten Luft athmet, die für seine Brust zu viel Stickstoff enthält. Hiemit ist denn die Physiognomie einer sehr interessanten Schrift in ihren Hauptlineämenten ungefähr angegeben.

Das Schreibzeuggeschenk.

Von

M. G. Saphir.

Ich sende Dir den Quell, aus dessen Bronnen
Mir meines Daseyns einz'ger Trost noch lacht,
Wenn rings versunken alle Lebens-Sonnen,
In meines Schicksals sternenloser Nacht;
Wenn alle Gaukelbilder sind zerronnen,
Die selbstbetrügerisch das Herz sich macht,
Und abgeblaß't zum farbenlosen Strahle,
Dem schweren Stoff erliegt das Ideale.

Wenn von des Lebens heiterem Geleite,
Bei jedem Schritt' ein And'rer mich verließ,
Wenn sich die Jugend stahl von meiner Seite,
Wenn Freundschaft mir den falschen Rücken wies',
Wenn auf dem Weg zur ewigtreuen Freude
Entschwand der Gegenliebe Paradies,
Und wenn an dieses Herzens klarer Reinheit,
Die rohen Menschen zerren mit Gemeinheit.

Dann, dann beschwör' ich dieser Quelle Fluthen,
Aus ihnen entspringt mir eine schön're Welt,
Gestirne, wie sie in der Brust mir ruhten,
Erleuchten dieser Schöpfung gold'nes Zelt;
Die Sonne schimmert da in mildern Gluthen,
Die Rose ist von Dornen nicht umstellt,
Und keine Nacht verhüllt in ihrem Schleyer
Des ew'gen Maytag's jugendliche Feyer.

Wie reich ist diese Schöpfung an Gestalten,
Die so empfinden, wie ich selbst empfand,
Wenn Phantasie aus ihren reichen Falten,
Die selbstgeschaff'nen Wesen da entwand;
Da reicht mir noch mit süßem Liebeswalten
Ein Ideal die immerwarme Hand;
An meines Herzens sehnsuchtsvollen Schlägen
Fühl' ich erwärmt ein treues Herz sich regen.

So biete ich zu Deines Namens Feste,
Dir eine Welt im kleinen Schreibzeugraum;
Nur was man selbst sich schafft, daß ist das Beste,
Was uns von Außen kömmt, ist nur ein Traum;
Für Gott und alle seine Himmelsgäste
Ist in dem kleinsten Menschenherzen Raum,
Wenn es der Mensch vermag zu allen Zeiten
Zu dem Empfang des Göttlichen zu weiten.

Nachtfahrt.

Von

August Schnezler.

Auf einsamer Haide fahr' ich dahin,
Der Nebel wird trüber und trüber,
Und graue Geistergestalten zieh'n
In langen Gewändern vorüber;
Und lassen sich stürmisch in wirbelndem Reih'n
Vom Flügel des Windes wiegen —
Das mögen die düst'ren Gedanken seyn,
Die meinem Herzen entstiegen;
Sie greifen nach mir, sie grinsen mir zu,
O wehe! sie lassen mir nimmer Ruh'! . . .
Doch sieh', da entsteigt mit einem Mal
Meiner Brust der Gedanke der Liebe,
Und es ist, als ob ein sonniger Strahl
Die Gespenster alle vertriebe;
Zerstoben ist plötzlich das feindliche Heer,
Und der Nebel vor meinem Gesichte,
Der Engel der Liebe schwebt vor mir her
In des Mondes freundlichem Lichte.

Gedanke der Liebe! du schwebtest empor
Aus des Herzens verworrenen Gängen,
Oft, wenn ich mich irrend im Dunkel verlor,
Da ward Licht, denn blühend stiegst du hervor
Die Schatten der Nacht zu verdrängen.
Ja, bleibe! verlasse mich nimmermehr,
Stets wandle, Strahlender, vor mir her!
O bleibe des Sängers Begleiter,
Und heiter,
Gerettet wandert er weiter!

Der Pallikare *).

(Aus dem Neugriechischen.)

Von

J. M. Firmenich.

Mit geflocht'nem, langem Haare
  Sitzt an seines Liebchens Thür
Traurig, trüb ein Pallikare,
  Und er seufzet für und für;
Und er hält in seinen Händen
  Eine Zither schön von Gold,
Singt: wann wird mein Klagen enden,
  Wann wirst, Liebchen, Du mir hold?
Sag' Ihr, theures Fenster, sage,
  Daß ich jeden Abend hier
Meine heiße Liebe klage,
  Sag', Sie soll sich zeigen mir!
Bin ja doch kein Leu noch Schlange,
  Durstend wild nach Ihrem Blut;
Ach! es färbt ja meine Wange,
  Wie die Ihr'ge, Jugendglut!

*) Da es für Manchen von Interesse seyn wird, den Geist der neugriechischen Poesie näher kennen zu lernen, so wird der Uebersetzer noch mehrere Proben derselben mittheilen, und zwar meistens von Liedern, die noch nicht übersetzt sind.

Wiegenlied.

(Aus dem Neugriechischen.)

Von

F. M. Firmenich.

Heija, Heija, Schönchen mein,
Theures Pallikarelein,
Heija, schlafe sanft und lind,
Will dir auch was schenken, Kind!
Schließ' die klaren Aeuglein zu:
Alexandrien kriegst du,
Ja, als Zuckerwerk von mir,
Geb' als Reis Kairo dir,
Und Konstantinopel gar
Sollst beherrschen du drei Jahr!
Dörfer schenke ich dir drei,
Und drei Klöster noch dabei.
Sollst spazieren geh'n gar fein
In den Städten, Dörfern dein,
In die Klöster sollst du schön,
Mit der Mutter beten geh'n!

Süddeutsche
encyclopädische Humoralbriefe
an eine Dame in Berlin.

Von

M. G. Saphir.

(Fortsetzung.)

3.

Sie haben mir also gezürnt, meine schöne Freundin, gezürnt über meine Ansicht der Berliner Straßen? Das hätte ich sehen mögen, es hätte mich gar zu sehr gefreut! Das blaue Koller=Aederchen hätte ich sehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirne anschwoll, und wie aus Ihrem klaren Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz gesetzt, sondern ich hätte sie alle einschlagen lassen! Sie haben gezürnt! Wenn das ist, so wird noch aus der Taube ein Lämmergeyer, und aus Gubitz ein Schriftsteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortsetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe, eben da, wo sie anfangen himmlisch interes=

sant und göttlich geistreich zu seyn, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächsten Thee nicht Wort halten könnten, und ihnen die versprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorlesen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Den Tod des Trompeters,“ aus der Mittwochsgesellschaft anhören! Nein, ein Bösewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters“ sollen Sie, meine geistreiche Freundin, nicht sterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod“ gelacht haben! Die Mittwochsgesellschafter sind doch komische Leutchen! Sie setzen einen Preiß aus auf das beste Gedicht; Chamisso gewann den Preiß; das hätte ein Blinder voraus=gesehen! Einen Dichter haben sie in der Gesellschaft, und setzen einen Preiß aus, ob er über sich selbst den Sieg davon tragen wird. Aber es ist nichts so übel, es hat doch seine gute Folgen; hier ist eine seit zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht kurirt worden, welches der Schau=Dichterspieler von Holtei bei diesem Hohl=Bein Todtentanz nach Raimunds Aschenlied sang, und im Jung=gesellschafter abdrucken ließ.

Schon bei den ersten Zeilen:

„Wer trägt sein graues Haar
So stolz (?) so wunderbar?
Kein Jüngling trägt es so,
Das ist der Chamisso! (!!!)
Er lebe!“

fieng die Melancholische an bedeutend zu lachen! Aber als wir die zweite Strophe lasen, da war sie komplett genesen:

„Der die geschälte Frucht
Des Cocus aufgesucht

Trinkt lieber unsern Wein, (Grüneberger?)
Läßt Wilde Wilde seyn,
Und steigt als Musenmann (Muselmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög' er rüstig stehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geistreiche Chamisso! womit hat er das verdient?! Chamisso wird sich nun nicht zu rathen wissen, er soll „rüstig steh'n" und „weiter geh'n;" „det jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verstehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur so heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen spätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begonnenen Eintheilung Münchens in die „Stadt München," und in die „Münchner Stadt" fortfahren.

Sehen Sie, meine schöne Freundin, der Unterschied, den ein Wort vor- oder nach-gesetzt, bewirkt, werden Sie aus dem französischen „femme-sage" und „sage femme" am besten beurtheilen können.

Die „Münchner Stadt" ist eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübsche deutsche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München" ist eine vornehme, neumodische, schöne, steife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt" wohnen Männer und Weiber und Kinder, in der „Stadt München" wohnen Herren und Damen und junge Herrschaften. Die „Münchner Stadt" (beiläufig gesagt derjenige Theil der Stadt, in welchem ich wohne) erstreckt sich vom Sendlingerthor bis zu der Theatiner-Kirche, vom Karlsthor bis zum Isarthor. In diesem Umkreis liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut: die Münchner Stadt! Jedes Haus sieht aus wie ein Münchner Bürger, schlicht, ein-

fach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da ist kein Zwang, keine Verstellung, wie sich jeder Münchner von Angesicht so giebt, wie es in seinem Herzen ist, so schaut hier gerade jedes Haus so aus, wie es inwendig beschaffen ist. Die Häuser in der „Münchner Stadt" haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber sie stehen so freundlich, so bekannt und so fidel da, daß es eine Freude ist. Die Häuser stehen neben einander, als wären sie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu schauen, was auf der Gasse vorgehet; sie sind gar nicht recht angezogen. Ein Haus steht da in Hemdärmeln; das andere hat eine kurze, blaue Jacke an; ein drittes lehnt sich seinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes steckt seine Erker=Nase ganz schnippisch in die Straße hinein; ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balancirt auf einem Fuße; ein sechstes hat den ersten Stock herausgebogen, und sieht damit bei sich selbst zu ebener Erde ins Fenster hinein; ein siebentes hat sein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen gesetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Nase herab; ein neuntes setzt sein Dach schräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. s. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fensteraugen, und reißt dabei den Thor = Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Haus ganz große, gewaltige Fensteraugen, und ein kleines Thür=Mäulchen, wie eine schnippische Kammerzofe, wenn sie gerne küssen mögte, und doch nicht möchte! Bald scheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes steckt seinen Kopf dazwischen und sagt: „was hobts es denn miteinander?" Da steht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des ersten Stockes hinunter schlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben sein neues, gelbes Kamisol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt ist was eigenthümlich Freundliches, und so etwas, was einem wohl thut und gefällt, eben weil alles so ungenirt und doch so kommod und herzig ist. Die Straßen in der Münchner Stadt sind Volkslieder, und jedes Haus darin ist ein naives und liebes Schnader=Hüpferl. Zwischen diesen Schnaderhüpferln giebt

es auch einzelne Stein-Klassiker: „Bräuhäuser" genannt. In diesen Steinklassikern ist Malz und Hopfen nicht so verloren, wie in andern großen Steinklassikern der modernen Zeit. Bayrisch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was ist Ihr Berliner Weißbier gegen unser Bayrisch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiße Brünette in München ist. Die hiesigen Bräuhäuser sind die ersten und tüchtigsten Stützen des Staats, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Besten mehr Nutzen, als die Mittwochsgesellschaft in Berlin.

Da habe ich das Conversations-Lexikon nachgeschlagen, im Buchstaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzessin von Wolfenbüttel"

eine Seite voll, über:

„Periode"

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgends fand ich „Pschorr."

Pschorr ist aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienst hat, als die hochselige Prinzessin, und als alle Perioden. Er besitzt das erste und größte Bräuhaus unserer Zeit, und bezahlt dem Staate an 100,000 fl. jährlich Malzaufschlag.

Nun frag ich Sie, meine holde Freundin, verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden schmücken, nicht eben so gut eine Stelle im Conversations-Lexikon, als Pabst Alexander und das deutsche „Postwesen?" Allein der Weg, den das Conversations-Lexikon zum Nachruhme anweiset, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Conversations-Lexikon fabrizirt Nachruhm von Brockhausgnade, und

wir werden bald darin lesen: „Mad. Brockhaus, gewesene Comödiantin Wagner, unsterblich durch ihr Talent, mit dem sie Mars, Schröder, Crelinger u. s. w. überstrahlte."

Die „Münchner Stadt" hat noch ein Prädikat: „Au" genannt, eine Vorstadt, mit welcher sie durch die Copula der neuen Isarbrücke zusammenhängt. Sehen Sie, meine schöne Freundin, diese herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere springt, sehen Sie, diese edle Simplizität, diese zweckmäßige Gediegenheit, und doch beschwingte Leichtigkeit. Der Baumeister dieser Brücke hat sich damit ein unsterbliches Verdienst um die Stadt München erworben. Er war der städtische Bau= (nicht Geheim=) Rath, Herr Probst, der nun selbst schon die lange Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit passirt hat, und mit dem Segen und theuren Andenken seiner Mitbürger eingieng in eine Welt, wo das wirkliche Verdienst belohnt wird, und wo kein Anderer für uns den Lohn einstreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke ist herrlich, aber kein dankbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn schmückte die sorgenumzogene Schläfe des würdigen Meisters. Nur der edle, biedere Magistrat Münchens belohnte aus eigenem, gerechten Antriebe sein Verdienst, und ehrt auch in der Familie des Verstorbenen seinen Werth und Charakter.

Doch genug von der „Münchner Stadt"; ich komme zu der „Stadt München"; bis dahin leben Sie wohl, meine schöne, liebreizende Freundin!

4.

Die „Theatinerkirche" steht majestätisch und erhaben am Ende der Theatiner=Schwabingerstraße, und ruft der „Münchner Stadt ein „Halt!" zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuser auf, und die Gehäuse beginnen. Die Wohnungen

sind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da, meine holde Freundin, aus der Prä-Klenze'schen in die Post-Klenze'sche Bauwelt, hier fangen die Häuser an, die eingegraben werden, bevor sie geboren sind, und ausgegraben, wenn sie ihr seliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsstraße" gewährt einen imposanten, großartigen Anblick; die Häuser-Reihen rechts und links stehen wie ein Phalanx da, und der Totaleindruck dieser Steinschöpfung ist wahrhaft erhaben, den weitaussehenden und geistiggroßen Intentionen König Ludwigs angemessen. Wie auf das schöpfrische „Werde" entsprang durch König Ludwigs Geist diese riesige Straße, und eine neue Welt von Bauten im edelsten Style diesem sonst verödeten Theile Münchens.

Wer von dieser Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieser prachtvollen Straße, und den sie umgränzenden, theils fertigen, theils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überrascht werden.

Mit der Schönheit dieser Stadt München geht es aber wie mit jeder Schönheit, wie mit den schönsten Frauen, sie sind im Ganzen schön, ins Einzelne aber darf man nicht eingehen, der Zergliederer der Schönheit ist zugleich ihr Mörder.

So wie Jean Paul sagt: „Architektur ist gefrorne Musik," so paßt dieser Ausdruck wohl in soferne als die Baukunst, wie Poesie und Musik im Ausdruck des geistigen eine Kunst der Zeit ist, an und für sich aber ist sie eine Kunst des Raumes, das ästhetische Wohlgefallen ist bei ihr der untergeordnete Theil und die nützliche Zweckdienlichkeit ist ihre Basis und Grundbedingung. Ich möchte die Architektur den „Styl der Steine" und die Häuser und Gebäude „gebaute Briefe und Aufsätze" nennen.

Die architektonische Schönheit der Form eines Hauses ist

seine Calligraphie, seine innere Struktur aber die grammatische und syntaxische Richtigkeit, die richtige Eintheilung der Verhältnisse der innern Theile zu einander die Orthographie, und die gehörige Eintheilung der Gänge, Corridors, Treppen u. s. w. die Interpunktionszeichen.

Nun kann ein Brief calligraphisch ein Meisterwerk seyn, und von grammatischen und orthographischen Böcken wimmeln; eben so die Steinbriefe, Häuser genannt. Dieses ist auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall, da scheint einem manches Haus wie ein Argus mit unzähligen Augen an, aber es thäte noth, daß seine Bewohner, wie jener Besatzung des Schlosses der verzauberten Prinzessin Sinelinde, Flügel besäße, um hineinzugelangen, da Thüre und Thor so schmal sind, daß kaum ein Seufzer der schmachtenden Ritter durchdringt.

In diesem Theile der Stadt, meine theuern Freundinnen, finden sie hingegen wiederum Schöpfungen, die den Ruhm ihres Königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar" mit seinen wunderherrlichen Arkaden und geschichtlichen Fresken, die gewiß von unsern Enkeln gerechtere Würdigung erhalten werden, als von den Vätern der Väter unserer Enkel. Da ist auch die „Glypthotek," dieses neue, steinerne Nibelungenlied, voll Duft und Poesie, in welchem der Hort der Antiquitäten königlich aufbewahrt ist. Auch dieses unvergleichliche Gebäude, welches auf dem Continente seines Gleichen nicht hat, hat das Schicksal gehabt, nach seiner Vollendung noch ringsum abgegraben werden zu müssen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: dieß Gebäude entspricht doch dem größten Theile seines Inhaltes, es ist auch ganz und gar wie eine Antique ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek" wird ein feenartiges, imposantes Gebäude, entsprechend dem hohem Zwecke des kunstsinnigen Regenten.

Ich bedaure, meine schöne Freundin, daß Sie nicht der letzten Ständeversammlung beigewohnt haben, unsere Redner nahmen alle Steine dieser Bauten in den Mund, um dadurch Demosthenesse zu werden! Gar mancher verwechselte die unbayrischen Namen Glypthotek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunst sollte gar nichts gethan werden, so will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin, wenn wir es einmal erleben, daß Deutschland ein einziger constitutioneller Staat wird, dann lassen wir unsere Kinder nicht mehr lesen und schreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück, ich trete nie aus der Münchner Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée-Frösteln überfällt, die Häuser haben da eine solche vornehme Edukation, daß meine Seele immer Glacée-Handschuh anzieht, wenn sie dieselbe anschaut.

Aber, schon sehe ich Sie, meine Theuere, ungeduldig die halb aufgeworfene Purpurlippe zucken, und ausrufen: genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, sachte, schöne Versucherin! das ist ein delikates Pünktchen! Ich will mich aber schon so aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen seyn, und doch so ziemlich hart an der Wahrheit vorbei schiffen werde.

Man könnte im Kurzen sagen: „Das beste an den Münchnern, das sind die Münchnerinnen, und das schlimmste an den Münchnerinnen, das sind die Münchner."

Es interessirt Sie als Frauenzimmer gewiß am allerersten von unserm schönen Geschlechte zu hören, und ich will, wenn Sie es den schönen Münchnerinnen nicht wieder sagen wollen, Ihnen reines Bier einschenken.

Als ich nach München kam, überraschten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Wasser, die Zahmheit der Vögel und die Gesprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den englischen Garten gehen, in diese unvergleichliche, humoristisch=gemüthliche Schöpfung, in diesen botanischen Hesperus, da laufen Ihnen die Wasser mit einer kühlungsaushauchenden Frische und Lebendigkeit vor and neben Ihnen her, als liefen sie vor schäckernden, nachlaufenden Najaden davon; es ist ordentlich als ob der Strom ein Weiberbrieflein wäre, das stets „in Eile" geschrieben wird. Es ist unbeschreiblich, welche eigene, anmuthige Lebendigkeit diese Rapidität der Wasser dem ganzen Garten verleiht. Wenn Sie sich darauf in dem Hofgarten unter einen Baum setzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, setzen sich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle ins Auge und picken den Brosamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe schon viele Augen gesehen, in viele Augen zu tief gesehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederösterreichischer Mundart reden gesehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen sprechen gesehen, Augen, die immer den Dativ setzen, wo andere den Accusativ setzen, Augen, die mir und mich auf einmal blinzeln; ich habe die Augen der Pariserinnen plaudern gesehen, Augen, welche constitutionelle Monarchien mit republikanischen Institutionen proklamiren, Augen mit Trikolorblicken, die einem weiß machen, sie könnten noch roth werden, wenn man sie blau anlaufen läßt; ich habe die Augen der Engländerinnen flüstern gehört, Augen, die wenn sie noch so softy sind, doch einen Lord vom Wollsack aus dem Concept bringen können; aber alle diese Augen sind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge ist ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigenthümliches Leben, eine eigene Anmuth in der Beweglichkeit dieser Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir sagte, er seye verlegen, wie er die

Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen sollte, geantwortet: „man kann sich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke summen die Melodie: „Freut euch des Lebens," durch die lieblich beschatteten Wimper."

Es giebt manchmal Schönheiten, die einem groß ansehen, und dennoch kann man davon nichts anderes sagen, als: „sie hat mich mit ihren schönen Augen angegähnt!" Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem solchen Blick: „zur Genesung!" Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, eine unbefangenes Frag-Amt: „Wo ist der Herr her? was will der Herr? wo geht der Herr hin? was ist's mit dem Herrn? der Herr kann mir gestohlen werden u. s. w."

Es ist eine wahre Freude in diese Augen zu sehen, die anspruchslos, ohne Absichtlichkeit, so freundlich und liebreizend in die Welt hineinschauen, und das schöne Licht, das sie einsaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältnisse zu den Augen sind die Münchnerinnen größtentheils schön, edelgefärbt, im Bau harmonisch, eher etwas voll als schmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Bloß ihre Füße würden sich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen sagen wollte; eine Tugend, in welcher sie mit dem ganzen Norden auf gemeinschaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken streiten schon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die charakterisirten Schönheiten. Indessen hebt sich das wieder, wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adelichen Physiognomien und adeliche Schönheiten mit bürgerlichen Physiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geist und Gemüth steht das Münchner schöne Geschlecht zwischen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne, es besitzt nicht die Prüderie und Affecterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene sociale Conversations-Classizität der Wienerinnen. Sowohl in moralischer als geistiger Ausbildung steht das Münchner schöne Geschlecht höher als das männliche. Doch davon in meinem nächsten.

(Werden fortgesetzt.)

Das Lieheszeichen.

(nach einem Traume während des letzten Carnevals.)

Von

J. M. Schottky.

Ein Mägdlein, schön, gleich jener Blüthe,
Die nur des Sommers Hauch erzeugt,
Ein Mägdlein, die in Jugend glüthe,
Von Sehnsucht, — nie von Harm gebeugt,
Betrat den reich geschmückten Saal,
Wo schon der Kerzen gold'ner Strahl
Um Tausende von Maskenbildern spielte,
Und freier noch sich jeder Freie fühlte.

Vom Arme der Base fest umschlossen,
Durchwandelt sie den schönen Raum,
Ihr Herz hat nie solch' Glück genossen,
Fast scheint ihr Wirklichkeit ein Traum.
Die Wogen solcher üpp'gen Lust
Umdrängen schnell die sel'ge Brust,
Zur Flamme wächst der heißen Wünsche Funken,
Ihr schmachtend Auge scheint vor Wonne trunken.

Da trennt das Paar ein Schwarm von Thoren,
Der wie ein Pfeil den Saal durchschwirrt,
Clorinde fühlt sich wie verloren,
Und unter Tausenden verirrt; —
Doch scheint's ihr bald ein reiches Glück,
Sie segnet lächelnd ihr Geschick:
Ein Jüngling hält die Wallende umschlungen,
So hold, wie noch kein Dichter ihn besungen.

Er ist's, er ist's, wie Phantasieen
Ihr den Geliebten stets gemalt;
Sie kann nicht, — nein, sie will nicht fliehen,
Es hat sie wunderbar durchstrahlt:
Das Auge blitzt, der Busen bebt,
Den Zauber, der sie jetzt umschwebt,
Vermag sie nicht, die Schwache, zu besiegen,
Sie trinkt das Gift in immer durst'gen Zügen.

Da tönt die Uhr, sie schlägt zum Scheiden,
Es stockt der Puls, das Blut erstarrt,
„Und muß ich Dich, Feinliebchen, meiden,
„So zage nicht, Dein Buhle harrt;
„Bewahr' dies Tuch zum Unterpfand
„Der Liebe, die mich Dir verband.
„Doch drückt wie Blei es Deine sanften Glieder,
„So nah' ich Dir, — auf ewig Dein, — mich wieder."

Als Kleinod gilt der Flor Clorinden,
Ihn preßt sie küssend an das Herz,
Und forscht umher, um den zu finden,
Der sie gestürzt aus Lust in Schmerz.
Vergebens ist's! der trübe Blick,
Erheitert kehrt er nie zurück;
Da will sie ganz des Kummers Reiz genießen,
Und auf das Tuch die Thränenströme fließen.

Nun schreitet durch des Saales Pforten
Ein Fremdling, Alles staunt ihn an;
Man lauschet seinen Schmeichelworten,
Und sieht ihn jetzt Clorinden nah'n.
Er tröstet; — sie bedarf den Trost, —
Schon hat das Leiden ausgetos't:
Er spricht so warm und weiß zu überzeugen,
Er nennt sich treu und nennt sich ganz ihr eigen.

Es keimt im Blicke schon ein Lächeln;
Er faßt die volle Schwanenhand,
Er weiß ihr Kühlung zuzufächeln,
Und schürt dabei den neuen Brand.
Musik ertönt! der Fremdling fehlt,
Bis sie im Wirbeltanz sich dreht,
Bis ihre Pulse schnell vor Jubel schlagen,
Und ihre Blicke mehr als Freundschaft sagen.

Ein Paukenschlag ist jetzt das Zeichen
Zur Ruh'; doch wie ein Marmorbild
Sieht man Clorinden schnell erbleichen,
Die in das Tuch sich eingehüllt;
Sie stürzt auf's Knie und rafft sich auf,
Sie schwankt, beflügelt dann den Lauf,
Will aus dem Saal und aller Lust entfliehen,
Doch droht das Tuch zu Boden sie zu ziehen.

Der Glanz erlischt, Posaunen dröhnen,
Die Pauken brausen wild und laut,
Zum Tosen wird das leise Stöhnen,
Es rufet hohl: „Wo bist Du, Braut?"
Der aber sträubt sich jetzt das Haar,
Sie fühlt sich jedes Schmuckes baar,
Und steht allein und stiert mit wilden Blicken:
Das Tuch ist Blei, es will sie niederdrücken.

Vergebens ist der Hände Ringen;
Es wächst der Saal zum Riesenbau, —
Zum Spiegel kann sie endlich bringen,
Da stellt sich Gräßliches zur Schau!
Zum Leichentuche ward der Flor,
Der Jüngling schaut darunter vor,
Und läßt die Maske rasselnd niederfallen:
„Es ist der Tod!“ hört man sie sterbend lallen.

Artistische Streiflichter

am

Münchner Horizont.

In unsern Kunstwerkstätten herrscht unausgesetzt die erfreulichste Thätigkeit, alle Zeichen deuten auf steigenden Fortgang, und ist erst wieder der Saft in die Bäume getreten, der sich bekanntlich nicht allein in den Fingern der Künstler, sondern auch in den Herzen ihrer Beschützer anzumelden pflegt, so dürfte der nächste Frühling den Eintritt eines frischen, erhöhten Aufschwunges bezeichnen. Es giebt gewisse Angurien, die einen umschauenden Propheten selten im Stiche lassen. München ist indessen als Residenz der Künste schon seit geraumer Zeit an glänzende Ueberraschungen gewöhnt.

Das stete, rüstige, vielfache Schaffen und Treiben der Künstler läßt sich nicht wohl in einem anschaulichen Begriff zusammenfassen. Mit Hülfe eines Bienenkorbes könnte man dasselbe vielleicht noch am ersten versinnlichen, und bildlich theils

in Wachs, theils in Honig abdrücken, jedensfalls aber nur mit umwickelten Händen und einem Drahtgitter vor dem Gesichte, um die gespaltene Klaue des Gleichnisses gegen partielle Angriffe zu sichern. Drohnen werden in dem Stock durchaus nicht geduldet, die amtlichen Bienenaufseher sind ermächtigt, gegen jeden unnützen Gast das Hausrecht zu brauchen, sie dürfen nicht schonen, wenn sie auch wollten, da von Zeit zu Zeit unversehens und ziemlich oft Generalinspektionen eintreten, vor denen sie selbst auf der Hut sein müssen. Ein Bienenstock ohne Sinecuren ist gewiß aller Ehren werth und verdient Nachahmung. Die Bienenaufseher sitzen nicht etwa nach Art lauschender Bienenväter vor dem Stock, sondern mitten darin; einige arbeiten mit ihren Genossen tapfer um die Wette, andere neigen sich mehr zum Nachsinnen, dessen Ausflüsse man Entwürfe zu nennen pflegt. Die Entwürfe bekommen mitunter einen fremden Ueberzug, wie es bei so großen und mannichfaltigen Gegenständen nicht wohl anders sein kann; in einzelnen, unglücklichen Fällen trägt dann der Ueberzug auch wohl etwas von der Natur des Unterfutters an sich. Da sämmtliche Bienen ungeachtet des gemeinsamen Baues in bestimmte Klassen zerfallen, so kann es schon deßwegen nicht ganz an Parteiungen fehlen, die in den verschiedenen Abtheilungen des Raumes manchmal ein wespenartiges Geräusch verursachen. Förmliche Bienenschlachten, wie solche Virgil meisterlich beschrieben hat, kommen zwar nicht vor, sie widerstreben mit Recht dem Geschmacke einer wohlerzogenen Gentry; doch veröffentlichen mitunter einzelne herumsummende Mitglieder das Geheimniß der Entzweiung, indem sie zornig den Stachel wetzen, und das kleine Ding auf- und niederschwingen, als wäre es ein Elephantenrüssel. Am heftigsten gebehrden sich die Malerbienen. Dafür sind aber die Malerbienen auch die muntersten, sobald es ein Freudenfest giebt. Dann bilden sie einen Schwarm für sich, der Weiser fliegt gewöhnlich aus der Stadt aufs Land, sein Volk drängt unaufhaltsam nach, und sammelt sich um ihn zuletzt an einem festen Punkte, wie ehemals die fröhliche Schilderbent auf dem Monte testaceo. Nur geht es nicht so wild

her, wie dort; man begnügt sich mit mit einigen unschuldigen Bambocciaden und feurigen Apostrophen.

Im ernstern Sinne, betrachtet aus dem Gesichtspunkt der fortschreitenden Bildung, des allgemeinen Interesse, der nationalen Geltung, bezogen auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bietet das Gemeinwesen unserer Kunst ein herzerhebendes Schauspiel dar, so daß es schwer ist, mit Wärme davon zu reden, ohne den Verdacht eines Panegyrikus zu erregen. Ein andermal mehr davon, insoweit es statthaft scheint, die Aufmerksamkeit des Publikums auf Erscheinungen zu lenken, die in ihren friedlichen Kreisen nicht bloß für Bayern Epoche machen, sondern überhaupt zu den schönsten Zeichen der deutschen Entwickelung gehören. Die eigentliche Seele aller dieser großartigen, rastlosen Bewegungen ist Se. Majestät der König Ludwig, zugleich Gewicht und Zeiger des volltönenden Schlagwerks. Referent beschränkt sich für dießmal darauf, zum Beweise des Gesagten bloß einige der neuesten Thatsachen hervorzuheben.

Unser erster Genremaler, Peter Heß, ist von bayerischer Seite im allerhöchsten Auftrage mit dem Gefolge Sr. Majestät des Königs Otto nach Griechenland abgegangen, um daselbst an Ort und Stelle die für immer denkwürdige Landung des eingeschifften Personals in einem Bilde seiner Meisterhand darzustellen. Nach den bisherigen Leistungen des seltenen Künstlers ist mit Gewißheit vorauszusagen, daß die Lösung einer so einzigglücklichen Aufgabe den Münchnern eben so viel Genuß als ihm selbst Ehre bringen wird. Gelingt ihm das Seestück in gleichem Maaße, wie das während der letzten Ausstellung allgemein bewunderte Gefecht bei Wörgel in Tyrol (1809), so hat Bayern Ursache, Peter Heß im besten Sinne des Worts als seinen Volksmaler zu begrüßen. Besagtes Bild war, so lange die Ausstellung dauerte, fast ununterbrochen von ab- und zuströmmenden Menschengruppen umlagert; es zog das Publikum an wie zur Zeit ungewöhnlichen Verkehrs ein Ver-

schleiß, der im Rufe des schmackhaftesten Back- und Zuckerwerkes steht. Eine Sammlung aller der beifälligsten Kritiken, die sich unaufhörlich von den Lippen der Mündigen und Unmündigen ergossen, zuweilen mit der herzigsten Naivetät, würde mehrere Seiten eines Künstlervademecums ergötzlich würzen. Die Kriegsmänner, jedes Standes und Alters, fühlten sich sichtbar erquickt durch die mannichfaltigen Scenen des Waffenhandwerks, und den siegreichen Ausgang des Kampfes der Menge diente am meisten Hofer zur Augenweide, den Frauenzimmern schien besonders der stattliche Capuciner ins Auge zu leuchten.

Unsere Genre- und Historienmaler nähren scharfes Blut gegeneinander, wenigstens die Häupter; die Spannung ist natürlich und nach den Gesetzen menschlicher Schwäche sogar nothwendig. Es geht den ausgezeichneten Malern verschiedenen Faches, wie den Wortführern philosophischer Schulen, unter denen jeder streng systematisch beweist, daß sein Nebenmann auf dem andern Felde ein ausgemachter Querkopf ist. Der feine Diderot spielt auf dieses Zerwürfniß an mit den Worten: „Les peintres de genre et les peintres d'histoire n'avouent pas nettement le mépris, qu'ils se portent réciproquement, mais on le devine.“ In München kann man sich das Rathen ersparen. Uebrigens hat die Kunst in ihrem Bereiche gleichfalls eine Rangordnung festgestellt, und stehen die Waagschalen auf beiden Seiten gleich, so ist und bleibt der Historienmaler, vermöge seines höhern Berufs, allerdings ein vornehmerer Geist als sein Herr Schwager der Genremaler. Lassen wir sie indessen über den Vortritt nach Belieben miteinander zanken; zuweilen lieben selbst die tüchtigsten Männer dieß weibische Vergnügen.

Der Direktor Peter von Cornelius hat, wie es seit einiger Zeit heißt, von Sr. Majestät dem Könige die nachgesuchte Erlaubniß erhalten, in einem der kommenden Monate nach Rom abzureisen, und so lange auszubleiben, als es nöthig ist, um daselbst den ihm aufgetragenen Carton zum jüngsten Gerichte, als dem Hauptbilde der Ludwigskirche, auszuführen.

Die Wahl des Gegenstandes verspricht der genannten Kirche ein geniales Seitenstück zu dem erhabenen Schmuck der Sistina, ist ein neues Zeugniß eines wahrhaft königlichen Kunstsinnes, und in jeder Hinsicht ganz dazu geeignet, einen schöpferischen Genius zu den höchsten Anstrengungen aufzufordern. Es gehören mächtige Schwingen dazu, um vor dem Riesenwerke Michael Angelo's nicht zu verzagen, neben demselben mit Ehren zu bestehen. Wer sollte Cornelius nicht das Glück gönnen, die Begeisterung, welche jenes Wagestück verlangt, unmittelbar an der reinsten Quelle zu stärken? Es glüht in seinem Geiste michelangeleskes Feuer; mögen die beiden Flammen sich mischen und verschwistert in gerader Richtung aufsteigen, zum günstigen Zeichen des verbundenen Opferfestes! Im Angesichte, gleichsam im Schatten des Kapitols, das so oft über die Unsterblichkeit des Namens entschieden hat, mit Michael Angelo, einen Gang zu versuchen, fürwahr der Gedanke ist kühn, beinahe jugendlich verwegen.

Obwohl die Ursache der angezeigten Entfernung ihre Rechtfertigung hinlänglich in sich schließt, so dürfte dieselbe darum an der Akademie nichts desto weniger mit einigem Nachtheil empfunden werden. Cornelius wirkt auf die Jugend nicht sowohl durch methodische Abrichtung und abgesteckte Studienpfähle, als vielmehr durch gelegentlichen Zuruf und die Kraft seines Beispiels. Er soll, wann und wo es gilt, das Wort des Improvisators mit Geschicklichkeit führen. Die Erhaltung guter Grundsätze, am Faden lebendiger Fortpflanzung ist an neuorganisirten Akademien weit nothwendiger, als bei den hochbejahrten Muhmen, die schon längst ihre Falten in Ordnung gelegt haben.

Rottmann, dessen Talent in Absicht auf Rührigkeit, Ergreifung des Wesentlichen und entschiedene Wirkung mit Peter Heß wetteifert, wird, nach der Bestimmung Sr. Majestät des Königs Ludwig, diesen Sommer, nach Beendigung seiner Arbeiten in den Arkaden des Hofgartens, ebenfalls nach Griechenland abgehen, um auf jenem geweihten Boden Früchte land=

schaftlicher Studien zu sammeln, womit er nachher, wiederangelangt in München, einen Saal der königlichen Residenz ausschmücken soll. Die nähern Aufgaben sind im Publikum nicht bekannt, vielleicht bezieht sich eine oder die andere auf die Umgegend Athens, die Hauptstadt des neuen Königreichs. Höchstwahrscheinlich sind diese landschaftlichen Gemälde vorerst nur das untere Ende des farbigen Bogens, welchen die Kunst künftighin zwischen Bayern und Griechenland zur vollen Rundung auswölben wird. Die landschaftlichen Fresken stehen, Ganzes mit Ganzem verglichen, über ihren Nachbarinnen, den historischen Fresken, wozu der Umstand wesentlich beitragen mag, daß sie von einer und derselben reichbegabten Hand herrühren, und daher weit mehr aus Einem Gusse sind.

Se. königl. Hoheit der Kronprinz Maximilian trifft löbliche Anstalten dem Beispiele seines erlauchten Vaters zu folgen. Der Zauberstab der Kunst soll, so scheint es das Glück beschlossen zu haben, gleich dem Scepter Agamemnons, aus einer würdigen Hand in die andere gehen. Wenn folgerechte Beharrlichkeit in öffentlichen Kunstbestrebungen ein wünschenswerthes Gut ist, wenn allein die unablässige Pflege des Schönen einen heilsamen Einfluß auf Sitte, Denkart, Geschmack und Vaterlandsliebe verbürgt; so möchten die Anzeichen, welche eine solche ununterbrochene Tradition verheißen, ihrer innern Bedeutung nach ungleich wichtiger sein als in ihrer äußerlichen Gestalt.

Im Auftrage des Kronprinzen befindet sich Ernst Förster gegenwärtig in Italien, um mehrere interessante Malereien der künstlerischen Vorzeit nachzuzeichnen. Seitdem der Baron Rumohr in der urkundlichen Kunstgeschichte Italiens aufgeräumt hat, wie Niemand vor ihm, von dieser Seite ein unschätzbarer Mann, dergestalt, daß es den Nachfolgern schwer fallen dürfte, seine Forschungen gleichmäßig fortzuführen, brennen jetzt auf vielen, sonst dunkeln Punkten helle Leuchten, denen Ernst Förster bloß nachzugehen braucht, um wenigstens theilweise den Zweck seiner Sendung mit historischer Sicherheit

zu erfüllen. Einer poetischen Aeußerung Jean Pauls zufolge, die er in seinem Titan auf geniale Weise bekräftigt hat, soll man diejenigen Gegenden am besten beschreiben können, die man nicht gesehen hat. Daß nur Ernst Förster beim Nachzeichnen nicht der geistreichen Maxime des Verewigten folgt! Kann er die Sache aber ausführen wie ein vollendeter Schwiegersohn des Dichters, nun gut, Bayern wird bei dem Tausche den baaren Gewinn vergnügt hinnehmen.

Der so eben erwähnten Bestimmung schließt sich eine andere, nahverwandte an, welche Se. königl. Hoheit der Kronprinz unlängst dem Professor Maaßmann zugetheilt hat. Seit geraumer Zeit mit Studien des Mittelalters beschäftigt, ist letzterer angewiesen, in Italien, besonders in Rom, werthvolle, noch nicht hinlänglich benutzte oder bekannte Manuscripte einzusehen, und wo möglich zu kaufen. Friedrich von Raumer, von der Hagen, Dr. Pertz haben ihm für diesen Zweck vielfältig den Weg gebahnt. Von dem preußischen Gesandten, dem Geheimenrath Bunsen, kann er am allerbesten den römischen Geschäftsgang erlernen; ist in ihm von dem Geiste des göthischen Montecatino eben so viel vorhanden, als in dem bezeichneten Diplomaten. Die Münchener Musen wünschen Professor Maaßmann eine glückliche Reise und gesegnete Rückkehr; die Münchener Grazien kümmern sich herkömmlicherweise nicht um mittelalterliche Quellenwürmer; von alten Manuscripten wollen sie vollends gar nichts wissen, es müßten denn Billets doux sein aus unvergeßlich schönen Tagen.

Dem Lehr- und Verwaltungswesen der Akademie steht in Betreff der bisher dazu verwendeten Personen eine Veränderung bevor. Professor Schorn, Redakteur des Kunstblattes, ist an die Stelle des verstorbenen Hofrath Meyer nach Weimar berufen worden, und wird nach Ostern an den Ort seiner neuen Bestimmung abgehen. Sein reiner Charakter, seine harmonische Bildung, die archäologisches und artistisches Wissen in einem ungewöhnlichen Grade vereinigt, sein billiges und zu-

gleich unabhängiges Urtheil, wovon er in seiner hiesigen Stellung vollgültige Beweise gegeben hat, lassen unter seinen zahlreichen Freunden, namentlich den Lehrern der Universität, in deren Mitte er eben so thätig als ächtkollegialisch wirkte, dauernde Erinnerungen zurück. Dem freundlichen Weimar ist zu dieser Erwerbung Glück zu wünschen.

Für Professor Schorn tritt an der Akademie, nach der bereits erfolgten Willenserklärung des Königs, der Landschaftsmaler Ferdinand von Olivier ein, mit Uebernahme aller Verbindlichkeiten seines Vorgängers. Diese bestehen theils im Unterricht der akademischen Zöglinge und zwar in Vorträgen über die Kunstgeschichte, welche zur Steigerung des praktischen Interesse mit den Hauptmomenten des letzten Jahrhunderts anheben werden, soweit sie insbesondere den sichtbaren Umschwung in unsern Tagen erklären helfen, theils in Besorgung der laufenden Geschäfte, die ursprünglich dem Generalsekretär der Akademie obliegen, welchen aber verschiedene königliche Aufträge seit längerer Zeit an Rom gefesselt haben. Kunstgelehrte, die bei einer Akademie angestellt sind, theilen in der Regel das Loos der Staatsdiener, die einem Hauptquartiere folgen, und statt des Degens die Feder führen, wenn es denselben auch nicht gerade so schlimm ergeht, wie Questenberg zur Zeit Wallensteins. Die Künstler berufen sich auf ihr Herzblut, auf das Tagewerk ihrer Hände, was vermag dagegen Tinte, wird sie auch zur Druckerschwärze erhöht? Glücklicherweise ist Ferdinand von Olivier als erprobter Landschaftsmaler uud Professor der Akademie völlig unter den Seinigen, er findet in der amtlichen Genossenschaft noch dazu mehrere alte Freunde, besitzt die Gabe des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks, wie nicht so gar viele Künstler, hat auf einem bestimmten Gebiete die Empfehlung praktischer Einsicht für sich, und bringt außerdem den redlichsten Willen, die wärmste Liebe zur Sache mit. Doch giebt es in dem akademischen Hauptquartiere verschiedene Waffengattungen, bekanntlich stehen die Offiziere der Cavallerie und Infanterie meistens etwas auf gespanntem Fuß, mitunter strei=

ten sie sogar über die Vorzüge ihrer Feldmusik, und ohne Feldmusik geht es nun einmal nicht ab. Referent z. B. hat es auf seinem verlorenen, abgeschnittenen Posten in guter Meinung auf ein Ständchen angelegt; wie aber, wenn einige verwöhnte Ohren darin ein Charivari vernähmen? Daraus erklärt sich der wohlgemeinte Wunsch: Phoebe fave, novus ingreditur tua templa sacerdos! —

Die Verschönerung des englischen Gartens, in dem der Schatten Maximilians dem Geiste Rumfords an den Gedächtnißurnen der Vergangenheit zuwinkt, war und ist ununterbrochen ein Gegenstand der thätigsten Fürsorge, so zu sagen, ein Vermächtniß, an dessen Vollstreckung ganz München einmüthig Theil nimmt, denn die Spaziergänger gehören billig auch zu den Dekorationen. Während des Winters schien er gleich einer verlassenen Schönen über die Wandelbarkeit seiner Reize bitterlich zu klagen; jetzt fängt er bereits sacht an die Thränen der Wehmuth aus den Augenwimpern wegzudrücken, und wo ein Schmerzenstropfen hing, da wird nun bald eine Knospe prangen. Zur Belohnung seiner anmuthigen Wohlthaten, von denen die rasche Isar, die fröhlichen Möven, die vertraulichen Baumgipfel, die sonnigen Lichter der Wege neben dem Spiegelgewölbe herausschauender Schatten viele Monate lang sich nicht satt reden können, soll er mit einem antiken, geräumigen Tempelgebäude verziert werden, dessen Entwurf und Ausführung dem Geschmacke des Geheimen Oberbauraths von Klenze anvertraut ist. Die englischen Gartenseelen geben sich der Hoffnung hin, daß die Erfindungsgabe des Architekten Mittel vollauf besitzt, den alterthümlichen Typus des Bauwerks mit den Anforderungen der örtlichen Natur romantisch auszugleichen. Kommen dann noch angemessene Sculpturen und am Ende griechische Landschaften hinzu, die den italienischen in den Arkaden des Hofgartens Stand halten, so dürfen die Münchner zufrieden ausrufen: Auch wir in Arkadien! —

Dieser Zuwachs architektonischer Augenlust interessirt zu-

nächst und am allermeisten die Hauptstadt; dagegen ergreift der königliche Beschluß, dem verstorbenen Bischof Sailer im Regensburger Dome, der Erinnerungsstätte so vieler ehrwürdigen Namen, ein Denkmal errichten zu lassen, die Theilnahme aller Bayern, wie immer die Bekenntnisse ihres Glaubens und ihrer sonstigen Meinung lauten mögen. Sailer war ein Geistesheld, dessen Wirksamkeit im Pantheon des deutschen Nationalruhmes vollkräftig wiederklingt. Das Denkmal in Regensburg spricht nur einen allwaltenden Gedanken öffentlich aus. Wie man sich nun über diese Auszeichnung eines hochleuchtenden Verdienstes von ganzem Herzen freuen muß, so kann dem kunstliebenden Publikum ebenfalls die Nachricht erwünscht seyn, daß König Ludwig den Professor der Skulptur, Konrad Eberhard, mit der Ausführung jenes Denkmals beauftragt hat. Dieser Meister, gerade dieser, ist eines so schönen Berufes vorzugsweise werth. Sinn, Talent, Grundsätze befähigen ihn besonders zum Ernste religiöser Darstellungen. Davon zeugt eine seiner letzten, streng kirchlichen Compositionen, bestimmt zur malerischen Ausführung und für den Besitz des Fräuleins von Linder, einer Dame, die ihre Gesinnung auch in der Art und Weise bethätigt, wie sie die Kunst begünstigt. Jene Composition verknüpft im Wege der frühern Malerei die Gestalten des alten Testaments mit den Erscheinungen des neuen, auf drei Tafeln, deren Inhalt von unten nach oben in correspondirenden Thesen das Reich der Gnade gleichsam im sichtbaren Transitus verherrlicht und dasselbe zuletzt in der Glorie allseitiger, himmlischer Vereinigung auf den Gipfel erhebt. Gleich den Vorgängern, welchen der Künstler nachstrebt, hat er ebenfalls kein Bedenken getragen, einzelne, naive Situationen einzumischen, die tief in unsere Zeit hineinreichen. Ich weiß nicht, ob man in einem Falle, wie dieser ist, aus der Schule schwatzen darf, indessen will unter Augenzeugen verlauten, Görres, Göthe, mit den Propyläen und noch andere persönliche Beziehungen, seyen nicht eben versteckt eingeflochten. Eine Büste der Madonna, wenigstens vor einiger Zeit noch in der Wohnung ihres Urhebers zu sehen, ist in ihrem lebendigen Ausdruck so

rein, zart und edel, daß sie ohne Zweifel den gelungendsten Erzeugnissen der neuesten Zeit beigezählt werden darf.

In den Verschönerungsplänen der Hauptstädte nehmen überall die Thore, mehr oder weniger einen zugehörigen Platz ein. So ist denn auch dem alten Isarthore, mit theilweiser Beihülfe von Bildnerei und Malerei, eine Verjüngung zugedacht, die das Vorhandene so viel als möglich schonen, und das Hinzukommende damit paßlich vereinigen soll. Da die auf solchen Zweck berechneten Angaben, wie ich gehört zu haben meine, von der Combinationsgabe des Direktor v. Cornelius ausgehen, dem ein reicher Erfindungsgeist dabei trefflich zu Statten kommt, so ist unfehlbar, so weit es die vorgefundenen Bedingungen erlauben, das Beste zu erwarten.

Verzeihe, geneigter Leser, daß diesem Bericht so viel überflüssiges Brimborium angehängt ist. Gräten, bloße Gräten wollte ich nicht auftragen, fehlt es doch jetzt nirgends an Gräten.



An Doris.

Mit einem silbernen Schlüssel als Strickzeug-Heft.

Von

X. Y. Z.

Meines Herzens Schlüsseldame,
Süßes Liebchen, bist nur Du!
Drinnen wohnt Dein theurer Name
Und Dein theures Bild dazu.
Nun wohlan! so soll verschlossen
Es für alle Mädchen seyn,
Doch — ich sag' es ohne Glossen —
Offen bleibt's nur Dir allein.

Darum schick' ich Dir von ferne
Einen Schlüssel zum Symbol —
Und Du nimmst ihn von mir gerne,
Und so schickt sich's noch so wohl!
Und der Schlüssel glänzt vor Freude
Noch einmal so silberhell,
Denn Du trägst ihn an dem Kleide,
Giebst ihm ja die schönste Stell'!

In dem Gürtel darf er hängen,
 In des Busens Zaubernäh' —
Ach, ich möchte ihn verdrängen,
 Wenn ich ihn dort prangen seh'!
Und er hört der Pulse Schlagen,
 Das der Liebe Echo stimmt,
Was der Liebe Seufzer klagen,
 Was im Busen lebt und glimmt.

Wenn du still zurückzogen,
 Maschen und Gedanken strickst,
Denke meiner treugewogen,
 Wenn Du auf den Schlüssel blickst!
Denk an mich, geliebtes Mädchen,
 Wenn du diesen Schlüssel trägst,
Wenn Du das geschäft'ge Fädchen
 Um die losen Finger legst.

Schließ' Du auf mit ihm die Pforten
 Der Erinn'rung, die so hold
Stets in frohen Lustakkorden
 Milden Trost den Menschen zollt.
Die die Tage, die verschwunden,
 Wieder in den Spiegel bringt,
Und die jetz'gen trüben Stunden
 Mit dem frühern Licht bezwingt.

Doch den Bund, den wir geschlossen,
 Oeffne weder Raum noch Zeit;
Lieb', die sich in Lieb' ergossen,
 Trotzet jedem Gegenstreit!
Alles, was ich bin und habe,
 Schließt sich ein im Glück zu Dir,
Und Du tanschest Gab' um Gabe,
 Tauschest Lieb' um Lieb' mit mir.

Meines Herzens Schlüsseldame,
Bleibst Du, Liebchen, immer mein!
Ja, der Sprache fehlt der Name,
Dürften wir vereint schon seyn! —
Und muß ich zum Grab' einst nieder,
Geh' ich sanfter dann zur Ruh',
Schließest Du die Augenlieder
Einst dem müden Wand'rer zu.

Sternschnuppen.

Nach einer langen Debatte hat die französische Deputirtenkammer beschlossen: sie lasse es hingestellt seyn, ob die Angelegenheiten des Orients hergestellt seyen?

Es wird nicht lange dauern, so wird man wissen, mit welchem Unternehmen die Herzogin von Berry schwanger ging! Die französischen Angelegenheiten enden doch meistens alle mit einer wahren Kinderei;

In Würtemberg fand ein Erdbeben statt; die Erde soll geahnet haben, Herr *** wolle in der Kammer wieder sprechen, und fing vor Angst zu zittern an. Man spürt jetzt in verschiedenen Gegenden Deutschlands Erschütterungen und bemerkt dabei, daß die Stöße nach Norden gehen.

In Berlin hat die Polizei den Preis der Blutegel auf einen Silbergroschen festgesetzt. Ob alle Blutegel dort billig seyn werden?

In Rom durfte man sich während des Carnevals nicht maskiren. Das Publikum schnitt darüber solche Gesichter und ließ die Nase so hängen, daß es keine Larven mehr brauchte.

Hr. Willibald Alexis behauptet in der allgemeinen Zeitung, daß ihn nie Jemand mit Börne zusammen auf öffentlicher Straße bemerkte. Wir können dieß gewissenhaft bezeugen: neben Börne bemerkte man Willibald Alexis nie! —

Der englische Globe sagt: „Im diplomatischen Corps herrscht große Bewegung, denn die Wagen rollen hin und her." Diese Bemerkung ist sehr scharfsinnig und man könnte den Satz auch auf den Kopf stellen: „In den Wagen herrscht große Bewegung, denn das diplomatische Corps rollt hin und her!"

Was ist der Unterschied zwischen einem Eidbruch und einem Schiffbruch? fragte ein Witzbold einen bekannten französischen Diplomaten. Als dieser schwieg, fuhr er selbst fort: Bei einem Schiffbruch verliert man gewöhnlich das Ruder, bei einem Eidbruch behält man das Ruder noch immer in der Hand! —

Hr. Dupin will, daß Priester, wenn sie dem Priesterstande entsagen, heirathen dürfen, und ruft dabei aus: „Wir sind eine edle, aufgeklärte, philosophische Regierung, welche Freiheit und Unabhängigkeit für Alle will!"

Da sieht man, was die Franzosen unter Freiheit und Unabhängigkeit verstehen: heirathen! ungeheure Ironie!

Man schreibt aus Ancona: „Die Ruhe hält sich aufrecht in Ancona!" — Hält sich Ancona in der Ruhe aufrecht?

In Paris wird jetzt viel Unfug mit einer Birne getrieben. Das sind die Früchte der Revolution!

Der Thiergarten in Berlin soll ganz ausgetrocknet werden; man fängt bereits an ihn den „Gesellschafter für Geist und Herz" lesen zu lassen.

Frankfurt a. M. läßt Schiffe unter Frankfurter Flagge ausrüsten, diese Schiffe werden in die See, und manchem in die Augen stechen!

Die Ammen und Kinderwärterinnen im Findelhause zu Neapel haben auch eine Revolution gemacht! Sie wollten 10 Gran täglich. Mehrere wurden verhaftet. Dem Gerichte zufolge befinden sich unter diesen Ammen mehrere Hambacher Freiheits-Männer.

Talleyrand hat sich den Fuß verrenkt, seine nächste Politik dürfte etwas hinken.

Der Ochs und das Vergissmeinnicht.

Ein Heldengedicht.

Von

C. Herloßsohn.

Die Ochsen, meine verehrten Zuhörer, verdienen im Allgemeinen die Verachtung nicht, mit welcher wir sie zu behandeln pflegen. Sie sind mit den Menschen vom Paradiese ausgegangen, sie waren mit Noah in der Arche, der Stier Apis wurde bei den Egyptern als Gott verehrt und bis auf den heutigen Tag werden die Kühe in Indien für heilig gehalten. Aus dem letztern Umstand ersieht man, daß es die Ochsen nicht nur bei uns, sondern auch anderwärts weit bringen können. Der König von Siam nennt sich sogar in seiner Titulatur den ersten unter den weißen Ochsen. Dieses Alles mag Ihnen beweisen, daß die Ochsen als erhabene, stille Dulder verkannt durch das Leben gehen. Der Mensch hat einen viel schwierigern Bildungsgang als der Ochs; er wird erst Mensch wenn er zum Bewußtseyn und zum Gebrauche seiner Vernunft gelangt ist. Der Ochs dagegen, kaum geboren, ist schon Ochs, jeder Zoll ein Ochs. Wir bezeichnen ihn zwar in dieser seiner ersten Periode mit dem minorennen Namen „Kalb“ und sein Zustand

erinnert an die sogenannten Flegeljahre des menschlichen Lebens; allein dieß ist nur ein verschiedener Ausdruck für eine und dieselbe Sache; denn der Ochs wird als Ochs geboren und stirbt in seinem Berufe. Anders ist es mit dem Menschen. Denn Jeder, der als ein solcher geboren worden ist, wird nicht ein Mensch; denn wir haben auch Unmenschen. Haben Sie aber jemals etwas von Unochsen gehört, von einem Ochsen, der es nicht in jeder Bedeutung des Wortes gewesen wäre? — Der Mensch gedeiht und entwickelt sich durch die Anschauung des Lebens, durch Lehre, Vorbild und Erfahrung; der Ochs dagegen gedeiht durch sich selbst, ihm genügt sein eigenes Vorbild, er schöpft so zu sagen aus sich. — Und auf der andern Seite wieder, wie sich im Menschen die Fähigkeit zum Maler, Dichter, Musiker entwickelt; so im Ochsen der Beruf zum Rindfleisch, Beafsteak, Rostbraten u. dgl. — Abgesehen von der innern Brauchbarkeit und der Gemüthswelt des Ochsen, so ist er als äußerer Ochs einer der nützlichsten Menschen. Aus seinen Hörnern werden Kämme gemacht, welche den Damen zur Zierde dienen, seine Haut wird gegerbt und liefert Leder. Dagegen kann man eine menschliche Haut noch so sehr gerben und wird doch keine Schuhsohlen daraus machen können. Oder ist es Ihnen schon vorgekommen, daß man aus den Hörnern, die ein Mensch trägt, hätte Kämme machen können? Gut wär's freilich, denn da könnte mancher Familienvater seine Familie selbst damit versorgen und brauchte kein Geld an den Kammmacher zu geben. — Man nennt den Ochsen nicht mit Unrecht Hornvieh; denn bedenken sie, er bekömmt die Hörner früher, bevor er noch Ehemann wird. In der menschlichen Gesellschaft ist das umgekehrt, und mancher hat sich als Junggesell nur deßhalb die Hörner abgelaufen, um in der Ehe neue zu bekommen, wie die Hirsche im Monat Februar ihr Geweih abstoßen, um vom Neuen gekrönt zu werden. Wie man also von einem Ochsen sagt: Er ist ein Hornvieh! so sollte man von solchen Leuten sagen: dieser Mensch ist ein Hornmensch. Welchen unsäglichen Schaden hat nicht schon oft die menschliche Zunge angerichtet, ohne uns oft auch

nur Einen Genuß zu gewähren. Was aber haben sie gegen eine Rindszunge, zumal gegen eine geräucherte einzuwenden. Eine solche geräucherte Rindszunge spricht eine Sprache die zu jedem Herzen bringt. Unwillkührlich sagen wir von einem guten Menschen: „Er ist eine gute Haut!" und unwillkührlich machen wir dadurch dem nützlichen Thiere, welches erhaben wie ein Philosoph, aufopfernd wie ein Patriot, seine Haut zu Markte trägt, ein Compliment. Die frühere Zeit war in der Anerkennung der Ochsen in mancher Beziehung gerechter, denn ihr Bild prangt in vielen Wappenschildern, viele Familien führen ihre Namen daher. Es gibt historische Personen darunter, z. B. einen Oxenstierna, den berühmten Schweizer von Ochs, die Schriftstellerin Elise von Hohenhausen, geborne von Ochs, die Familie Rindsmaul — lauter ehrenwerthe, ausgezeichnete Namen. — Wenn man auf der einen Seite geneigt war die Ochsen auf der Erde mit Geringschätzung zu behandeln, so hat man ihnen auf der andern die gehörige Anerkennung gezollt; denn wir haben in der Astronomie ein Zeichen des Stieres, und die Verliebten haben in hellen Sommernächten, wenn sie den Sternen ihre Leiden, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen klagen, keine Ahnung davon, daß ihnen das Sternbild des Ochsen in himmlischer Verklärung entgegenschaut.

Unserm Jahrhundert, so hoffe ich, ist es vorbehalten, den Ochsen die gerechte Anerkennung zu verschaffen, und wer es mit der Menschheit redlich meint, der muß darin nicht zurückbleiben. Die wahre Liberalität wird aber erst dann gedeihen, wenn wir auch die Ochsen emancipiren; wenn wir endlich ausrufen:

„Allen Ochsen soll vergeben
Und die Schlachtbank nicht mehr seyn."

In der Voraussetzung, daß Sie meine humane Bestrebun-

gen zu würdigen wissen, kann ich Ihres Beifalls sicher seyn. Von den Ochsen also erwarte ich, daß sie mir eine Dankaddresse votiren, und mich zum correspondirenden Mitgliede wählen.

Der Ochs aber, von welchem gegenwärtiges Heldengedicht handelt, ging eines Morgens, über mehrere zweifelhafte Rechtssätze nachsinnend, auf einer Wiese spazieren.

Er begegnete einem Vergißmeinnicht, d. h. als er ruhig die Gräser und Gänseblümchen abfraß, stand er plötzlich am Rande des Baches vor einem Vergißmeinnicht.

Er wollte seinen Augen nicht trauen; denn er wurde sentimental. Er sah mit starren Blicken auf das Vergißmeinnicht nieder, und eine Welt lag in diesen Blicken. Sein Gefühl sagte: „diese Blume freß' ich nicht;" sein Magen aber sagte: „Alles was mir schmeckt freß' ich."

Aber wie bei allen höhern Naturen, so siegte auch hier das Gefühl. Eine Thräne glänzte im Auge unsers Ochsen und er entsagte, wie die Heldin eines Romans.

Er beugte sich nieder zur Blume und verstellte seine Stimme, daß sie wie die eines jugendlichen Liebhabers klang und fragte:

„Blume, wie heißest du?"

Und die Blume schlug die blauen, treuherzigen Augen auf und sagte im Tone eines Ritterfräuleins: „Ich heiße Vergißmeinnicht!"

Der Ochs schwieg über diese unerwartete Auskunft und versank in ein langes Nachdenken.

Erlauben Sie mir, verehrte Zuhörer, daß ich gleichfalls

eine Zeit lang nachdenke, bevor ich zur Vorlesung des zweiten Kapitels schreite, welche nächstens Statt finden soll, insoferne mich ähnliche Berufsgeschäfte nicht abhalten.

Bis dahin aber entziehen Sie mir und dem geschilderten Ochsen Ihre gütige Theilnahme nicht.

Freiwillige Berichtigung

in

Meyerbeers Opern=Angelegenheit.

Die Wahrheit führt ihr eigenes Zeugniß in und mit sich.
Zwingler.

Jedermann hat das Recht seine Mißbilligung an öffentlichen Unfug auszusprechen, selbst wenn er auch nicht, wie Unterzeichneter vom Schicksal früh auf die literarische Bahn geführt, schon aber so frühzeitig mit den vielen Schattenseiten derselben bekannt geworden ist. Ich glaube aber, aus freiem Antriebe, die Berichtigung einer mir so eben zu Gesicht kommenden Notiz nach der Leipziger Zeitung im „Kometen Nro. 21." betreffend der „verruchten" Oper „Robert der Teufel" um so mehr über mich nehmen zu müssen, als dadurch zum Theil wenigstens meine öffentlich ausgesprochene Beurtheilungen über dieß, in gar vieler Beziehung ausgezeichnete lyrische Drama als faselnde Lobhudeleien erscheinen könnten, obgleich ich nach meiner festen Ueberzeugung, hierbei als Dilettant, demselben Gesetze des nil admirari treu gefolgt bin, welchem ich in den von mir cultuvirten Erfahrungswissenschaften lange schon zu huldigen gelernt und gelehrt habe.

Indem ich aber namentlich in der Dresdener Abendzeitung Juli v. J. den sehr zu belobenden Charakter der Meyerbeerschen Musik im „Robert der Teufel" mit vielleicht mehr als

nöthiger Ausführlichkeit durch fünf Nummern (Nro. 160 bis 165.) motivirt, sondern auch in Bezug zum Scribe-Delavignischen Texte daran erinnert habe, wie das hier nach einer Legende gebotene phantastische und affectenreiche Gemälde ähnlich so vieler alten und neuen Opern-Sujets im Zauberreiche der Romantik, bei allen seinen Schwächen und Mängeln, im Grundelemente doch durchaus nichts sittlich Anstößiges enthalte, weil das gute Princip, im Kampfe mit dem dämonischen, den vollständigen Sieg davon trägt, und der Dichter die Grenzen der Sittlichkeit nirgends überschritten, mag ich hier bereits Besprochenes und bis jetzt — noch nirgends Widerlegtes, nicht wiederholen. Dießmal will ich als ein Augen- und Ohrenzeuge dem auswärtigen Publikum nur einfach erzählen, wie in der vor einigen Tagen (am 22. d. M.) „auf Befehl Sr. Majestät" zum neunten Male wiederholten Vorstellung des Robert, im Beiseyn des Königs und seines Hofes, nicht nur jeder Akt dieser Oper, sondern auch einzelne Gesangs-Piecen, einige Ensembles, und der Ritterchor „wir haben ihn" von dem gedrängtvollen Hause mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen, und von den trefflichen Darstellern, Hrn. Bader (Robert) gleich nach dem ersten Akte, Mad. Seidler (Isabella) nach dem vierten, und Alle nach dem fünften Akte gerufen wurden.

Wie nun die öftern Wiederholungen dieser Oper in Berlin und Hamburg (deren Bühnen freilich die sehr nöthigen ausgezeichneten Individualitäten zur Besetzung der Hauptrollen haben), der hier fortdauernd jeder Vorstellung gespendete Beifall des Hofes und des Publikums, und vor Allem — die seltenen Auszeichnungen des zum Hofkapellmeister ernannten, und so eben auch mit einer herrlich verzierten Vase beschenkten Componisten von Seiten unsers gerechten, frommen und sittlichen Königs im Einklange zu bringen ist mit der pseudonymen Berichterstattung in der Leipziger Zeitung, aus welcher eben jene Notiz in den Kometen überging, nach welchen die verruchte Oper Robert der Teufel „als Spott auf Christenthum, Moral und Sittlichkeit sehr betrübend das Publikum be-

rührt," mögen Leser von Einsicht am Besten selbst entscheiden.

Unsern ruhmwürdigen Landsmann aber rufe ich gern die Worte jenes großen Römers zu: Est maxima laus, malis displicere ocris. Auf den Höhen, zu denen er gesegnet mit so vielem Glücksgute, doch nur aus der reinsten, edelsten Liebe zu seinem Kunstfache sich erhoben, dürfen ihm die Geringschätzung bekannter Parteigänger, die grenzenlose Anmaßung einiger leidenschaftlichen Dünklinge, die Mißgunst eines hier durch ihm sich zurückgesetzt sehenden Nebenbuhlers und die erbärmlichen Gesinnungen böswilliger, genialischer Schwärzer Alles Erhabenen, das zu ihnen sich erniedrigen will, wirklich nur sehr gleichgültig seyn.

Wer unter Büchern, Schriften und Journalen als auch neben denen, welche diese alle schreiben und schreiben lassen, öffentlich würdigen und öffentlich tadeln, einige Zeit nur lebt, erfährt leider nur allzubald, daß wie ein schlechtes Buch, so auch ein schlechtes Stück, sich eben so wenig vor unverdientem Lobe, als ein treffliches, ja ein vortreffliches von unverdientem Tadel vor gewissen Menschen zu gewissen Zeiten verwahren kann. So war es leider immer, und so wird es auch in Zukunft seyn; denn wo nur Menschen sind, da fehlen die Sünder nicht.

Berlin, den 23. Februar 1833.

Dr. J. J. Sachs.

Der thierische Magnetismus in München.

Ein Fastenexempel.

Der thierische Magnetismus — dieses große Mysterium der Natur, über das, wie über die Natur der Engel und die Schwänze der Teufel, über die Quadratur des Zirkels und andere dergleichen Dinge, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und kein menschliches Herz begriffen hat — die dicksten Folianten geschrieben worden sind und immer mehr und mehr geschrieben werden müssen, weil's dazu keiner Mathematik, Logik und anderer abstracten profanen Dinge, die einen nüchternen Kopf erfordern, sondern nur fünf gerader Finger und eines kleinen Rausches bedarf — dieses große Mysterium der Natur war kaum von Mesmer ausgeheckt, als bewiesen wurde, die Aegyptier, Indier, die alten griechischen Tempelpriester seyen schon Magnetiseure gewesen, die durch Händeauflegen geheilt. Ich dagegen habe entdeckt, daß schon Adam der erste Magnetiseur gewesen, daß über dieses erste psychisch-physikalische Experiment leider das Paradies verloren gegangen, und daß der erste Mensch von allen höchsten Wissenschaften, die er nach der Lehre unserer modernen Theosophen im Paradiese besessen, alle verloren haben müsse, bis auf diese einzige. Ja es finden sich Spuren, daß schon die Priester der alten Deutschen tiefe Kenntnisse im Gebiete des thierischen Magnetismus besessen haben müssen, wovon

uns das, seit den ältesten Zeiten cursirende ächt deutsche Sprichwort: „ein Narr macht zehn" überzeugt, das nur eine Uebertragung des göttlichen Mysteriums in eine allgemein verständlich=populäre Sprache ist.

Erst vor etwa 18 oder 20 Jahren erschien ein gewaltiger Priester der Natur, der nun bereits in Frieden ruhende Doctor medicinae U — n, und lud die Münchner Welt zu einem bisher nie gesehenen Schauspiele im allgemeinen Krankenhause, zu einem hellsehenden, magnetischen, somnambulischen Mädchen ein, dessen Hellsehen er selbst durch seine magnetischen Operationen bewirkt. Die Münchner Welt staunte ob diesem Mirakel und wallfahrte in größern Haufen nach dem allgemeinen Krankenhause, als sonst zu den Affen vor dem Karlsthore und zum Seetieger jetzt, und der große Theosoph Münchens fiel auf die Kniee nieder und schlug sich auf die Brust und schrie: „Nun laß Deinen Diener in Frieden fahren, weil seine Augen gesehen haben das Heil der Welt!" Die Clairvoyance im Krankenhause wurde immer hellsehender; sie sah in die Zukunft immer tiefer hinein, bis das große Mysterium Fleisch wurde und zuletzt in niedlichen Zwillingen zur Welt kam, die ihrem Papa aufs täuschendste ähnlich sahen. Die Mystiker schrien Mirakel — der gottlose Herr von Haberl und andere Freigeister brachen in ein unbändiges Gelächter aus, und der Magnetiseur zog sich, zur Strafe des ungläubigen Münchens, in die Einsamkeit zurück. Es tauchten zwar hie und da noch einige somnambüle Damen in der Zwischenzeit empor, aber daß ein Mann, und obendrein noch ein Referent eines Tagblattes, mit der wunderbaren Gabe des Hellsehens behaftet werden würde, ist wohl mehr als sich alle Theosophen träumen ließen. Im Volksfreunde berichtet der somnambule Referent nämlich in klaren Worten über die letzte Production des philharmonischen Vereins von zwei Liedern des Hrn. Lenz, die wunderschön gesungen wurden und den rauschendsten Beifall erhalten hätten, nebst einem Horn aus Pappendeckel, das die kühnsten Erwartungen übertroffen! Die beiden Lieder standen

nun wohl auf dem Zettel, da aber Madame Pellegrini, die sie hätte singen sollen, krank wurde, so konnten sie nicht gesungen werden, und alle Alltagsmenschen, die den Saal füllten, haben sie auch bei meiner Ehre nicht gehört. Mit seinem irdischen Leibe, wie wir Alltagsmenschen, konnte unser Referent des Volksfreundes der Production derselben nicht beigewohnt haben; aber aus dem großen magnetischen Werke, betitelt: Erasmi Francisci höllischer Proteus — welches nicht genug zu preisende Buch in einer neuen Umarbeitung unter dem Titel: „die Seherin von Prevorst," herausgekommen und das von unsern jungen Theologen viel lieber gelesen und studirt wird, als ihre Dogmatik und ihr Kirchenrecht — da finden wir wunderbare Exempel der Art in Menge; das Ganze ist ein magnetisches Wunder, und der Referent hat mit den somnambulen Augen seiner magnetischen Seele, die bekanntlich im Magen liegt, die Töne beider Lieder von den längst vergangenen Proben noch im fernsten Aether fortklingen gehört.

Ueber solche Wunder wird die Welt jetzt wahrscheinlich nicht mehr staunen, denn sie setzt sich in ihrem hectischen Gemüthe aus der schönen, frischen, frühlingshellen Wirklichkeit in jenes Reich hinab, wo nur Morpheus dunkle Gestalten wandeln, wie Shakespeare's Falstaff:

„Ich wollt', es wäre Schlafenszeit, und ich träumte von meiner Lise und Alles wäre vorbei."

Berliner Courier.

Berlin, im Februar 1833.

Die Jahreszeiten wechseln, das Wetter ändert sich, die Winde wehen und die Wellen schäumen, nur die Berliner bleiben ruhig, geduldig. Alles Fade, Abgeschmackte, Erscheinungen, die außer der Zeit sind, gehen langsam und gravitätisch den guten, sanften Leutchen vorüber, Niemand spricht ein Wort, Keiner muckst oder rührt sich, um das Bessere auch nur zu wollen.

So geht's in der Literatur, so in der Kunst, und zumal in der tragischen oder richtiger theatralischen. — Die dreizehn *) (o die famöse Zahl!), Sie verstehen mich, bester Herr Redakteur, beginnen wieder von Neuem zu spucken; der Eine läßt einen Roman vom Stapel **), in welchem er uns erzählt, wie die kleinen Kinder in ihren Spielen die Steinkügelchen in die Gruben scharren, sich verstecken u. dgl. mehr, wahrscheinlich Weltbegebenheiten, die unsern Nachkommen aufgezeichnet zu werden verdienen! Dabei zeigt der Mann einen Haß gegen die armen Juden, daß man glauben möchte, das Jahr 1550 wäre

---

*) Meinen Sie die Bühnendichter?

D. Setzer.

**) Sprechen Sie von Herrn W. Häring? Ich dachte, dieser wäre schon eingepökelt und geräuchert.

Derselbe.

wieder zurückgekehrt. O Häring, wer hätte dir wohl auch Galle zugetraut!! — Der Andere tritt in eigen fabrizirten Bühnenstücken auf *), von welchen auch eins „Herr Heiter" heißt, ungeachtet alles dabei einschläft; aus dem Mann kann noch mit der Zeit etwas werden, er will den todten Buchstaben selbst beleben, wohlan, er versuche es! —

In der Königstadt wird viel Neues gegeben, aber sehr Mittelmäßiges; die bessern Mitglieder verlassen diese Bühne, schlechtere bleiben; in der letztern Zeit hat Gläser's Oper: „des Adlers Horst," etwas gezogen, welche von allem Schlechten, das der Mann geschrieben, noch das Beste ist. — Die neuen Lustspiele: „die Wittwe von 18 Jahren," von Herzenskron, nach dem Französischen von Theaulon, und „das Consilium" von Johanna von Weissenthurm, haben wenig Beifall gefunden; das erste jedoch noch mehr als das letzte, welches ganz verfehlt ist.

Auf der königlichen Bühne bleibt, außer dem Ballet „Blaubart," welches so Manchen schaulustig macht, noch immer J. Meyerbeer's Oper: „Robert der Teufel," die bedeutendste Erscheinung. Dieses Kunstwerk kam jüngst wieder zur Aufführung, nachdem es (weil Fräulein v. Schätzel die Bühne verlassen hatte) wegen Mangel an einer Sängerin für die Rolle der Alice, mehrere Monate hatte ruhen müssen diese Partie jetzt aber von Demoiselle Maschinka Schneider übernommen wurde. — Die überfüllten Häuser, die öftere Anwesenheit des Königs und des Hofes bei der Aufführung, die ehrenvollen Geschenke, durch welche der König dem Componisten seine Achtung bezeigte, und der Umstand, daß diese Oper bereits mehr als sechzig Mal in Paris aufgeführt wurde, sprechen schon für ihren bedeutenden Werth, abgesehen, daß jeder, der Sinn für eine Kunst hat, dieß Musikwerk für eins der großartigsten, wel-

---

*) Ich verstehe, Sie haben Herrn v. Holtei im Sinn.

D. Setzer.

che die neuere Zeit erzeugt, anerkennt. — Einige meinten, das plötzliche Umschlagen von der Heiligkeit zur diabolischen Lust wäre in dem Nonnentanze zu tadeln, man erwäge aber, daß die Abtei schon lange der Hölle verfallen war, und die Nonnen, hierdurch ebenfalls dem Bösen geweiht, auch nur eine dämonische Lust bezeigen können, wenn sie Robert habhaft werden. — Die Wirkung dieses Tanzes, so wie die der unterirdischen Sprachrohre ist eigenthümlich, ergreifend, überraschend und bringt eine ganz besondere Stimmung in uns hervor.

Die Musik ist originell, ergreift das Herz, und die sehr zahlreichen Melodien sind angenehm, besänftigend, erfreuend; doch wirkt die Kraft der Töne auch aufregend, wo sie die Gewalt der Leidenschaften ausdrückt; tief erschütternd, wo das diabolische Treiben durch die Musik dargestellt werden soll. Das Letztere tritt jedoch mehr in den Hintergrund, welches die bessere Richtung des genialen Componisten beurkundet. Bei solchen Vorzügen ist es leicht einzusehen, warum die Oper bei jedesmaliger Aufführung so viel Beifall findet.

A.....



Blümlein am Bache.

Blümlein stehn an Baches Rand,
Blümlein aller Farben
Pflückte sie des Mädchens Hand
Und die Blümlein starben.

Trauernd sah das Mädchen d'rauf
Die verwelkten Blüthen:
„Blümlein, blüht mir wieder auf,
Will euch sorglich hüten.“

Sprengte sie mit frischem Naß
Aus des Baches Helle,
Doch, die Kelche bleich und blaß,
Weckte nicht die Welle.

Will euch armen Blümelein
Doch ein Grab gewähren! —
Scharrte d'rauf die Blümlein ein
Unter tausend Zähren.

Freuden, die gestorben sind,
Bringt kein Lenz uns wieder,
Drum begrabet sie geschwind —
Kämpft den Harm danieder.

Hellas an Otto.

Von

Jac. Huber.

Stürme hinter sich und Riffe
Läuft im hellen Sonnenschein
Otto auf dem hohen Schiffe
In den sichern Hafen ein.
Um ihn rüst'ge Volksgenossen,
Stärker durch den Treu=Verband;
Von den Schiffen, klein und großen,
Wird begrüßt das Sehnsuchtsland.

Und vom Lande wiedertönen
Jubelruf und Friedensgruß,
Lauter noch von Hellas Söhnen
Als vom dumpfen Freudenschuß.
Doch der junge König stille
Auf des Schiffs Verdecke steht,
Dieses Augenblickes Fülle
Mächtig ihm die Brust durchweht.

Sieh! da schwebt, nur ihm gesehen,
Von dem Lande übers Meer,
Wie gehaucht von Windeswehen
Eine Luftgestalt daher.
Und ein hehres Frau'ngebilde
Steht sie plötzlich vor ihm dort
In den Zügen Ernst und Milde,
Und ihr Mund spricht dieses Wort:

„Hoher Fremdling! Vielwillkommen
Biet' ich, Hellas Schutzgeist, dir,
Wenn du nahst zu Nutz' und Frommen,
Dieses Landes edle Zier!
Selber überkam dich Ahnung,
Da du dich dem Land genaht.
D'rum verschmähe nicht die Mahnung,
Die in mir nun zu dir trat.

„Lauter Gruß, wie Brandungs rauschen,
Wohl ertönet um dich her,
Doch du wolle lieber lauschen
Leisem Rathe, inhaltsschwer.
Traun! wohl stehet ein Hellene
Seitwärts von des Volkes Reih'n,
In des lauten Jubels Töne
Mischt er nicht den seinen ein.

„Halt' ihn nicht als Feind deßwegen,
Weil er sich dir ferne hält,
Er ist Einer jener Degen,
Die der Freiheitskampf gestählt.
Wirst du treues Haupt dem Volke,
Seiner Freiheit Schützer seyn,
Scheucht er von der Stirn die Wolke,
Wird Genoss' sich an dich reih'n.

„Einem Volk von edlen Kriegern,
Ist es schön nicht, vorzusteh'n?
Groß nicht, zwischen solchen Siegern
Als Vermittler einzugeh'n?
Freiheit hat sich der Hellene
Kühn erkämpft mit eignem Speer, —
Daß des Kampfes Lohn ihn kröne,
Zu versöhnen kamst du her.

„König! — schwer von meinem Munde
Geht dieß ungewohnte Wort,
Dieses Volkes Sinn erkunde,
Faß' ins Aug' so Zeit als Ort.
Achte dieses Volks Geschichte,
Die es neu in sich verjüngt,
Dieses Landes jede Schichte
Ist mit edlem Blut gedüngt.

„Acht' den edlen Stolz des Freien,
Der sich fußt auf wack're That,
Nicht verschmäh', dein Ohr zu leihen
Weisen Volkesmänner Rath;
Nur den finstern Trotz zerbreche,
Der so Recht als Ordnung höhnt;
Der zertritt schuldlose Schwäche,
Und nur eitler Selbstsucht fröhnt.

„Doch im Volk, das dich erkoren,
Suche Stärke dir und Ruhm,
Auswärts suchend — geht verloren
Kraft und Vaterlandesthum.
Deinen Händen ward das hehre
Volkesbanner anvertraut,
Trag' es zu des Volkes Ehre,
Hellas Ruhm sey deine Braut.

„Dieses Volk hat dich erhoben,
Nicht zu ihm stiegst du herab,
Darum magst auch du geloben
Feste Treu' ihm bis zum Grab!
Was du ihm auch hingegeben,
Gab es mehr noch hin an dich:
Seiner Freiheit Kern und Leben
Hat's an dich begeben sich.

„König! — leicht von meinem Munde
Geht der ungewohnte Laut,
Nahmst du auf in Herzens Grunde,
Was ich mahnend dir vertraut!
Lass' mich diese Hoffnung nähren!
Sey du Hellas Himmelslicht!
Müss' ich nie mit Thränen kehren
Von dir weg mein Angesicht!" —

Sprach's, und ist dahin geschwunden.
Und der König steht verstummt;
Was er im Gemüth empfunden,
Ist in Schweigen tief vermummt.
Aber aus dem Aug' ihm strahlet
Der Begeist'rung hoher Muth,
Und auf seinen Wangen malet
Sich des Busens rege Gluth.

„Hellas, sey gegrüßt! gegrüßet
Sey mir Panhellenion!"
Ruft's und springt ans Land und küsset
Hellas Erd', ihr neuer Sohn. —
Unterm lauten Ruf der Freude
Zieht er hin zum Königsthron; —
Legt den Stein zum Glücksgebäude
Jener schönen Erdenzon'! —

Das Mädchen des Pallikaren.

„Laß das Seufzen, laß das Klagen!
Meine Stunde hat geschlagen,
Fort muß ich, — es ruft die Pflicht, —
Hin, wo dumpf Kanonen brausen,
Blitzend Türkenschwerdter sausen;
Doch vergess' ich deiner nicht!"

Also sprach der Pallikare,
Und mit Liebchens goldnem Haare
Trocknet er die Thräne ab.
Drauf mit herben Trennungsschmerzen
Reißt er sich von ihrem Herzen,
Ach! und sprengt in's Thal hinab.

Und sie sieht ihn mählig schwinden
In des Hohlwegs schatt'gen Gründen,
Und sie ruft im wilden Harm:
„Fahre wohl, du trauter Krieger!
Ach, vielleicht umfängt als Sieger
Nimmer dich mein treuer Arm!"

Weh! bei diesem Schreckgedanken
Starrt ihr Blut, die Kniee wanken,
Schwarz umnebelt sich ihr Sinn.
„Fahre wohl," stöhnt sie, „mein Krieger!
Küss' ich nimmer dich als Sieger,
O, dann fliehe, Leben, hin!"

Dieses düstre Ahnungsbangen
Hielt die Seele ihr umfangen,
Freude floh des Mädchens Herz;
Weinend seufzt sie manche Tage,
Traurig tönt der Zither Klage,
Schweigend blickt sie himmelwärts.

Gleich des Todes blassem Bilde
Schleicht sie klagend durch's Gefilde,
Nacht umlagert ihren Sinn:
„Fahre wohl, mein trauter Krieger!
Küss' ich nimmer dich als Sieger,
O, dann fliehe, Leben, hin!"

Und wenn klar aus dunkler Ferne
Lächelnd flimmern goldne Sterne,
Kehrt die Arme trüb nach Haus;
Seufzt mit schmelzend süßem Sange
Bei der Saiten Silberklange
In die dunkle Nacht hinaus:

„Fahre wohl, mein trauter Krieger!
Küss' ich nimmer dich als Sieger,
O, dann fliehe, Leben, hin!"
Bis des Traumes süß Gefieder
Hold sich senkt auf sie hernieder,
Sanft umflüstert ihren Sinn.

Und der Lenz war schon geschwunden,
Und der schönen Griechin Wunden
Wurden herber, tiefer nur.
Endlich fliehen auch die Schwalben,
Und der Bäume Locken falben,
Eisig starrt die nackte Flur.

Und bekränzt mit Ruhm und Siege
Kehrten aus dem Türkenkriege
Alle schier, nur Jannis nicht.
Da zerrauft sie sich die Haare,
Fragt: „Ist todt mein Pallikare?"
Und zerschlägt sich das Gesicht.

„Fahre wohl, mein trauter Krieger!
Nicht umarm' ich dich als Sieger,
Nun, so fliehe, Leben, hin!
Ohne ihn mag ich nicht leben,
Ha, der Tod soll ihn mir geben,
Nur der Tod bringt mir Gewinn!"

Also, mit zerrißnem Herzen,
Wimmernd vor Verzweiflungsschmerzen,
Sank sie in der Mutter Arm.
Doch der zarten Mutter Liebe
Zähmt gemach die wilden Triebe,
Lautlos wird des Mädchens Harm. —

Durch die schneebedeckten Thürme
Heulten noch des Winters Stürme,
Und durchsaus'ten Flur und Hain;
Endlich weckt der Sonne Glühen
Sanft die Lerche, Blumen blühen
In des Lenzes Strahlenschein.

Gleich des Todes blassem Bilde
Schleicht sie wieder durch's Gefilde,
Nacht umlagert ihren Sinn:
„Fahre wohl, mein trauter Krieger!
Nicht umarm' ich dich als Sieger!
Fliehe bald, o Leben, hin!"

Einstens an des Hügels Quelle,
Eingelullt von sanfter Welle,
Schlief die Treue seufzend ein.
Plötzlich hört aus einem Baume
Eine Stimme sie im Traume,
Golden strahlt der stille Hain:

„Auf, er lebte, dein trauter Krieger,
Bald umarmst du ihn als Sieger,
Doch dann flieht dein Leben hin.
Ohne ihn magst du nicht leben,
Auf, der Tod soll ihn dir geben,
Nur der Tod bringt dir Gewinn!"

Und sie greift zum Pilgerstabe:
Wallen will sie hin zum Grabe,
Wo des Heilands Leib geruht;
Da würd' ihr ein Engel künden,
Wo ihr Jannis wohl zu finden,
Dachte sie in frommer Gluth.

Golden von Moscheen-Spitzen
Sah sie schon den Halbmond blitzen,
Vor dem Blick lag Solima.
Und sie eilt auf Sehnsuchtsflügeln
Gen die Grabstadt mit den Hügeln,
Ruhe hofft ihr Herz allda.

Plötzlich hemmt sie ihre Schritte,
Horch, aus eines Gartens Mitte
Klingt ein griechisch Klaglied her:
„Denkst du, Liebchen, auch noch meiner?
Nie, ach, nie vergess' ich deiner,
Doch du siehst mich nimmermehr!"

„Und in meinem treuen Herzen
Toben wild des Todes Schmerzen,
Sterben aber kann ich nicht;
Möchte gern dich noch umfangen,
Heiß an Liebchens Munde hangen,
Eh' das kranke Herz mir bricht!"

Magisch wird sie hingezogen
Zu des Gartens Schattenbogen,
Der wie Eden ringsum blüht;
Und am Weg mit Grames-Zügen
Sieht sie einen Sklaven liegen,
Dieser sang das Klagelied.

„Sage mir," sprach sie gerühret,
„Was dich Armen hergeführet,
Denn du scheinst ein Grieche mir.
Wohl lebst du ein traurig Leben,
Möchte gern dir Lind'rung geben;
Bruder, sag', wie helf' ich dir?"

Und er spricht mit Freud' im Blicke:
„Kommst nach Hellas du zurücke,
Grüß' Evanthia von mir;
Sage, daß ihr Pallikare
Mit dem schönen, dunklen Haare
Seufzt als Türkensklave hier."

„Janni!“ rief sie voll Entzücken,
— „Du hier!“ — und mit Flammenblicken
Sinken sie sich an die Brust.
Brünstig hält er sie umfangen,
Mund an Mund sie glühend hangen,
Wild durchbebt von hoher Lust.

Also fand man sie umschlungen —
Ach! sie hatten ausgerungen, —
Abends starr und leblos da.
Selbst der Moslem fühlt' Erbarmen,
Als er sah die beiden Armen,
Weinte und begrub sie da.

„Schlafe wohl mit deinem Krieger!
Hast ihn nun umarmt als Sieger,
Und dein Leben floh dahin.
Mochtest ohne ihn nicht leben,
Ihn hat dir der Tod gegeben,
Nur der Tod bracht' dir Gewinn!“

J. M. Firmenich.



Das Bernsteinjüdchen,

oder:

der Todtenkopf als Tabakspfeife.

(Ein Phantasiegemälde.)

Von

M. G. Saphir.

Es läßt sich so viel denken, so Mannigfaches denken, theils gut Patriotisches, theils Censurwidriges, wenn man in Berlin von der großen Königsbrücke über die Schloßfreiheit und den Opernplatz nach den Linden bis zur Victoria auf dem Brandenburger Thore hinschlendert. Der große Kurfürst sieht schweigend in den kleinen Strom, der unter ihm fortrieselt, und in den großen Strom der Zeit, der um ihn fortrauscht. Was ist hier nicht alles schon an ihm vorübergegangen! Napoleon und Dlle. Sonntag, Friederich Schlegel und der Elephant Babo, der gelehrte Fido savant und dreizehn Bühnendichter; die Cholera und den neuen Judenentwurf von Streckfuß; (der das „befreite Jerusalem", welches er ins deutsche übersetzte, wieder gerne aus dem deutschen heraussehen möchte) — Börne und die revolutionirenden Schneidergesellen; die Bundestagsbeschlüsse und die Conzession des Königstädter Theaters; Spontini und Angely, der große Holtei und das kleine Bernsteinjüdchen.

Das Bernsteinjüdchen gehört zu den stereotypen Figuren der großen Lindenstadt, in welcher, wie in jeder großen Stadt, oft kleine Figuren eine große Rolle spielen.

Es wurde mir immer unheimlich, wenn ich dem kleinen Bernsteinjüdchen begegnete. Es war eine ächte Hoffmann'sche Gestalt. Klein und verwachsen, in dem Miniaturgesichte den compressen Ausdruck seiner Nationalität, mit kleinen, schwarzen stechenden Aeuglein und kurzschwarzem spröden Haarwuchse. Er handelte mit Pfeifenköpfen, Zopfbänder und Bleistiften, insonders aber mit langen türkischen Pfeifenröhren und Bernstein-Mundstücken, wovon ihm auch der Name „das Bernsteinjüdchen" beigelegt wurde, und den jeder Berliner kannte. Das Bernsteinjüdchen war überall. Speiste man bei Jagor, so guckte plötzlich zwischen aufgehängten Mänteln eine kleine Gestalt hervor, es war das Bernsteinjüdchen. Gieng man auf die Börse, so stand das Bernsteinjüdchen in den Vorhallen dieses Heiligthums. Kam man in die Vorzimmer der Großen, so hockte das Bernsteinjüdchen in irgend einem Winkel. Gieng man in den Thiergarten, so schneckte sich das Bernsteinjüdchen vor einem fort.

Oft wenn ich unter den Linden auf und ab wandelte, im Abend-Dämmerlichte und die Abendstrahlen wie ein silberner Staubbach durch die grünen Blätter auf mich herabschlugen, und die Zweige kosend zusammenflüsterten, und Ast mit Ast sich liebend zu berathen, und der Blüthenduft von Baum zu Baum heimliche Botschaft zu tragen schien; wenn der gold'ne Abendschein durch das offne Thor herumfluthete, und sein Musivgold um den Stamm der Bäume ringelte, gleich goldnen Ringelschlangen; wenn die verlängerten Schatten wie hingelagerte Geister mich ansahen, und die frische Kühle als Vorläuferin der lieblichen Sommernacht mit Jugendfingern die Wangen mir bestrich, wenn sich mein ganzes Wesen neubelebt auflockerte, und elastisch fröhlich herausquoll in die duftige Frische, da trat das Bernsteinjüdchen mir in den Weg mit seiner unheimlichen Per-

son und steckte mir einen Bund Pfeifen entgegen und sprach in seinem heiserschrillenden Tone mit orientalischem Singaccente: „Kaaft der Herr mer meine Pfeifen ab!“ und auf den Bernsteinrohren spielte der Abendstrahl in gelblichen Farben und spiegelte sich in hellern und dunklern Tinten in dieser Masse ab, und die Pfeifenköpfe waren absonderlich geformt und geschnitten, und geschnitzelt aus Holz und Thon und Meerschaum, als Thiere und Vögel mit Greifenklauen, als Geyerschnäbel als Sphinxe, als allerlei Bizarrerien und Unholde. Insonders aber war es ein Meerschaumkopf in der Gestalt eines Todtenkopfes, an dem der Deckel den Schädel bildete, der unter dieser grotesken Pfeifensammlung vor allen Andern hervorstach, und ordentlich mit den leeren Augenhöhlen mich gleichsam zum Kaufe einzuladen schien. Unwillig darüber in meinen Träumereien so unterbrochen zu seyn, gab ich dem Bernsteinjüdchen eine harte Antwort und gieng von dannen. Das Bernsteinjüdchen aber trippelte ganz unbefangen mir zur Seite, und sein kleiner Schatten lief vor ihm her, als ob er sich selbst vor ihm fürchtete, und das Bernsteinjüdchen näselte immer: „Herr Doktor, kaafen sie mer doch was ab!“ und immer war es gerade wieder der Todtenkopf der hervorstach und mich angrinzte.

Nun ist es immer so in dem menschlichen Leben, wenn man gerade sein Herz aufgethan hat dem Einzuge einer geistigen Gottheit, und die fünf Sinne am Eingange freudig und offen dastehen, um diese Gottheit willkommen zu heißen, und die Brust sich regsamer erhoben hat um die einnehmende Empfindung höher zu überwölben und ihr größern Raum zu geben, und in eben demselben Augenblicke reißt das gewöhnliche Leben mit dem knöchernen Finger der Alltäglichkeit an uns, da ist man unwirsch, das ob dem nüchternen Geräusch und Lärmen, ob des ganz nutzlosen Unterbrechens, die einziehenden Gäste entfliehen könnten, und man ist gerade dann, wenn man im Herzen am weichsten gestimmt ist, von außen am härtesten, wie der Demant am härtesten ist, wenn er ganz mit edlem Wasser gefüllt ist.

So drückte ich mich denn in diesem Augenblicke, wo ich meiner Phantasie ein großes Soupé an dem Freitische gab, und so bleiern unterbrochen wurde, härter als gewöhnlich aus. Ich schob das Bernsteinjüdchen unsanft von mir weg und sagte: „Packe dich du —!" „J!" sagte dieser, und seine Aeuglein glimmerten wie Johanniskäferchen, und er schüttelte seine kleine Figur zusammen, „i, was haben se mich zu stoßen! den Todtenkopf werden sie doch noch kaafen von mir." Hier lachte er ganz unheimlich, wiegte das Köpfchen hin und her und steckte mir den Todtenkopf noch einmal nahe hin, und wackelte die Linden hinab.

Mich hatte dieses Intermezzo um alle Abendlust gebracht, ich war verstimmt geworden, theils über die Sache selbst, mehr aber noch über mich und meiner Heftigkeit.

In Fausts Wintergarten wußte ich einige Bekannte versammelt, ich gieng dahin. Allein es war indessen etwas spät geworden, der größte Theil der Gäste hatte sich bereits verloren. Nur an einem kleinen Tische saßen hie und da hinter Blumengehecken und Lauben kosende Pärchen oder ermüdete Referendare. Ich setzte mich an ein kleines Tischchen vor einer kleinen Pyramide, die mit Blumen und allerlei ausländischen Knorpel- und Wurzelgewächsen, die schlangenartig in einanderkrochen, besetzt war. Ich trank eine Tasse Caffee und sog den Duft der tausend und tausend Blüthen in mich hinein und mein Mißmuth schwand. Ich glaube, es giebt gegen die Trauer zwei magnetische Mittel, der Anblick von Kindern und von Blumen. Der Schmerz wird gelinder, der Kummer wird zur Wehmuth im Umgange mit Kindern und Blumen. Wer mit Blumen nicht ordentlich sprechen und scherzen, und mit ihnen kosen kann wie mit lieblichen Kindern, wer mit Kindern nicht gut und sanft umgeht wie mit lieblichen Blumen, der mag wohl einer großen That, aber keiner edlen Handlung fähig seyn. Blumen und Kinder sind das Peru und Chili unseres Lebens, die Demantgruben unseres Gemüthes; aber wir müssen, wie in den wirklichen Demantgruben, mit nackter, bloßer Menschlichkeit diese Juwelen zu finden wissen.

Als ich aufstand und bezahlen wollte, raschelte es in den Blättern der Pyramyde mir zur Seite, ich sah mich um, am Fußgestelle derselben saß zwischen den fremdartigen Gewächsen das Bernsteinjüdchen, und sein Kopf sah zwischen den Krüppelpflanzen und krummen Kaktusformen hervor, und seine kleinen Aeuglein wetterleuchteten mich an, und er schrillte wie vor einer Stunde: „J, kaafen sie doch den schönen Todtenkopf!" und dabei hielt er mir die Pfeife wieder hin. Ich warf meinen Stuhl bei Seite, und verließ eilend das fatale Gewächshaus.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Klage.

Die Blümchen wohnen schwesterlich
Im weiten Blumenstaat,
Kein Einziges lebt allein für sich,
Eins gern das andre hat.

Die Sternen dort am Himmelszelt
In ihrem Festgewand,
Hat zueinander weis' gesellt
Des Schöpfers Meisterhand.

Seht jeglichs kleine Bienchen an,
Des Fleißes ehrlich Kind,
Sie alle kämpfen Mann für Mann,
Wenn sie unglücklich sind.

Kein Wurm im tiefen Erdenreich,
Kein Vögelchen im Hain,
Kein Fisch im breiten Silberteich
Lebt so wie ich allein.

Das Grab deckt den, der mich erzeugt,
Mir Erdengüter gab,
Die Mutterbrust, die mich gesäugt,
Sank auch in Staub hinab.

Natur hat mir, auf mich erboßt,
Was Gute glücklich macht,
Ach! Schwesterliebe, Brudertrost
Stiefmütterlich versagt.

Drum ist die Welt für mich so leer,
So leer für mich allein,
Ich kann auf Erden nimmermehr
Als Waise glücklich seyn.

Das Morgenroth erfreut mich nicht,
Der Nachtigallen Klang,
Der herzlich zu dem Herzen spricht
Tönt mir wie Grabgesang.

O Muse! sey du immerdar
Mein erster, letzter Freund,
Bis das an deinem Weihaltar
Ich mich ins Grab geweint.

Manfreds Reisebriefe,

eine Novelle

von

Julius Max Schottky.

Manfred an Hugo.

Schloß Zinkow, bei Nepomuk in Böhmen.

Noch klangen in unserer Rückerinnerung die Harmonien böhmischer und deutscher Gesänge nach, die so eben den traulich vereinten Kreis erheitert hatten; als wir vor das Schloßgebäude in die herrlichste Nacht hinaus an die Ufer des See's traten, der so glänzend wie hell geschliffener Stahl zwischen die Berge hineingegossen zu seyn schien. Mit seinem vollsten Lichte überströmte der Mond diesen Spiegel, worin die scharf und sicher gezeichneten Umrisse seiner Begrenzung wiederstrahlten, d. h. jene beiden, gleich mächtigen Delphinen neben einander gelagerte Bergrücken, die in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo leichter Nebelduft dem Gewässer scheinbar mehr Ausdehnung gab, den Eingang eines Seehafens zu bilden schienen; nicht minder manche Felsenabhänge, hochragende Waldungen, Alleen und Baumgruppen, nebst der schlank und dennoch fest und sicher erbauten Kirche. Wir fragten uns, ob wir nicht eher am Lago di

Garda als in einem der zahlreichen Kesselthäler Böhmens stünden? Dieser zaubervolle Glanz, dieser magische Duft, dessen Nimbus sich weit umher verbreitete, schien sich nicht auf die Fluth, sondern auf Silber herabgesenkt zu haben; doch kräuselte der sanfteste Zephyr bisweilen das Abbild der beinah' gefüllten Mondscheibe, die ruhig in dem Aether fortschwamm, allein von glänzenden Sternbildern umgeben, die keine Wolke verhüllte oder auch nur leicht zu verdecken schien, sondern die selbst hie und da durch das Laubdach jener Lindengänge hindurchschimmerten, unter denen wir langsam dahin wandelten oder stehend verweilten, um geistig in dem Anschauen dieses Schauspiels zu schwelgen, vor dem selbst die Kraft eines Claude Lorrain verzagend zurücktritt, und das sich wohl empfinden, aber nicht schildern läßt.

Ach warum war dies Wasser kein Lethe, dessen Wellen jeden Schmerz in das Meer der Vergessenheit tragen, der jeden Seufzer zu verhauchen weiß, außer jenen des befriedigten Herzens! Warum stieß kein Nachen an den Strand, um den müden Pilger aus dem Reiche halber Gefühllosigkeit und entwickelter Selbstsucht hinüber zu tragen in jenen Hain, wo rettend die Hand geboten wird, und das klarste Auge auch das reinste Herz ahnen und finden läßt!

Alles schlief bereits, nur Träume schienen um jedes Haus zu flattern und aus den hohen Linden an der Kirchhofmauer zog ein leiser Hauch zu uns herab, der ebenfalls von kurzer Ruhe zu lispeln schien und von langem, sonnenhellen Wirken nach diesem Halbwachen eines bewegten, stürmischen Lebens! Wir sagten uns Lebewohl, um jene Flatterruhe zu finden! — —

Ueberlese ich heut noch einmal, was ich gestern um Mitternacht schrieb, so finde ich wohl, lieber Hugo, daß mein Brief zu sentimal beginnt und Du wirst mich für einen Schwärmer halten. Ich wollte Dir ja zunächst nur von meiner Freude schreiben, Dich bald wieder auf deutschem Boden zu umarmen;

diese Befriedigung steht mir also nah' bevor? Du versprichst binnen zwei Monaten in München zu seyn, bist bereits aus Rom abgereist und in Modena eingetroffen? Nun wohl! und auch ich kündige Dir eine Freude an: Du wirst in Bayerns kunstsinniger Residenz, die mit Dresden und Florenz den Wettstreit begonnen hat, den geheimen Rath Ludolf, seinen Sohn und seine Tochter Lucie finden, dies seltene Kleeblatt, das meinem Herzen theuer, ach nur allzutheuer geworden ist! Doch, von solchen Gefühlen laß' mich jetzt schweigen; sie sind zu feurig für das kalte Papier und mündlich bespricht sich dies besser. Ich habe mich dem ewig heiteren Sedlaczek, der die Fabel vom böhmischen Ernst am besten Lügen straft, nicht ohne Kriegslist entzogen, um meine Erfahrungen des heutigen Tages Deinem Blick vorüber zu führen. Freilich sind sie weniger reichhaltig, als sie die Freistätte des Brutus und der Geburtsort Tassoni's, als sie Modena Dir geboten haben mag, aber wenigstens haben sie mich wohlthuend berührt und mir zum Nachdenken Stoff gegeben.

Man feyerte in dem nahen Städtchen Nepomuk den Festtag des hier geborenen heiligen Johannes, der dem Volke als Prototyp männlicher Standhaftigkeit, als Märtyrer für das unverletzbare Siegel des Beichtgeheimnisses gilt; von dem die Sage, ich will nicht sagen die Geschichte, erzählt: daß er, die reuevollen Mittheilungen einer bayerischen Prinzessin ihrem Gatten, König Wenzel dem IV., muthig verschweigend, dafür den Tod in den Wellen der Moldau fand. Sey dem, wie ihm wolle, möge diese Angabe auch nur unerweisliche Tradition seyn, — sie hat schon Hunderttausende beglückt, warum sollte man sie nicht gelten lassen?

Wir waren förmlich und feyerlich zu dem Fest eingeladen worden, zu welchem weit und breit, selbst bis aus Pilsen, Alles herbeiströmte. Das Hochaltar, wo, rührend genug, vor einem halben Jahrtausend, die Wiege des Heiligen stand, war nicht umlagert, wohl aber so umkniet, daß ich in einiger Entfernung

bleiben mußte, jedoch immer nahe genug stand, um Alles genau beobachten zu können. Erst vor wenigen Wochen hatte ich zu Herrenhuth dem Gottesdienste beigewohnt, in jenem großen, glänzend weißen Saale ohne Bilder, ohne Musik, ohne Altar, „an dessen nackten Wänden die Stimme der Vernunft so viel Raum hat zu verhallen," wo in den Abendstunden statt der Predigt, ein Missionsbericht vom Cap der guten Hoffnung vorgetragen wurde. Auch damals fühlte sich mein innerer Sinn angesprochen; aber es war mehr das Interesse am Neuen, Ungewohnten und nicht das Ergriffenseyn von überirrdischen, das Herz erwärmenden Gefühlen. Alles saß ruhig, ja ziemlich kalt und gleichgültig auf den Bänken, während hier Hunderte inbrünstig betend, auf den Knien lagen, sich kreuzigten und Thränen über die Runzeln der braunen Wangen flossen. Tomaschek's geist- und gedankenreiche Messe in Es wurde trefflich ausgeführt, und machte einen ganz andern Eindruck, als ein Requiem auf dem Berliner Theater; die Sopranparthie ward mit einer Meisterschaft vorgetragen, welche zum Herzen dringen mußte. Das Volk schien in Andacht wie aufgelöst und von bloßem Hinbrüten, von geistiger Stumpfheit war keine Spur zu entdecken. Manche Gedanken durchkreuzten mein Inneres! Was die Religion, jener heilige Schutzgeist der Menschheit, diesen Leuten gilt, ist nicht mit einem Wort zu beantworten. Auf keinen Fall ist sie ihnen so selbstbewust, wie es Schleiermacher in den Reden über Religion entwickelt; nicht der Akt der unwillkührlichen Vereinigung des Endlichen als Endlichen mit dem Ewigen, nicht die Seligkeit auf Erden, das Seyn im Ewigen ohne Freiheit und Bewußtseyn, nicht das heimliche Heiligthum, wo sich Welt und Ewigkeit berühren. Aber wenigstens entdeckt man einen Zustand der Beharrlichkeit, etwas Abgeschlossenes, etwas die Leute Befriedigendes, was in unserer Zeit der Oberflächlichkeit und der Zerrissenheit doch immer anzuerkennen bleibt. Leider ist ja, wie Tieck so wahr bemerkt, in Deutschland immer etwas an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig Theilnehmen und sich verblenden, und

dieselbe Nation, die für Viel= und Allseitigkeit schwärmt, kann stets vor irgend einer neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Wenigstens wissen diese Leute Gott sey Dank nichts von dem neumodischen Puritanismus und Supernaturalismus, nichts von religiöser Empfindelei und Gefühlsschwelgerei, von Conventikeln und Traktatengesellschaften, nichts von Mysticismus, Pietismus und Separatismus, von Münzerianismen oder Schwenkfeldianismen, nichts von Rationalismus oder Deismus, von Intoleranz oder Ketzermacherei, nichts von Jakob Böhme, Swedenborg, Spee, Spener, Hengstenberg oder den Lämmleinbrüdern. Sie haben die Seherin von Prevorst und die evangelische Kirchenzeitung nicht gelesen und sich den Kopf nicht durch Somnambulismus schwindelnd gemacht. — Man lasse den Leuten ihren Frieden, und suche ihre Stütze nicht zu zerbrechen! Jeder Glaube ist für den Gläubigen Wahrheit; das Unbegreifliche läßt sich nicht demonstriren oder begreiflich machen, und bedeutungsvoll sagte schon der heilige Augustin: eben deßwegen glaube ich es, weil es kindisch und unmöglich ist! Spottet nicht, sondern bessert! und gewöhnt das Volk zu Fleiß und Arbeitsamkeit, denn dies sind kräftige Verwahrungsmittel gegen das Ueberhandnehmen der Seelenkrankheiten, gegen jene wollüstigen Ausschweifungen der Seele, welche sich strafbarer als physische Wollüste erzeigen, da sie den Menschen im wesentlichsten Theile seines Daseyns entnerven.

Doch, lassen wir dies! Man muß ein Magister Panglos seyn, um Alles vollkommen zu finden; oder man müßte, mit Fürst Astolph, in die Unterwelt hinabsteigen können, um den verlornen Menschenverstand heraufzuholen, sollte der politische und mystische Wirrwarr unserer Tage gelichtet werden!

Vergessen darf ich nicht, Dir zu sagen, daß ich in der trefflichen Sopransängerin jenes „brilliantirte Vergißmeinnicht-Auge" entdeckte, welches unsern Freund Adalbert durch sein „Gedenke mein!" bald zum rasenden Roland gemacht hätte.

Noch höre ich den klangvollen Tenor, in welchem er uns so oft sang:

„Gedenke mein!“ ha, welche Zauber tönen
Aus diesem Wort in reicher Harmonie!
Doch wär' es nichts, als nur ein leises Höhnen,
Ein Gauckelspiel erregter Phantasie:
Dann hast Du zwar ein hohes Wort gesprochen,
Doch auch ein Herz, ein fühlendes, gebrochen!

Glücklicherweise starb der Gute nicht am gebrochenen Herzen; aber wär' es auch geschehen, — ich weiß nicht, ob es der holden Fanniska eine schlaflose Nacht gemacht hätte. In Pilsen wird dies zu erfragen seyn!

Manfred an Hugo.

Auf einem Gute bei Mies in Böhmen.

Ich gehe, verzeihe dies Gleichniß, wie die Aufklärung vorwärts, das heißt in der Schraubenlinie! Wer nichts zu versäumen, wohl aber einige Freunde zu besuchen hat, macht keinen Umweg. Ich weiß es doch, daß ich der bayrischen Grenze näher rücke, und diesmal jene Hölle (so hieß der Contumazort bei Waldmünchen) nicht zu scheuen habe, durch welche keine Beatrice den Führer macht, denn das schwarze Gespenst — die Cholera ist verschwunden.

Du weißt es aus meinen letzten Briefen, daß Geschäfte mich von Wien nach Prag gerufen hatten; aber über diesen großartigsten aller verwaiseten Königssitze konnte ich Dir noch

nicht schreiben und ich will es mit wenigen Worten nachholen. Nicht jedermann ist so unwissend, als Irlands hoher Adel, der, wie Fürst Pückler erzählt, nicht weiß, daß es Oerter wie Carlsbad und Prag in der Welt giebt, der niemals von einem Lande Böhmen reden hörte und alles, außer Großbrittanien und Paris, für böhmische Dörfer hält. Shakespeare würde heut zu Tage seinen Antigonus im Wintermärchen, nicht mehr an Böhmens wüstem Meeresstrande landen lassen, und jedem etwas weiter Gereisten ist es bekannt, daß neben Neapel, Constantinopel, Genua, Stockholm, Salzburg und Rouen — Böhmens Hauptstadt zu den imposantesten Städten gerechnet wird. Man hat Prag mit Jerusalem, Rom, Lyon, Cöln, Florenz und andern Hauptorten mehr verglichen, aber fürwahr hinkend genug. Freilich haben sowohl Prag als Jerusalem einen Berg Sion; Rom und Prag, beide sind auf sieben Hügeln gebaut. Wie der Laurentiusberg in Prag, so etwa der Janiculus in Rom; Trastevere ist der Prager Augezd; die Lage des Schlosses und der Domkirche erinnern an den Vatikan und St. Peter. Wer von der Kleinseite nach der Altstadt geht, und auf der Brücke den Blick zur Rechten schweifen läßt, soll einigermaßen an Constantinopel erinnert werden; Aeneas Sylvius, der später als Pius der II. den päbstlichen Stuhl bestieg, und der Engländer Brown verglichen Prag mit Florenz. Doch wozu all' diese Aufzählungen! Begleite mich dafür lieber auf den delphinartig dicht an der Stadt gelagerten Laurentiusberg; theile einen Genuß mit mir, der mir in Gesellschaft der geistvollen Schriftsteller und Künstler Ebert, Marsano, Tomaschek, Führich, Gordigiani, Krumbholz, Palacky, Czelakowsky, Hanka, Bayer, Zippe, Moritz, Dräxler, Müller, Gerle, Rittersberg, Sommer, Swoboda, Hanslik und Hölzel um so unvergeßlicher werden mußte, als wir hier zu einem Festmahle vereinigt waren, dessen sprudelnder Geist sich nicht allein in seinem Champagner befand.

Still ruht, hat man diese Anhöhe erstiegen, still ruht die Stadt zu den Füßen des Wanderers, und unterbricht gewöhnlich nur durch ihre Mühlen, ihre Flußwehre, durch das dumpfe

Wagengerassel und die Schüsse von der Schützeninsel das feyerliche Schweigen. Sie würde wie ausgestorben scheinen, sähe man nicht, ohne gerade Einzelnheiten scharf zu unterscheiden, das Hin- und Herwogen der Menschen auf der Brücke, oder bisweilen Schiffe und Kähne den sonst glatten Spiegel der Moldau durchkreuzen; und durchschwirrte nicht sehr oft der Ton von unzähligen Glocken die Luft, was den Sinn dem beschränkten Irrdischen entrücken will, zumal das Schwatzen froher und freier Vögel, deren Lieder kein Censor verstümmeln darf, dies Tongewirre belebt und erfrischt.

Zwar fühlt man hier einem viel bewegten Leben sich nicht allzufern; denn es schaut aus tausend Häusern und von hundert Thürmen empor; aber es beirrt uns nicht mit seinem bunten, oft unerfreulichen Treiben und Drängen, sondern ist nur wie im großen Zauberspiegel hingezeichnet. Deshalb wird dieser Berg auch, besonders während der Nachmittag- und Abendstunden bald von einzelnen Wanderern, von Studirenden und Malern besucht, bald von Liebenden, die der Welt nicht zu bedürfen scheinen, weil sie gegenseitig sich Erde und Himmel sind. Auch heitere Kindergruppen treten hie und da aus dem lebendigen Grün hervor, sich der kleinen Musikgesellschaft des hiesigen Lusthauses, Hasenburg genannt, nähernd, welche von Obstgehägen, Weingärten und Getreidefeldern umgeben ist! — So einfach ist das Vergnügen hier an den gewöhnlichen Wochentagen; doch jedes Fest führt dieser Höhe zahlreichere Besucher, zugleich aber auch mehr städtische Bestandtheile zu, die gerade an diesem Orte eher stören als unterhalten. Zum Glück läßt sich ihnen entfliehen, und nicht jede Flucht bringt solchen Gewinn. — Wer sollte wohl durch das Landschaftsgemälde ungerührt bleiben, das sich dem erstaunten Auge dann zeigt, wenn man hinter dem erwähnten Lusthause bis dicht an die Stadtmauer Kaiser Karls des IV. hinaufsteigt, und an ihr so weit zur Linken durch Buchenwaldung hingeht, bis das königliche Schloß in seinem ganzen Umfange wahrzunehmen ist?

— — Das weit ergoß'ne Land,

Es liegt da ausgebreitet im bunten Farbenscheine,
Hier feurig gelbe Felder, dort leuchtend grüne Haine,
Hier rothbeblümte Wiesen, vom hellen Bach durchblitzt,
Dort finst're Waldgebirge, und Felsen drauf gestützt.

Das Alles schlingt sich einend zum wunderschönsten Kranz,
Und drüber wölbt und schmiegt sich des Himmels blauer Glanz
Mit seinem gold'nen Auge, und mittendurch sich zieht
Der duft'ge Hauch der Lüfte, der Vögel Jubellied. *)

Hier läßt sich wirklich mehr fühlen als schildern; denn was soll man von den herrlichen Laubwaldungen sagen, die nah und fern, durch den warmen Regen erfrischt, so saftreich und markvoll emporschauen und bald von Weinbergen, bald von Saatgefilden oder Wiesen begrenzt sind? Das helle Sonnenlicht bricht sich schimmernd in den Wellen der Moldau und an dem Mastenwalde der Thürme; es wird durch die scharfen Thaleinschnitte des Hintergrundes unterbrochen, und von dunkleren Schlagschatten angenehm begrenzt, die mancher mehr oder minder steile Felsenabhang bildet. In eine solche an und für sich schon reiche Natur hat sich Prag mit riesigen, aber edel geformten Gliedern hinein gelagert, und scheint von ihr bald geschmückt zu werden, bald ihr selbst neuen Schmuck zu verleihen.

Gern ruht das Auge auf den nahen Anhöhen dicht hinter der Stadt, auf dem Zizkaberge, den Umgebungen des Schlosses Lieben, dem steilen Moldauufer, auf dem Prater der Stadt, d. h. dem romantischen Baumgarten, den Butscheck'schen Anlagen, auf Troja's weitragenden Gebäuden, und den tiefen Felseneinschnitten der wilden, dann gemäßigten und lieblichen Scharka, der sogenannten böhmischen Schweiz, vom weißen Berge theilweise beherrscht. Doch die Phantasie fast noch mehr anregend sind die schönen Bergformen des Horizonts, welcher nur auf

*) Aus Ebert's Epos Wlasta.

der West- und Südwestseite einigermaßen beschränkt ist, obgleich nicht in dem Maße, daß es den Astronomen in seinen Beobachtungen hindern könnte. Sind die untern Luftschichten so durchsichtig, wie es damals der Fall war, so fliegt der Blick immer wieder nach Nordosten hin, denn dort

Dort in der fernsten Weit', wie Duft, erkennbar kaum,
Da liegt's, gleich grauen Wolken, geballt am Himmelssaum,
Das sind die Riesenberge, die schneebedeckten Höh'n,
Die, Böheims treue Wächter, an seinen Marken steh'n.

Kein von dieser Höhe gesehenes Gebäude lenkt indeß den Blick so sehr auf sich, als zur Linken das königliche, vier und fünf Stock hohe Schloß, mit mehr als 800 größeren und kleineren Gemächern und vier großen Sälen, das stolz herabthront, obwohl es auf dieser, der Stadt zugekehrten Seite weit weniger Alterthümliches behalten hat, als rückwärts am tiefen, mit Laubholz bedeckten Hirschgraben. Seine hohe Lage giebt ihm vor vielen deutschen Residenzschlössern den Vorzug; es gewährt einen herrlichen Anblick, da sich besonders der Thurm des gothischen Veitsdomes so aus seiner Mitte zu erheben scheint, als stünde er in einem Hofraume der Königsburg selbst.

Um dies majestätische Schloß bewohnt zu machen, gehört entweder, wie man es erlebt hat, der Ausbruch der Cholera oder einer Julius-Revolution dazu! Karl der X. residirt gegenwärtig in einem seiner Flügel, Karl der X.! Welche sonderbare Verkettung der Ereignisse! Es ist gerade ein halbes Jahrtausend verflossen, als ebenfalls ein aus Paris kommender Karl, später unter den deutschen Kaisern als der vierte Karl bezeichnet, im Jahre 1333 diesen Bau begann; damals noch ein Jüngling, am glänzenden Hofe Karls des Schönen, seines Oheims, erzogen und mit einer französischen Prinzessin vermählt. Ein durch sechs Jahre genossenes Gastrecht, wird also jetzt nach fünfhundert Jahren wieder bezahlt; und Karl der X. blickt aus denselben Fenstern nieder, wo im Jahre 1618 die böhmischen

Statthalter und mit ihnen die Friedenstage zugleich herabgestürzt wurden, um als Beginn und erste Gewaltthat des dreißigjährigen Krieges zu gelten. Karl sucht in demselben Schlosse Schutz gegen französische Unterthanen, das König Wladislaw noch mehr befestigen ließ, um vor dem drohenden Aufruhre böhmischer Bürger gesichert zu seyn, und er bewohnt einen Theil jener Gemächer, wo Kaiser Rudolph II. seine schon damals auf vierzehn Millionen geschätzte Kunstkammer aufgestellt hatte, in deren Raub sich Schweden, Franzosen und Deutsche theilten.

Du fragst mich, wie Karl der X. in Prag lebe? Ich antworte, wie ein stumpfer, hinfälliger, mit einem Wort ein 76jähriger Greis leben kann, der von des Schicksals Schlägen tiefgebeugt ist, und ein herrliches Reich verlor, träumend von höheren Vokationen und jedem Alten aus dem alleinigen Grunde huldigend, weil es alt war. Erinnerst Du Dich nicht an jenen Brief, der vor einiger Zeit in der Gazette de France über des gekrönten Flüchtlings Verweilen zu Prag erschien, so will ich Dir einige Stellen daraus wiederholen. Graf von Montbel, ebenfalls aus der Heimath verbannt, früher Minister Karl's des X., Mitunterzeichner der Juli-Ordonanzen, und durch merkwürdige Fügung des Geschicks Verfasser einer Biographie des Herzogs von Reichstadt, die endlich einmal kein historischer Roman ist, — dieser Märtyrer der Legitimität schrieb unterm 27. Januar 1833: „Es ist falsch, daß die königliche Familie in dem Schlosse des Hradschin schlecht wohnt, daß sie sich über ihren Aufenthalt in Prag beklagt und, bei ihrer Unbekanntschaft mit der Sprache des Landes, in der traurigsten Abgeschlossenheit lebt. Abgesehen davon, daß unsere Fürsten das Deutsche verstehen und sprechen, drückt sich die vornehme Gesellschaft in Prag im Französischen eben so leicht und elegant aus, wie es nur in den Pariser Salons geschehen kann. Seitdem der König von seinem Gichtanfall wieder hergestellt ist, empfängt er täglich Personen von Stande. Ich könnte Ihnen Mitglieder der Familien Schwarzenberg, Lobkowiz, Windischgräz, Fürstenberg u. a. m. nennen. Das Schloß auf dem Hradschin

ist ungeheuer groß und fast für sich selbst eine Stadt; die Wohnungen des Königs und seiner Familie sind geräumig, und zwar ohne Aufwand, aber doch anständig meublirt. Unter Joseph dem II. in eine Kaserne verwandelt, erlitt das Schloß damals den unersetzlichen Verlust seines reichen Ameublements und vieler historisch wichtigen Gegenstände. Der jetzt regierende Kaiser gab diesen Königssitz seiner früheren Bestimmung zurück und ließ ihn wieder meubliren. Von den Zimmern des Königs aus genießt man eine der herrlichsten Aussichten auf Hügel, die mit einer reichen und kräftigen Vegetation bedeckt sind, auf das malerische Bassin und das breite Bett der Moldau, auf die prächtige Brücke mit sechszehn Bogen, auf diese ganze alte Hauptstadt mit ihren vielen Kuppeln, Thürmen, Palästen und allen den kostbaren Ueberresten einer glänzenden Zeit. Es ist mir unmöglich, wiederzugeben was ich fühlte, als ich vor einigen Monaten im Gefolge der Dauphine in diese berühmte Stadt einfuhr, um Karl den X. in einer andern Wohnung, als der seiner Ahnen zu sehen. An einem Tage, der düster war, wie unser Inneres, fuhren wir schnell durch die langen, mit alten schönen Gebäuden besetzten Straßen; am Ufer der Moldau angekommen, nahm ich an dem majestätischen Thurme, welcher vor der Brücke steht, unter gothischen Zierrathen ein mit Lilien bedecktes Wappen wahr. In Böhmen hat also der Zahn der Zeit das schöne Emblem so vieler ruhmvollen Jahrhunderte unserer Geschichte verschont, während sich in unserem Vaterlande einige Pygmäen bemühen, von unseren Denkmälern ein Zeichen zu tilgen, das sie doch niemals weder aus der Erinnerung Frankreichs, noch aus den Annalen Europas verwischen werden. Der Kaiser hat der königlichen Familie eine Gastfreundschaft zu Theil werden lassen, welche ihrer, seiner und Frankreichs würdig ist; er behandelt Karl den X. als Bruder und König; eine starke Ehrenwache versieht den Dienst im Schlosse, wie wenn der Kaiser dasselbe bewohnte; um der Garnison Erleichterung zu gewähren, hat Karl der X. selbst verlangt, daß die Zahl derselben vermindert werde."

Ich muß gestehen, lieber Hugo, daß mich dieser Gegen-

stand allzusehr gefangen nimmt, als daß ich meiner Ansichten leicht Herr werden, und sie unterdrücken könnte. So viel scheint mir gewiß zu seyn, daß Karl der X. während seines langen Lebens stets einen ausharrenden Willen zeigte; er ließ sich durch keinen noch so lauten Ruf der Masse von dem Wege abbringen, den er für den besten hielt; er knüpfte an seine zurückschreitende Politik thätige und mächtige Interessen, die Ueberreste der Aristokratie, den Klerus mit all' seinen Hülfstruppen, einen durch Verschwendung und Mißbräuche angewachsenen Hofstaat, Beamte durch langen Gehorsam geschmeidig, eine durch Privilegien verführte Garde und endlich, was selten genug ist, konnte er mehrfach auf wahre Ergebenheit seiner Partei rechnen: alles dies umringte seinen Hof und gab seinen Täuschungen einen Anschein von Leben. Er fand einige Jahre hindurch gelehrige Kammern, wurde durch Europas Großmächte unterstützt, er hatte sich durch glückliche Unternehmungen gestärkt, — und dennoch sah er sich durch die Bewegung der Demokratie fortgerissen. Wenn man, trotz all' dieser Erfahrungen, in Frankreich das, vor den Julitagen herrschende System fast wieder einführen sieht, wenn man die Reihe von Absetzungen, den erneuerten Censurkampf, den Gang der Staatsprozesse, insbesondere den des Pistolenschusses, wenn man die feindliche Stellung der Kammern zu den Staatsbehörden und manches Aehnliche erwägt: so drängt sich jedem Unbefangenen wohl unwillkührlich der Gedanke auf, daß auch die neue Regierung bis jetzt keine Regierung seyn könne, und es dieser Dynastie bis jetzt an einer Basis und an der Kraft fehlen müsse, ihre Herrschaft dauernd zu befestigen! Das juste milieu des Ministeriums scheint in Frankreich eben so wenig zum Heile zu führen, als das véritable milieu des Herrn Fonfrède, das équitable milieu des Herrn Dupin oder das large milieu des Herrn Barrot.

Ist Oesterreich, wie Graf Montbel an einer anderen Stelle auszuführen sucht, wirklich vorzugsweise das glückliche Land und seine Nation nicht mehr une nation arriérée oder noch passablement barbare; zeichnet es sich wirklich durch Sitte, Red-

lichkeit, Ordnung, durch wahre Bildung, die nicht in den Abgeschmackheiten und Uebertreibungen zu suchen ist, — durch Väterlichkeit seiner Regenten, durch Gehorsam und Vertrauen in dem Volke vor allen andern aus, — so verlohnt es sich wohl der Mühe, den Ursachen dieser Erscheinung tief und gründlich nachzuforschen: eine Beschäftigung, welche den Begleitern Karl's des X. während ihrer Muße in Prag sehr zu empfehlen wäre, dereinst vielleicht, ich sage vielleicht, von guten Folgen für sie seyn könnte, und sie die Prahlereien so mancher anderer ihrer Landsleute vermeiden lassen würde, die, zur Zeit der ersten glorreichen Revolution, nicht ermüdeten, von der durch sie bewirkten geistigen Wiedergeburt Deutschlands und von der Gewißheit zu sprechen *), unserem armen Vaterlande Aufklärung zu bringen, nachdem es bereits aus Frankreich die Freiheit überkommen habe.

Wenn gewisse Leute nur etwas hätten im Gedächtniß behalten wollen, denen es schon früherhin nicht an Gelegenheit fehlte, das Verhältniß deutscher Regenten zu ihren Völkern kennen zu lernen! Aber auch Karl X. entzog sich stets der Nation und entfrembete sich ihr immer mehr, während, im auffallendsten Gegensatze, sein Nachfolger Ludwig Philipp bald darauf nicht umhin konnte, jedem Fischweibe traulich die Hand zu drücken und einem Bettelbuben, der sich von ihm die Erlaubniß erbat, gelehrte Hunde und einen Affen tanzen zu lassen, antwortete: er habe die Ehre ihn zu benachrichtigen, daß sein Gesuch an den Polizei-Präsidenten zur Erledigung abgegeben worden sey **).

---

*) De la régéneration intellectuelle de l'Allemagne, et de lui apporter la lumière, après lui avoir fourni la liberté. (Man vergleiche die neueste Broschüre von Léon Boré.)

**) Diese historisch merkwürdige Zuschrift ist in dem zehnten Bande des Livre des Cent-et-Un Seite 238 abgedruckt und lautet in der Urschrift: J'ai l'honneur de vous prévenir, que la demande que vous avez adressée a été renvoyée à monsieur le préfet de police pour y faire droit, etc.

Welch einer ganz andern Popularität genießen dagegen so manche unserer einheimischen Fürsten! Wie wahrhaft, und ich möchte sagen, zärtlich geliebt sind nicht unter andern der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich! Um aber eine solche Liebe erklärlich zu finden, werfe man einen Blick auf das Privatleben dieser erhabenen Fürsten. — Was kann z. B. rührender seyn, als folgende Anekdote, die sich vorigen Sommer (1832) in der kleinen Stadt Baaden bei Wien ereignete: Kaiser Franz geht eines Nachmittags im einfachen, schlichten Kleide, nur von einem Offizier begleitet, durch die Straßen des Städtchens. Da sieht der Adjutant in einer Gasse, in welche Beide eben einbiegen wollen, eine Leiche daher tragen. Um dem Fürsten den traurigen Anblick zu ersparen, fragt er ihn, ob er nicht lieber einen andern Weg einschlagen wolle. „Weßhalb denn?" entgegnet der Kaiser und blickt die Straße hinab, um das Hinderniß zu erforschen. „Etwa, weil eine Leiche uns entgegengetragen wird? Lassen Sie uns stehen bleiben und sie besehen!" Da bringt man einen einfachen Sarg, den außer dem Priester und dem Küster Niemand begleitet. Der Kaiser bemerkt es und spricht mitleidig: „Das muß wohl ein sehr armer Mensch gewesen seyn, weil gar Niemand seiner Leiche folgt; wissen Sie was, so wollen wir sie begleiten!" Und Beide treten hinter den Sarg und folgen ihm, und wie sie durch die Straßen wandeln, sehen es die Vorübergehenden, und Jeder schließt sich an und Jeder folgt dem Zuge, und bis sie zum Kirchhof kommen, wird dies einer der glänzendsten Leichengänge, welchen das Städtchen noch je gesehen hat. —

Wo solche Charakterzüge des Regenten zu den Alltäglichkeiten gehören, da ist doch wahrlich keine gewaltsame Umkehrung der Dinge zu fürchten? Wie ganz anders dagegen ist es bei jener Nation, die uns hundertmal gesagt hat, daß sie la plus anciennement civilisée de l'Europe et la plus avancée en civilisation du monde sey, welche mit jedem halben Jahre die Minister und das Regierungssystem zugleich wechselt, und welche nicht anders beherrscht seyn will, als durch Eitelkeit,

wie unter Ludwig XIV., oder durch Furcht, wie unter Napoleon. O über die glorreichen Julitage, die auch uns so entzückten, daß sich die Herzen weit öffneten, um die halbe Welt liebend hinein zu versenken! Diese Revolution, oder, wie Herr von Broglie will, diese Apellation von der Unzulänglichkeit der geschriebenen Gesetze an die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und der Vernunft, — brachte uns Deutschen eben keinen Sommer, sondern einen herben Winter ohne Karnevalslust, trotz unserer sieben Pfeifer und Wirthe. Schnell wie die Pilze schossen unsere Staats- und Weltverbesserer empor, diese Freien voll ungemessenen inneren Hochmuths, die uns das Geschenk der Geistesknechtschaft und nicht das Licht, sondern die Brandfackel der Aufklärung zugedacht hatten. Die Verwilderung und Anarchie der Geister war in vollem Anzuge, so daß es höchlich Noth that, der zerstörenden Fluth den Damm entgegenzusetzen. Es mußte durchaus ein beschränkendes Gesetz erfolgen; aber traurig ist es, die Handhaber solcher, an sich wohlthätiger Verfügungen nun bisweilen als geistesbeschränkte Handlanger zu finden, deren Einseitigkeit alles Maaß übersteigt. So z. B. könnte ich Dir Censoren-Anekdoten aus einer Stadt von 118,000 Einwohnern erzählen, die belustigend genug wären, wenn nicht jedes vernünftige Wort durch jenen geistigen Eunuchen in Bann gethan würde. Um nur Weniges anzuführen! Ein junger Dichter endete eine Apostrophe an die Natur mit den Worten: „O wie groß sind doch die Götter!“ „Götter!“ meynte Pater Z., „wir, als Christen, haben nur Einen Gott! Das darf nicht stehen bleiben.“ Er durchstrich den Vers und schrieb, um den Reim zu retten, darüber: „O wie schön ist doch das Wetter!“ Und so sollte das Gedicht gedruckt werden. — Alle Welt kennt die Anekdote von Heinrich IV., der eine seiner Geliebten, ich weiß im Augenblick nicht welche, mit der Frage anredet: „Auf welchem Wege kann ich zu Ihrem Besitze gelangen?“ und die Antwort erhält: „Durch die Kirche!“ Die Kirche aber sollte hier nicht erwähnt werden; er änderte dies Wort in Küche um, und so mißhandelt, wurde die Anekdote nun auch wirklich im Publikum verbreitet. — Weil mir jede Persönlichkeit zuwi-

der ist, so verschweige ich selbst Dir den Namen des Dummkopfes, der übrigens, auch genannt, ewig namenlos bleiben würde, weil es ihm an Gewalt gebricht, ein zweiter Jesuit Koniasch zu werden, der sich rühmte, mit eigener Hand 60,000 böhmische Bücher verbrannt zu haben!

Manfred an Cresence Freyin von J.

Schloß D. bei Mies.

„Wer seine Freunde treu zu lieben weiß, hat nicht nöthig, ihnen posttäglich den Glauben zu stärken!" sagte irgendwo ein geistreicher Mann; und auch ich habe Lust, mich hinter diese Aegide zu flüchten, weil mir das Wort ganz aus der Seele geschrieben ist. Doch in der That, es thut mir weh, es schmerzt mich tief, gerade Ihnen als saumseliger Briefschreiber zu erscheinen, da ich stolz darauf bin, Sie als meine Freundin bezeichnen zu können und es zu den reinsten Genüssen meiner Seele gehört, mir stets wieder Ihre Güte und das ächt Weibliche Ihrer ganzen Erscheinung zu vergegenwärtigen. Ich besinne mich, in alten und neuen Büchern Mancherlei über die Frage gelesen zu haben: ob zwischen jüngeren Personen der verschiedenen Geschlechter das Gefühl der uneigennützigsten Freundschaft sich dauernd erhalten könne, ohne etwa in die verwandte Empfindung der Liebe überzugehen? Durch eigene Erfahrung belehrt, bin ich es mir seit Jahren bewußt, daß diese Frage zu bejahen ist. Das gleiche Gefühl der Freundschaft beseelt mich für Sie und Ihren Gatten, und Sie Beide, die Sie so ganz für einander geschaffen sind, habe ich mir auch in Bezug auf mich stets nur als Einheit gedacht. Gestern Abend traten mir unwillkührlich Thränen in die Augen, als Emma unter

meinen Schriften Ihr gefühlvolles Lied: „zum 13. April" entdeckte und es mit voller Seele am Klaviere zu Giovanni's nicht minder empfundener Tonweise sang:

Aus des Winters eis'gem Schauer
Steigt der holde Lenz empor;
Aus der Fluren Leichentrauer
Sproßt die junge Saat hervor, —
Aus des Lebens herbem Schmerz
Rettet uns ein Freundesherz!

Auf Gewitter, Sturm und Regen
Folget milder Sonnenschein,
Auf der Wahrheit Dornenwegen
Ziehen wir zum Lichte ein,
Auf der Klippen Rand erscheint
Leitend uns ein wahrer Freund!

Im April, des Wechsels Beute,
Schauen wir des Truges Bild, —
Aber Dank und Preis ihm heute!
Hat er doch versöhnend, mild,
Alles wieder gut gemacht:
Uns den treu'sten Freund gebracht!

Wahrlich, Ihre Herzensgüte hat Sie verleitet, dem völlig Unbedeutenden einigen Werth beizulegen; so viel aber empfinde auch ich in tiefer Brust, daß ich bis zum letzten Athemzuge Ihr Freund bleiben werde, und daß ich mich nach Gelegenheit sehne, meinen Empfindungen durch die angemessene That erst den Adel zu geben! —

Sie werden sich nicht wundern, diese Zeilen in dem Schlosse Ihres Oheims geschrieben zu sehen, da Sie wissen, wie viele Güte der Baron von jeher für mich hatte. Meine unabhängige Lage und die Absicht, erst zu Ende des Monats in Mün-

chen einzutreffen, ließen mich den Vorschlag mit Vergnügen annehmen, ihn auf seine Güter zu begleiten, zumal sie der bayerischen Grenze so nahe liegen. Nicht ohne Rührung verließ ich Prag, wo ich ausgezeichnete Menschen, viel Entgegenkommen und manchen Freund gefunden hatte! Das kleine Mißgeschick, dicht vor dem Städtchen Beraun ein Rad zu zerbrechen und einige Stunden aufgehalten zu werden, hatte wenigstens das Gute, uns mit der sonderbaren Volkssage bekannt zu machen: in dem Berauner Minoritenkloster, welches Zizka im Jahre 1421 zerstörte, habe Benesch, der Erfinder der Kanonen, als Mönch gelebt, dem in Ariost's rasendem Roland eben kein Loblied gesungen wird:

„Gewiß, wenn mich kein leerer Wahn verblendet,
Von einem bösern Geist ward nie gehört,
So viele je der Teufel zu uns brachte,
Als jener war, der dies Geschoß erdachte.

„Auch wird ihm Gott gerechten Lohn bescheeren,
Indem er ihn im Höllenschlund begräbt,
Wo er, daß ew'ge Qualen ihn verzehren,
Verflucht mit dem verfluchten Judas lebt!"

Böhmens König, Wenzel IV., ließ ihn, heißt es weiter, für dies mörderische Geschenk lebendig einmauern. Auffallend ist's, daß es vor wenigen Jahren einem Berauner Bürger träumte, in einer gewissen Gegend der einst zu diesem Kloster gehörigen Mauer sey ein großer Schatz verborgen. Kaum hatte er am frühesten Morgen einige Steine weggeräumt, so stürzte ihm dort ein Gerippe in der Mönchskutte entgegen, worin man die Ueberreste jenes unglücklichen Mönches finden wollte. Mein kritischer Sinn zwingt mich jedoch, Ihnen zu gestehen, daß die Sache ein kleines Bedenken hat, weil die Daten nicht recht übereinstimmen wollen, denn bekanntlich findet man in einer 1338, d. h. ziemlich lange vor Wenzels Geburt verfaßten Rechnung des Kriegsschatzmeisters von Frankreich bereits die Bemer-

kung: „pour avoir poudres et austres choses necessaires aux canons.“ Petrarka erwähnt im Jahr 1344 des Feuergewehrs als in ganz Italien gekannt und in der Schlacht von Cressy (1346) siegte der schwarze Prinz durch Kanonen über die Franzosen.

Mit diesen historischen Erläuterungen ist Louise, Ihre schöne Cousine, ganz und gar nicht zufrieden; sie schilt sie pedantisch und erklärt jeder Gelehrsamkeit geradezu den Krieg, welche die Phantasie beeinträchtigt und, nach ihrer Behauptung, den romantischen Garten der Vorzeit in eine Lüneburger Haide verwandeln will. Um unsere poetische Freundin zu besänftigen, habe ich ihr geloben müssen: die Sage des benachbarten, an der Mies in einem kleinen Felsen-Tyrol gelegenen Fazka-Thurmes für einen Glaubensartikel zu halten. Ich erzähle Ihnen demnach als völlig verbürgte Wahrheit, daß vor vielen hundert Jahren ein böhmischer Herzog während der Jagd auf die heutigen Besitzungen Ihres Onkels kam, aber damals noch kein gastliches Schloß, sondern nur eine Mühle fand, um Hunger und Durst in ihr zu stillen. Der Müller bewirthete ihn mit einer großen Schüssel voll Kolatschen und Talken; weil er aber trotz alles Hungers das Nationalgericht nicht bis auf den letzten Bissen verzehrte, fühlte der Wirth in seinen Rechten sich so sehr angetastet und beleidigt, daß er dem Gaste eine Fazka, d. h. Ohrfeige gab, zu deren Gedächtniß der Fürst bald darauf den, vielleicht noch einem Jahrtausend trotzenden Thurm erbaute. Würden Ohrfeigen auch gegenwärtig auf ähnliche Weise verewigt, so müßte ein reisender Adler ganz Deutschland bald für den kolossalsten Igel halten. —

Seit länger als einer Woche leben wir hier in dieser Zurückgezogenheit ein, wenigstens für mich höchst anziehendes Leben, was insofern doppeltes Interesse gewährt, als es ihm nicht an den auffallendsten Meinungs-Verschiedenheiten fehlt. Der Baron ist geradezu ein Gegner des Mittelalters, trotz seines turnierfähigen Adels; er sammelt zwar Bilder, aber von älteren

Meistern ausschließlich blos Niederländer, von neueren dagegen nur Landschaften, die aber etwas Einfaches, aus dem Leben Gegriffenes darstellen müssen, weßhalb er Friedrichs Gemälde stets zurückweis't. Er ist vor allen Dingen praktisch und ein Erfahrungsmann, und tummelt sich fast ausschließlich auf dem Steckenpferde der Landesverschönerung und des Sonnenbaues herum, wobei ich nicht selten mitzureiten habe, was keineswegs zu meinen Leidenschaften gehört. Louise scheint von der gefühlvollen Mutter ihren Hang zum Mysticismus als Erbtheil zu besitzen, worin sie der Doctor, wie es mir dünkt, mehr als billig bestärkt, der ein eifriger Anhänger Swedenborg's ist. Der Oberamtmann, ein ehemaliger Kavallerieoffizier, kennt alle Gestütte der Welt und trägt den Stammbaum jedes arabischen Hengstes im Kopfe, wogegen seine Frau ihre alte Zärtlichkeit für Clauren noch nicht ganz verläugnen kann. Dafür aber ist Emma, Louisens Jugendfreundin, die Natürlichkeit und Herzensgüte selbst, und bildet das vermittelnde und beruhigende Prinzip der Familie, womit es ihr fast jedesmal bewundernswürdig gelingt. An diesen eigentlichen Kern des Hauswesens hat sich dermalen nun auch Ihr Freund angeschlossen, dem einstimmig das Amt des Vorlesers übertragen wurde; und so füllen denn Musik und Lectüre fast jeden Abend aus, während der Vormittag nach beliebiger Neigung und der Nachmittag gewöhnlich zu Spazierfahrten verwendet wird. O wären Sie und Giovanni doch auch mit uns und hätte ich Doctor Faust's Zaubermantel, um jenes röthliche Haus des hohes Marktes aus Wien entführen und neben unserem Schlosse aufbauen zu können! Doch, was die Gegenwart nicht geben will, ist vielleicht der Zukunft vorbehalten, und das Wiedersehen verliert deshalb seinen Reiz nicht, wenn es für einige Zeit hinausgeschoben wird.

Unter den vorgestern angekommenen Neuigkeiten des Buchhändlers, die eigentlich für Spätlinge gelten konnten, befand sich auch der Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, und Tieck's Novelle „die Wundersüchtigen". Schon beim ersten flüchtigen Durchblättern jener sechs Bändchen überfiel mich eine Ver=

stimmung, die sich auch bei näherer Einsicht nicht verloren hat. Solch gegenseitiges, fortwährend höchst kahles und abgemessenes Lob, solche trockne, über Kleinigkeiten sprechende Persönlichkeiten hätten wohl ungedruckt bleiben sollen, um das Ganze nicht für tadelnswerthe Buchhändler-Speculation halten zu müssen. Wem kann an so kurzen, aphoristischen Hindeutungen, an solchen literarischen Geschäftsbriefen etwas gelegen seyn, welche das Aeussere der Verhältnisse knapp zugeschnitten abhandeln? Was helfen uns in aller Hast hingeworfene, ohne Styl und Grazie abgefaßte Billete, in denen von keiner Herzensergießung eine Spur ist? In einen Lusthain dagegen fühlte ich mich aus dem beengenden Studierzimmer durch Tieck's Novelle versetzt, und schon ihr Titel ließ alle Parteien unseres Hofstaates etwas, ihrer individuellen Stimmung Zusagendes erwarten. Sie wurde gelesen! Der Doctor sah sich in seinem Collegen, dem Arzte, ganz abgespiegelt und hielt es für Pflicht, die eingewebte Erzählung mit dem verlornen Dokumente seinem verehrten Swedenborg zu vindiciren; Louise schwelgte in der Lust am Geheimniß und Wunder, und bei Erwähnung von Jakob Böhme leuchtete ihr Auge in magischem Feuer; der Oberamtmann meynte, Sangerheim sey der leibhafte Bauchredner Alexander, dessen englischen Lord und Mayeux er noch immer nicht vergessen könne, und laut war des Barons Freude, zuletzt all' das Freimaurer- und Rosenkreuzerwesen kräftig angegriffen und die leere Schwärmerei und Geistersucht in ihrer Blöße dargestellt zu sehen. „Was ist es, rief er triumphirend aus, mit eurem Swedenborg wohl viel anders, als mit diesem Grafen Feliciano, einer neuen Auflage Cagliostro's? Ich weiß nicht genau, ob Kant so Unrecht hatte, ihn den Erzphantasten aller Phantasten zu nennen; das meyne ich aber mit Bestimmtheit sagen zu können, daß man eine vor Gluth fast verbrannte Phantasie haben muß, um Dinge behaupten und einen Glauben fordern zu können, der doch wahrlich jeden anderen Köhlerglauben weit hinter sich läßt, und mich an dem Verstehen seiner paradoxen Sätze hindert!"

Was das Verstehen betrifft, fiel der Doktor ein, so bitte

ich Sie, sich der Antwort zu erinnern, welche Sokrates den anderen atheniensischen Philosophen gab, die ihn um seine Meinung über Heraklit's Werke gefragt hatten. Er sprach: „ich verstehe sie zwar nicht überall, was ich aber zu begreifen vermag, ist so vortrefflich und gut, daß ich nicht zweifle, auch bei dem Uebrigen, das mein Fassungsvermögen übersteigt, werde es ebenso seyn.“ Ist es nicht auffallend, daß fast alle diejenigen, welche Swedenborg's Werke lasen, um sie zu widerlegen, damit endigten, ihm vollkommen beizustimmen? Und halten Sie es für unmöglich, daß außerordentliche Menschen auch außerordentliche Erfahrungen machen können?

„Zugegeben!“ rief der Baron; „aber es scheint mir keineswegs christliche Demuth, sondern eher Stolz und Anmaßung oder, gelind gesprochen, doch die auffallendste Selbsttäuschung zu seyn, behaupten zu wollen: unzähligemale leiblich und nicht etwa wie Dante an der Hand Beatrice's, den Himmel und die Hölle durchschritten zu haben. Gebe ich dies zu, so nehme ich freilich Swedenborgs andere Behauptungen leicht mit in den Kauf, z. B. jene, daß er sich sehr oft mit Cicero, Virgil, Julius Cäsar, Luther und ähnlichen Geistern unterhalten habe, daß die Sprache der Engel einige Aehnlichkeit mit dem Hebräischen verrathe, daß die Engel die Predigt besuchen wie wir, daß sie in Häusern und Palästen wohnen, ihre Kleider täglich an- und ausziehen, Unterricht ertheilen, sich hinsichtlich ihrer äußeren Gestalt nicht im mindesten von uns Menschen unterscheiden, daß in ihren Städten die Baukunst die höchste Stufe erreicht habe und was dergleichen Dinge mehr sind. Solche Sachen erfahre ich, und noch dazu weit interessanter eingekleidet, aus der blauen Bibliothek oder aus tausend und einer Nacht! Läugnen will ich es nicht, daß Swedenborg wirklich die Absicht hatte, die von Tag zu Tag größer werdende Finsterniß in Religionssachen zu lichten, um mit seinen Worten zu sprechen; auch daß er, abgesehen von unzähligen Ueberspannungen, reine Moral lehrte; — aber verlangen Sie nicht, mein Inneres nach Swe-

denborg'scher Art zu eröffnen: jeder gehe seinen Paß; ich trotte auch so mit hin und hoffe gleichfalls an's Ziel zu kommen!"

Lauten Beifall erhielt dies letzte Bild von dem Oberamtmann, Louise seufzte; der Doktor bemerkte noch im Vorbeigehen, zu mir gewandt: „Selbst viele Gelehrte, ja gerade diese vorzugsweise, sind in geistlichen Dingen dümmer als die Einfältigen, aus der Ursache, weil sie nur auf's Verneinen bedacht bleiben, das sie durch die wissenschaftlichen Dinge, die sie beständig und in Menge vor Augen haben, bekräftigen." Ich schlug, halb gefangen, an mein Herz; Emma aber erwählte das bessere Theil, das heißt sie öffnete das Instrument und begann ein Lied, das weit mehr Harmonie und geistigen Zusammenhang hatte, als jedes frühere Gespräch über Swedenborg und seine Anhänger oder Gegner.

Um Ihnen, verehrte Freundin, durchaus keinen Zweifel darüber zu lassen, daß ich Ihrer täglich durch mündliches und schriftliches Wort eingedenk bleibe, eile ich wieder an den Schreibtisch, d. h. statt eines Verschönerungsplanes des Oncle's suche ich den schöneren Plan auszuführen, mich in Ihre wohlthätige Nähe zu versetzen, um von dem kleinen Kunstausfluge zu sprechen, welchen ich vor wenig Tagen mit D—'s Zierde, den beiden Fräuleins, unternahm. Die wohlbekannten, Nota bene vierfüßigen Engländer hatten uns früh an einem Morgen, klar wie Krystall, vor das erste und einzige Hôtel der Stadt Mies getragen, welche ihren poetischen Namen (böhmisch Strzibro, deutsch Silber) deshalb erhielt, weil man beim Graben der Grundmauern auf Silberminen stieß, die aber jetzt, dem Zeitalter gemäß, sich zu bleiernen umwandelten, und mehr als 700 Bergknappen volle Beschäftigung und Wasser und Brod geben.

Wem Wallenstein's Privatleben längere Zeit Stoff zu angestrengten Nachforschungen gab, muß auch wissen, daß die Leiche des großen Friedländers auf einem mit Ochsen bespannten Leiterwagen von Pilsen nach Mies geführt wurde, statt sie unter das Prager Hochgericht zu schleppen, Piccolomini's Antrage gemäß. Nur zu den Ruinen der Minoritenkirche konnte ich die Damen begleiten, wo die sterblichen Ueberreste des ehemaligen Generalissimus, dem man, freilich von österreichischer Seite, Dänemarks Krone angetragen hatte, wo Wallenstein's Leiche drei Jahre, d. h. bis 1636 beigesetzt blieb, und dann, völlig entblößt, und ebenfalls wieder auf einem Ochsenkarren nach Gitschin übertragen wurde! Damals gehörte Mies übrigens dem, ebenfalls zu Eger ermordeten General Illo. — Vielleicht hat es auch einiges Interesse für Sie, von dem kühnen Ritter Przibik Klenowsky, einem zweiten Orlando furioso oder Rodomont, reden zu hören, der, nur von zehn Mannen begleitet, im Jahre 1426 die Stadt eroberte, welche die Vorwürfe, sich feig gezeigt zu haben, mit den Worten ablehnte: „es wär gemeldeter Przibik ein mannlicher unüberwindlicher Ritter, hätte auch, wie er in die Stadt gesprengt, ein solches großes Schwert gehabt, das von einem Thor bis zum andern gereichet." — An dem oberen Stadtthore steht, aus leicht begreiflichen Ursachen, gegenwärtig nicht mehr der böhmische Kraftspruch: „Alle Verordnungen des Pabstes wollen wir zerhauen!" dafür aber kennen, wie man uns versichert, noch alle heutigen Criminalgefangenen des Königreiches die bezeichnenden, obzwar von keinem böhmischen Byron gedichteten Verse:

„In Mies
Ist der Galgen gewiß;
In Plan
Da kommt man davan; (!)
In Hayd
Da ist mir's nicht leid!"

Mies hat von seinem „Schurimuri" wahre Cartouche- und

Schinderhannes-Anekdoten, den der Verhörsrichter auf keinem anderen Wege zum Geständniß zu bewegen hoffen konnte, als daß er sich ebenfalls Ketten anlegen und zu dem Gefangenen sperren ließ, der nunmehr seinem vermeintlichen Leidensgenossen alle erwünschten Geheimnisse anvertraute.

Uebrigens war es uns, wie Sie leicht glauben werden, bei diesem Ausfluge nicht darum zu thun, nur Rückerinnerungen an eine entartete Zeit als geistigen Gewinn davon zu tragen; unser eigentliches Ziel blieb die Kirche des im Jahre 1785 aufgehobenen Benediktinerstiftes Kladrau, nur eine kleine Stunde von Mies und der Hauptstraße seitwärts gelegen. Dies Gotteshaus, der Jungfrau Maria und dem heiligen Benedikt geweiht, liegt in der Mitte eines waldigen Berges, der hier ausgelichtet und geebnet wurde, so daß „Waldeinsamkeit, die mich erfreut" sein Grenznachbar ist, was uns auch den Bau nicht eher wahrnehmen ließ, als bis wir nur einige hundert Schritt von ihm entfernt waren. Eine solche ganz abgeschiedene Lage sollte jedoch keinen kunstsinnigen Reisenden verhindern, einen selbst mehrstündigen Umweg anzutreten, um sie in Augenschein zu nehmen.

Sie werden sich einen Begriff davon machen können, wenn ich Ihnen sage, daß sie im reinsten gothischen Style des dreizehnten Jahrhunderts, obzwar erst vor hundert Jahren, durchgehends aus Quadern in Gestalt eines spanischen oder Benediktinerkreuzes aufgebaut, dabei aber, sonderbar genug, mit einer Kuppel geziert wurde, die von Außen den Aufsatz einer kolossalen, reich vergoldeten Königskrone bildet. Die Kirche hat 99 in zwei Stockwerke über einander vertheilte Fenster, ist 46 österreichische Klaftern lang, 21 Klaftern breit, verhältnißmäßig hoch und es hält, um mit wenigen Worten Alles zu bezeichnen, außer dem Stephansdom, keine Kirche Wien's, keine Kirche München's, Dresden's oder Berlin's den Vergleich und Wettstreit mit ihr aus. Und ein solches Gebäude steht verlassen in der Einöde! Ein Gebäude, das noch nicht angefüllt ist, wenn 5000 Menschen in ihm versammelt sind, worin königliche Pracht und

Majestät herrscht, worin an zwölf Altären und dem Mausoleum des Stifters Marmor jeder Art, so wie an der Kanzel, Orgel, den Chorstühlen und kolossalen Statuen reiche Vergoldung ausgetheilt ist, und außerdem die schönsten Staffeleibilder und Freskogemälde prangen, — ein solches Gebäude war in unsern aufgeklärten Zeiten nahe daran, an Meistbietende verkauft und der Baumaterialien wegen abgetragen zu werden, nachdem man es fast dreißig Jahre bald zum Spital, bald zum Speicher und Strohmagazin verwendet hatte, mithin an Gottesdienst darin gar nicht zu denken war. Nein, ich gehöre wahrlich nicht zu den blinden Lobrednern einer früheren Vergangenheit; ich bin und bleibe Protestant und bin nicht gesonnen, den Geist der Forschung mir durch äußere Einwirkung jemals beschränken zu lassen: aber nicht oft genug kann ich wiederholen, daß man in unsern Tagen kein Recht hat, höhnisch von der Barbarei des Mittelalters zu sprechen, wo sich überall eine Bande noire zeigt, nicht nur um größere oder kleinere Bauten, sondern um Gefühle, bessere Empfindungen und löbliche Gewohnheiten niederzureißen und mit der Wurzel auszurotten! Ein glücklicher Stern führte Se. Majestät den jetzt regierenden Kaiser im Jahre 1812 nach Mies und in diese Kirche, die ihn so gewaltig ergriff, daß er, wie man uns erzählte, an einem ihrer Altäre niedersank, daß ihm Thränen in die Augen traten und er dann augenblicklich befahl, alle unwürdigen Gegenstände daraus zu entfernen, und wieder einen Priester bei ihr anzustellen, um täglich den Gottesdienst zu verrichten, was nun auch regelmäßig zur Erbauung der Nachbarschaft und mit Unterstützung des jetzigen Eigenthümers, des Fürsten von Windischgrätz geschieht, der sie unentgeldlich erhielt, während ihr, vierzehn Jahre dauernder und 1726 vollendeter Bau gegen zwei Millionen gekostet haben soll.

Sind die Pforten des Hauptportales geöffnet, so sieht der Priester von dem Hochaltar in die offene Landschaft fünf Stunden weit hinaus, und hat gerade den Frauenberg des Böhmer=

waldgebirges an der Grenze Bayerns vor sich, nebst dessen alter Burg, reich an phantasiereichen gemüthlichen Sagen.

Herrlich muß die Kirche in ihrer vollen Ausstattung gewesen seyn, bei glänzendem Hochamte. Auf dem Hochaltare standen viele lebensgroße Statuen von Silber, dann die zwölf Apostel, jeder eine Elle hoch, ganz aus ächten Perlen zusammengesetzt; auf jedem Altare sah man große silberne, sogenannte Kanonenleuchter, viele Lampen aus edlem Metall hingen hie und da von der Decke nieder. Alle Gegenstände, an denen man gegenwärtig zahllose böhmische Steine bemerkt, waren sonst mit ächten Steinen eben so reich besetzt: kurz die Kirche war zu jener Zeit ein wirkliches Zaubergebäude, zumal wenn, woran es in Böhmen niemals fehlt, die Harmonien starker Musikchöre die weiten gothischen Hallen durchbrausten, oder der Gottesdienst des Abends statt fand, wo im Chore zu jeder Seite der fünfzig Ordenspriester zwei schöngeformte Glaslampen brannten und die Kerzen auf den Altären ein magisches Licht verbreiteten.

Die Laterne des Gotteshauses besteht ganz aus goldfarbigen Fenstern. Wenn die Sonne hindurchstrahlt, so scheint der hohe Föhrenwald hinter ihr zu brennen, und selbst in die Kirche gießt sich in solchen Augenblicken ein so wunderbarer Glanz herab, daß man sich bezaubert und hingerissen fühlt.

Sie fragen mich, woher das Stift Kladrau die Summen nahm, solch ein Gebäude nebst dem anstoßenden ungeheuren Convente gründen zu können, das ebenfalls kunstvoll errichtet und mit vielen geheimen Gängen und schwer aufzufindenden Gemächern versehen ist, für den Fall feindlicher Einbrüche? Aber das Kloster hatte bereits seit dem Mittelalter die reichsten Besitzungen, wie dies schon seine Fehden mit König Wenzel dem IV. beweisen; und noch bei seiner Aufhebung unter Kaiser Joseph dem II. fand man 26 große Kreuze von Gold und Silber, viele Kelche aus edlem Metall, darunter einen goldenen drei Pfund schwer; ähnliche Ketten, Ringe und Edelsteine, 4½

Zentner Silber, 80,000 Stück Dukaten und außerdem 177,334 Gulden an Obligationen. Der Erbauer der Kirche, Abt Maurus Fintzguth, soll, durch das eben witzig gelaunte Glück begünstigt, welches in seinem Namen eine Wahrheit finden wollte, überdies einen sehr reichen Schatz entdeckt und dann das Sprichwort angenommen haben: „Ich pflege mit Gott keine Abrechnung zu halten!"

Ich muß gestehen, daß meine Empfindung durch die Gefühle bedeutend gesteigert wurde, welche sich in diesen sonnenhellen, durch Farbe und Gold noch mehr aufgehöhten Räumen meiner Begleiterinnen bemächtigten. Louise und Emma waren überrascht, erstaunt, hingerissen: nie sah ich ihr Auge so schön, aus welchem frommer Sinn und Gottinnigkeit strahlte. Ich überließ sie auf Minuten der reizenden Einsamkeit, um in der Sakristei den jungen Priester aufzusuchen, der eben sein Meßgewand abgelegt hatte und freundlich im Begriff stand, sich uns zum Erklärer so vieler christlich allegorischen Bilder anzubieten. Das Volk hatte die Kirche bereits verlassen, daher konnten wir ungestört das Gotteshaus nun als Kunsttempel betrachten, und seiner Erläuterung volle Aufmerksamkeit zuwenden.

„Auch mir ist es bekannt, so begann er, daß die Wortführer unserer heutigen Literatur fast allgemein behaupten, mit den Wundern und Heiligen sey es längst am Ende, und daß man eine gut gemalte Darstellung der heiligen Jungfrau nur anzuerkennen habe, „wenn diese Jungfrau mehr schön als göttlich" sey *). Wir sehen hier an beiden Seiten des Mittelschiffes zwölf, mehr als lebensgroße, noch in heller Farbenpracht glänzende Freskobilder des bayerischen Hofmalers Asam, deren

---

*) „Nous avons assez d'érudition et de souvenirs pour trouver du charme à une vierge bien peinte, surtout si cette vierge est plus jolie que divine." (Aus einem Urtheile über die Pariser Gemälde-Ausstellung des Jahres 1833.)

Gegenstand die sogenannten „Geheimnisse Maria's" sind; und Sie mögen selbst urtheilen, ob es die reizenden Gesichtszüge der Heiligen allein sind, welche den Beschauer fesseln, und mit wohlthuenden Rückerinnerungen erfüllen? Zuerst zeigt uns der Künstler die Erscheinung des Engels, Joachim und Anna die Geburt der Tochter verkündigend. Weiterhin trägt der Engel das neugeborne Kind und zertritt der Schlange, dieser Unheilbringerin, den Kopf; Anna hält liebkosend das Töchterlein auf dem Schooß; Maria steigt in den Tempel zu den Priestern empor, ihre Vermählung, die Verkündigung des Engels Gabriel, Maria's Besuch bei Elisabeth, die Geburt Christi, die Beschneidung, die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, Maria unter dem Kreuze Christi und endlich ihr Tod."

O welch wundersames Seitenstück, — rief Emma aus — sind diese herrlich erfundenen Gemälde zu jenen Bildern, welche Wilhelm Meister *) auf seiner einsamen Wanderung durchs Gebirge in der zur traulichen Wohnung umgeschaffenen Kapelle fand! Hier sah man den heiligen Joseph mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälliger Weise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegvater hält mit seiner Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf

*) Man entschuldige diese Anführung aus Göthe.

folgt die Flucht nach Aegypten, etwa, wie es hier der Maler vor unsern Blicken zu wiederholen wußte, und zwar auf so meisterhafte Weise, daß jede dieser Compositionen wenigstens in scharfen Umrissen herausgegeben werden sollte. —

Während des mit gedämpfter Stimme aber mit inniger Betonung geführten Gespräches, erinnerte ich mich unwillkührlich jener anziehenden Marienlegenden des dreizehnten Jahrhunderts, welche zu Tegernsee in den bayrischen Alpen von Bruder Philipp und Bruder Wernher gedichtet wurden, und deren Studium selbst dem heutigen Künstler zu empfehlen wäre, hätte man anders Darstellungen des Marienlebens von ihm verlangt, nicht allein aus dem neuen Testament, sondern zum Theil auch aus apokryphischen Schriften entlehnt; womit freilich die frühere Weimar'sche Kunstschule nicht einverstanden gewesen wäre, da sie zu ihren künstlerischen Aufgaben ausschließlich nur Darstellungen aus der griechischen Mythologie und römischen Geschichte wählte. Die Quelle des Schönen und Großen wird allerdings stets das Studium der Alten bleiben, und in der That sind Homer's Dichtungen von jeher die reichste Quelle gewesen, woraus die Künstler Stoff zu Kunstwerken schöpften; doch, nach meiner Ansicht, soll man das Eine thun, das Andere nicht lassen! Und so lange man sich nicht begnügt, die vier Wände der Kirchen bloß auszuweißen und jedes Symbol des christlichen Glaubens nicht gänzlich verschmäht, — so lange werden auch religiöse Darstellungen zu den, wenn gleich, was Apollo verhüthe, nicht ausschließlichen Gegenständen der bildenden Kunst gehören.

Louise konnte sich von dem gemüthlichen, ihrem Sinn für Mystik am meisten entsprechenden Cyklus der Marien-Abbildungen kaum trennen; und obwohl es dem Künstler nicht in dem Maße gelungen ist, die Jungfrau und die Mutter so in Ein Wesen zu verschmelzen, wie wir dies bei Raphael und Leonardo da Vinci bewundern: so ist doch anzuerkennen, daß auch unserem Asam das Ideal aufgegangen war, und er von sich hätte

sagen können, was Raphael an den Grafen Castiglione schrieb: „Da man so wenig schöne weibliche Bildungen sieht, so halte ich mich an ein gewisses Bild im Geiste, welches in meine Seele kommt.“ *) Ueberall sind Geist und Studium unverkennbar, schön sind die Köpfe, ohne einer Antike nachgeformt zu seyn, voll Natur und graziös die Stellungen; mit einem Wort, die ganze Erscheinung widerlegt sprechend genug jene Behauptung des sonst so geistvollen Georg Forster: „Jeder ungriechische Ausdruck der Köpfe, jede Gestalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer griechischen Gottheit entlehnt, sinkt unverzüglich in die Region der Verunstaltung hinab.“ Wer zu viel beweist, beweist nichts!

Unser kunstsinnige Führer deutete jetzt die Gemälde des Presbyteriums als eine grossartige Symbolisirung des Te Deum's oder des „Herr Gott dich loben wir!“ Gott thront hoch in den Wolken, während unten das Opfer des alten und neuen Testamentes dargebracht wird. In den ferneren, dies Symbol bezeichnenden Bildern gewahrt man das geöffnete Himmelreich, das Lobsingen der englischen Heerschaaren, Adam und Eva im Paradiese, Moses auf dem Berge Sinai, ferner das für die Menschheit blutende Lamm Christi, dessen Blut von St. Katharina aufgefangen wird. Sämmtliche Völker des Erdkreises huldigen dem christlichen Glauben, und endlich bildet das Weltgericht den eigentlichen Schlußstein, — Alles in edler Zeichnung und blühendem Kolorit.

„Werfen Sie noch einen Blick auf jene Darstellungen, — begann der junge Priester wieder, — den christlichen Legenden entlehnt, welchen man nur mit vollem Unrecht allen Stoff für geistige Anmuth, für Seelengröße, Mutter- und Kindessinn, für „Engelgefühl“ absprechen würde. Wer, wie es wohl ge-

*) „Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea che me viene al mente.“

schehen ist, dem Künstler das Gebiet der Legende gänzlich verschließen will, wird aus unsern Gallerien sehr viele Gemälde großer Meister zu entfernen haben, die eines Raphael, Correggio, Guido, Dominichino, Guercino und unzählige andere mehr; — und wenn auch diese Bilder aus dem Leben des heiligen Benedikt, hier über dem zweiten Kircheneingange und über der Thür der Sakristey angebracht, nicht gerade mit solchen Meisterstücken wetteifern können, so sind sie doch wahrlich schön zu nennen.“

In der That fand ich seine Ansicht bestätiget: von dieser reizenden Frauengestalt, welche den Heiligen zu verlocken bemüht ist, will sich der Blick des Beschauers, der eben kein St. Benedikt ist, nicht trennen; der Gottesmann dagegen legt sich freudig in Dornen und Disteln hinein, um das Fleisch abzutödten; erscheint aber bald darauf gefangen und durch einen Engel unterstützt. Aus dem geöffneten Fenster eines italienischen Klosters fordert er hier den heiligen Mauritius auf, über den Fluß zu gehen, um einen hineingefallenen Priester herauszuziehen; dort aber überreicht ein Gottesbote dem Jüngling Benedikt den Zügel der Sitte, seine Leidenschaften damit zu bändigen. In der That, Herder hat nicht Unrecht: die geheime, innere Denkart der christlich gewordenen Völker, ihren Wahn und Aberglauben, ihre Schwachheiten, kurz den dunkeln Grund ihrer Seele, lernt man aus mancher Legende mehr kennen, als in diesen Zeiten aus ihrer sämmtlichen Staatsgeschichte. Nur es gehört ein Ausleger dazu, der auch das Wunderbare zum schlichten Menschensinn hinabführe. —

Bei der festlichen Mittagstafel, welche heut von Papa Baron gegeben wurde, hätte eigentlich kein Mitglied des Freundeszirkels fehlen sollen; ich aber war in der That ungalant genug, die jungen Damen allein nach Hause fahren zu lassen, um noch einige Stunden mit alten Papieren zu leben, aus denen jene Gelehrsamkeit geschöpft ist, die Sie, meine werthe Freundin, bereits vernommen haben. Schon seit längerer Zeit hatte

ich die Kräfte des Fußgängers nicht geltend gemacht; dieß sollte noch heute geschehen, und ich schwelgte schon im Vorgenuß des Wandelns durch den dunkeln Wald, weil ich den romantischen Fußsteig der alltäglichen Landstraße von jeher vorzog. Bei den Akten hatte ich mich über die Gebühr verspätet, die Dunkelheit und ein Gewitter zugleich drohten hereinzubrechen, so daß alle Verführungskünste, sonst gegen den heiligen Benedikt gerichtet, nun auch auf mich Aermsten einstürmten, um das Dableiben zu erzwingen. Dicht am Eingang in das Waldesdunkel, rief ein frommes Mütterlein noch warnend aus: „Herr, es irrt darin!" Doch, gleich den Rittern der Tafelrunde mit einem Talisman versehen, den ich zwar nur am hohen Markt in Wien, und nicht an Artus glänzendem Hofe erhalten hatte, schritt ich kühn vorwärts und fürchtete selbst Armida's Zaubergärten nicht. Aber mit dem „Irren" war es dennoch richtig, da ich wirklich fehlging und zweimal beinah' auf dieselbe Stelle zurückkam. Fortwährend bergab und bergauf steigend, gelangte Ihr Freund, von Regen durchnäßt, doch immer heiteren Muthes, zu einer Mühle, wo ein Knabe, der keineswegs Maxens Retter aus den Gefahren der Martinswand war, denn er hatte eher etwas Dämonisches, mich nicht sonderlich berieth, indem ich wieder in die stark verwachsenen, nun schon ganz finsteren Höhen verwiesen wurde, worin ich lange umherkreuzte, bis endlich, dicht in hohen Wald versteckt, das Licht eines Jägerhauses mir entgegenschimmerte, dessen Hunde dem Fremden bellend entgegensprangen. Eine jugendliche Frage: „wer ist denn da?" klang einladend genug, um ohne Zögern das naßkalte Dickicht mit einem comfortablen Zimmer zu vertauschen, wo einige holdselige Jungfrauen es an Bedauern und gütig verabreichtem Melniker Wein und zuckersüßen Kolatschen nicht fehlen ließen. — Den Haupthelden des Stückes etwa ausgenommen, könnten Sie in den Reiseabenteuern dieses Abends leicht die trefflichsten Hauptelemente eines Romans à la Clauren auffinden. Das romantische Dunkel des Föhrenwaldes mit seinem Donner und Blitz, Sturm und Regen, worin das beschränkte, aber zierlich gebaute Forsthaus einige Kleinode bewahrt, die, wenn gleich nur böh-

mische Steine, doch als Granaten nicht ohne Feuer sind, — diese Erscheinung müßte natürlich mit allen Farben des Theatermalers, mit dem Pinsel eines Gropius oder Quaglio geschildert werden; eine schauerliche Räubergeschichte und Gespensterspuck oder etwas der Art aus Cramer und Spieß ließe sich leicht hinzufügen. Doch als Hauptsache hervorzuheben wäre das freundliche Jägermädchen, von deren Liebreiz und schalkhafter Sittigkeit jeder „Ritter vom Schwert mit der langen Feder" leicht einige Bogen zu schreiben weiß. Dies holde Kind müßte ebenfalls hieher verirrt oder jetzt etwa nur auf einem der Jagdhäuser ihres Vaters seyn, um in augenblicklicher Aufwallung der genialsten Gutmüthigkeit ihre Milchschwester zu besuchen. Es würde sich am Ende zeigen, daß Comtesse Cordelia mehrere Millionen im Vermögen besitzt und zwar das Unglück hat, Waise zu seyn, aber gleichzeitig das Glück, über ihre Hand nunmehr frei verfügen zu können, daß sie in dem freundlich aufgenommenen Wanderer einen theuren Jugendgenossen entdeckt, daß der ehemalige schöne Herzensbund hier neu beschworen und endlich durch das unauflösliche Siegel der Ehe geheiligt wird. —

Doch ich weiß in der That nicht, wie ich dazu komme, Ihnen solches Zeug zu schreiben: man erlebt oft viel Ungereimtes, aber die Phantasie wird noch weit schneller zu Narrheiten fortgerissen, die man für sich behalten oder wenigstens keiner einsichtsvollen Freundin mittheilen sollte! Ein rüstiger Jägerbursche war bis Mies mein Begleiter, wo mich seit einigen Stunden der Wagen erwartete und ich bald wieder in das — festlich erleuchtete Schloß einfuhr, denn es hatte unser lieber Wirth in aller Heimlichkeit einen Ball veranstaltet, wobei selbst die eigene Tochter und Emma überrascht wurden, da nur die Frau Oberamtmännin in's Complott gezogen war. Somit glaube ich Ihnen, beim Himmel, einen bewegten Tag geschildert zu haben! Bald nach dem Frühstück die Zeitungen mit ihren tausend Welthändeln, mit ihren Dämagogen-Umtrieben und Bundestags-Beschlüssen, mit ihren Protokollen, Kammer-Auflösungen, Preß-Prozessen, mit so vieler Misère und so geringer Lust; hierauf

Mies mit Wallenstein, Klenowsky und Schurimuri; Kladrau mit all' seinen Mysterien, dann das Abenteuer des im Irrgarten des Forstmeisters herumtaumelnden Kavaliers, und zum glänzenden Beschluß der Ball mit seinen Galloppaden, Reydowak's, Reydowazka's und so weiter; — vermögen Sie in Ihrer Residenz leicht mehr in achtzehn Stunden zusammenzudrängen und sehen Sie nicht, daß wir armen Bauern eigentlich die wahren Großstädter sind?

Kennen Sie Dr. Faust's System, lieber Manfred? so fragte mich eines Nachmittags der Baron, während ich mit ihm und dem Oberamtmann unter dem großen Zelte von Segeltuch saß, das, wie Sie wissen, den schönen Rasenplatz vor dem Schlosse größtentheils bedeckt und vor Sonne, Regen und Wind gleichmäßig schützt, ähnlich jenem Zelte Bonstetten's zu Genf, von ihm poetisch „die Wolke" genannt, nur daß hier einige Kleinigkeiten fehlen, nämlich der Genfersee, Montblanc u. s. w.

„Dr. Faust's System? Ich kenne den älteren und neuen Faust von Göthe, den Faust von Klinger, Spohr, Baggesen und Maler Müller, aber —

Hier ist von dem Bückeburg'schen Hofrathe die Rede, fiel Papa mir lachend ins Wort. Sie haben, wie ich höre, nichts über den Sonnenbau gelesen, sonst würde Ihnen nicht Mephistopheles Schüler, sondern der Wiederbeleber dieser interessanten Lehre eingefallen seyn, deren Ziel dahin gerichtet ist, unsere Stadt= und Dorfbewohner aus den bisherigen Menschenställen zu befreien, damit von ihnen, mit Göthe's Faust, gesagt werden könne:

Auch sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Jedem Gutsbesitzer, folglich auch Ihnen, fuhr der Baron fort, sollte an einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit doch wirklich etwas gelegen seyn; und ganz unbegreiflich ist es mir, von euch Schöngeistern, die ihr den guten Geschmack gleichsam gepachtet habt, eure Landsitze und Dörfer noch immer so heillos vernachlässigt zu sehen! Ich bin ein einfacher deutscher Michel von gestern und vorgestern; deßhalb will mir auch die Romantik eures Mittelalters nicht behagen, wo das Haus, wie Hutten sagt, nicht zur Lust, sondern zur Befestigung erbaut wurde *), eures Mittelalters, dessen Ueberreste ich noch aller Orten in unsern gewöhnlichen Bauernhäusern wiederfinde, die weit eher wahre Gefängnisse und Rauchhöhlen, niedrige dumpfe Schmutzwinkel und gefährliche Niederlagen von Brandstoffen, als Behausungen sind, in denen der Mensch gedeihen kann, da ihm Sonne und Licht fehlen.

Sie wissen, daß ich Jahrelang in den Niederlanden und in England gelebt habe, wo auch in dieser Beziehung Alles ganz anders als bei uns ist, und noch immer denke ich an die nordholländischen Bauernhöfe bei Purmerend mit wahrem Vergnügen zurück. In dem Hof und vor den Häusern sind Gärten für Blumen und Gewächse mancher Art, mit niedlichen Einfassungen, theils von Latten, theils von lebendigem Gesträuch; und rings um die Häuser führen höchst reinliche Trottoirs von gebrannten Steinen. Alle Zimmer des Hauses sind auf das eleganteste eingerichtet; köstliche Matten schmücken den schönen steinernen Fußboden; geschmackvolle Vorhänge und Rouleaux, so wie Fenster und Möbeln sind von Mahagoni. Alles Holzwerk im Stall ist weiß wie Elfenbein. Der Dünger, welcher von dem Vieh in die Rinne fällt, wird sogleich mit einer Schaufel zur Düngerstätte gebracht und das beschmutzte Vieh, so wie der Viehstand, mit einer nassen Bürste gereinigt, so daß nicht der mindeste Schmutz zurückbleibt.

---

*) Non ad amoenitatem, sed ad munitionem exaedificata est.

„Aber, bester Papa," unterbrach ich den Strom seiner Rede — „Sie verlangen doch nicht, daß in so vielen Dörfern des sogenannten Stockböhmen, das mit Irland manche Aehnlichkeit hat, der Bauer leben soll, wie sein Edelmann?"

Wie sein Edelmann! rief der Baron. Sie erinnern mich an die wahre Ursache des hiesigen Verfalls. Eben weil diese Edelleute nicht unter ihren Bauern leben, weil sie ihnen die Kraft des Beispiels nicht anschaulich machen, sondern alle Einkünfte in den Haupt- und Residenzstädten vergeuden, eben deshalb gleicht das Land noch hie und da einer Rumpelkammer, wo Alles durcheinander liegt, wie Kraut und Rüben. Einmal des Jahrs sehen wir manche dieser Gutsbesitzer freilich in unserer Mitte, d. h. während die großen Jagden beginnen. Aber haben solche Herren dann wohl Zeit, sich mit Verbesserungs-Vorschlägen zu unterhalten? Der ganze Tag wird im Forst verlebt, um den Bestien den Krieg zu machen; heimgekehrt wirft dann diese edle Jugend jedes Gewand bis auf die Unterkleider von sich und lagert sich um die Tische, von hundert Weinflaschen jeder Art beschwert. Wer endlich reif ist, fällt vom Stuhle herab, wird aufs Lager geschleppt, taumelt empor, um wieder zu trinken oder andern Lüsten zu fröhnen und endlich noch schlaftrunken in den Wald hinaus zu fahren, um hier ohne Anstand auf dem Anstand zu stehen!

„Bravo," lachte der Oberamtmann auf, — „ganz nach dem Leben getroffen! Doch Eins gefällt mir an diesen Herren, ihre Liebe zu den Pferden! Wenn auch die Pfarr- und Schulhäuser und die ohnedieß elenden, lumpigen Bauernhütten zusammenfallen sollten, so werden Sie doch gestehen müssen, daß man die Pferdeställe jedesmal im besten Stand erhält und ein gutes Gestütt hat oft wirklich mehr baaren Nutzen eingebracht, als eine Schule, ja selbst als eine Universität, wo man die jungen Rosse weder auf der Trense noch Kandare zureiten darf, sondern sie herumfahren läßt, bis sie den Koller kriegen und in dem Spital zu Köpenik geheilt werden müssen."

Lassen wir das, alter Kriegskamerad, ich will meinen adoptirten Vetter hier noch ein wenig auf's Korn nehmen, der zwar für Kunst und Wissenschaft und für ein gewisses Ideal mit Gazellenaugen und dunkelblonden Haaren feurig schwärmt (nun, nun, werden Sie nicht roth!); aber bisher noch keinen Decenten gefunden hat, ihn seine durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit wunderschön gelegene Besitzungen, zum irrdischen Paradiese umschaffen zu lassen!

„Einen so gut gelaunten, liebenswürdigen Professor kann man nicht lange genug hören!" rief ich aus, indem ich den guten Onkel umarmte, der heut ganz in seinem Element war, weil er einen aufmerksamen Zuhörer gefunden hatte. „Ich brenne vor Begierde, als Deutschlands famösester Landesverschönerer zu gelten, und will die Schriften der landesverschönernden Doctoren nicht nur am Tage, sondern selbst in der Nacht unter mein Kopfkissen legen. Glauben Sie übrigens nicht, daß solche und ähnliche Bestrebungen unbeachtet an mir vorübergegangen sind. Ich weiß sie zu schätzen, doch nicht zu — überschätzen!"

Während sich nun unser Philippos oder Roßlieb entfernt hatte, trat Papa förmlich auf den Katheder und begann:

Hätten die Menschen nur die Hälfte von dem darauf verwendet, sich gegenseitig zu unterstützen und zu beglücken, was sie für ihr Elend und ihre Herabwürdigung gethan haben, wahrlich, sie würden ihren gehofften Himmel zum Theil schon auf der Erde haben! Gegen diese Aeußerung werden Sie wenig einwenden können, junger Freund; Sie werden es mit mir bedauern, daß man so viele Kräfte zum Zerstören anwendet, die man weit besser zum Schaffen und Verschönern in Bewegung setzen sollte. Allgemein klagt man über Verarmung der Menge, und gerade bei uns, in dem Lande des Gedankens, scheint man die ganz nahe liegenden Ideen absichtlich von sich zu weisen, welche es verhüten würden, daß unser Vaterland von den

übermüthigen Engländern noch immer als das arme, träge, tölpische Deutschland *) bezeichnet wird. Sie wissen, daß ich ein Gegner aller bloß idealischen Spekulation bin; ich verlange keine abenteuerlichen und bizarren Bauten; ich will unsere Gärten nicht zu Blumenbeeten und die Felder nicht in Gärten verwandelt sehen: aber das Bild zweckmäßiger Benutzung sollte sich uns doch häufiger darstellen, als es bis jetzt geschieht. Vor Allem verlange ich Ordnung und Reinlichkeit, wenn auch nicht ganz in dem hohen Grade, aber doch jener allmählig nahe kommend, wie der Reisende sie in den kleinen Cottagen Englands, in Hollands bescheidenen Holzhäusern und in einigen Theilen der Schweiz antrifft.

„Sehr recht, theurer Baron,“ fiel ich ihm ins Wort — „aber, wie sollen denn all' diese schönen Pläne ausgeführt werden? Die Gewohnheit, die Königin der Welt, herrscht unerbittlich über eingeschränkte Geister! Und nun gar unser im Ganzen genommen immer noch indolentes Landvolk mit seinen Vorurtheilen, seinem Stumpf- und Eigensinn und Schlendrian, das stets augenblicklichen Vortheil sehen will, das seit Virgils Zeiten ewig das alte bleibt **) und von dem einer unserer Dichter sang:

Man mag Amphion seyn und Berg und Thal erregen,
D'rum kann man dennoch oft nicht Bauern widerlegen!

Wie wollen Sie solch' halsstarriges Volk bemeistern?“

Durch allmählige Belehrung und durch gegebene Beispiele und Vorbilder! Ich weiß es, daß alles Gute nur langsam Wurzel faßt, und daß man nichts übereilen und keine gesunde Frucht durch Treibhäuser erzeugen kann. Der alte nüchterne Horaz war-

---

*) The poor, slow, clumsy Germany.

**) O fortunatos nimium, sua si bona norint agricolas!
Virg. Georg. II. 458.

net sehr verständig: est modus in rebus, sunt certi denique fines! Laßt uns die Sache jedoch nur recht angreifen und sie wird gedeihen! Unsere Regierungen sollen vor allen Dingen die moralisch-intellektuelle Kraft des Menschen in zweckmäßig eingerichteten Schulen zu entwickeln bemüht seyn, denn ein reiflich durchdachter Jugend-Unterricht kann am meisten fruchten und überspannte Ideen beseitigen, welche leider nur zu oft unzufriedene, unglückliche Menschen heranziehen. Man predige nicht zu viel in die Leute hinein und bestürme das Volk nicht mit Gesetzen, denn das Zu-viel-Regieren hat selten den Erwartungen entsprochen; aber sehr zu wünschen wäre die Errichtung von Baugewerkschulen, Bauzeichnungsschulen und landwirthschaftlichen Mustergebäuden.

„In der That, mein väterlicher Freund, ich muß Ihre Ansicht billigen und Sie rufen mir wieder ein vorleuchtendes Beispiel dieser Art in's Gedächtniß zurück, das in unserem deutschen Vaterlande mehrfache Nachahmung verdiente! Sie wissen, daß ich das Glück genoß, einige Zeit in Therrenberg, dem Schlosse jenes erhabenen Fürsten zu leben, welchen Weissenbach so wahr als denjenigen bezeichnete,

— den die Berg' an den Thron und der Thron an die Berge gesendet,
Weil er, mit beiden verwandt, hoch ist und hirtlich zugleich!

In der Umgebung des durchlauchtigen Erzherzog Johann, des Lieblingsschülers von Johannes von Müller, besuchte ich unfern Mariazell in Obersteyermark den sogenannten Brandhof, über 3000 Fuß hoch an den Abhängen des Hochschwaben gelegen. Diesen Ort und seine näheren Bezirke ließ der erhabene Fürst zum Musterhof einer vollendeten Alpenwirthschaft umbilden; und nicht ohne Bewunderung war auch ich Augen- und Ohrenzeuge, wie tagtäglich das Landvolk selbst aus meilenweiter Entfernung herbeiströmte, um sich von dem in der ganzen Norischen Alpenkette, ich kann sagen angebeteten Prinzen Raths zu erholen; der in eigener Person die zwei und zwanzig Ackerbauge-

sellschaften Steyermarks in's Leben rief, welcher das herrliche Johanneum in Grätz stiftete, und bereits so viele Preisaufgaben für Industrie, Kunst und Wissenschaft auf seine Kosten lösen ließ. Während man in anderen Gegenden so viel über Landesverschönerung druckte, und so Weniges davon zur Ausführung brachte, fand in dem österreichischen Staate gerade das umgekehrte Verhältniß statt; und wer sich von einem angemessenen Kulturzustande überzeugen will, darf nur Ober- und Niederösterreich, Mähren, Salzburg, Steyermark und Kärnthen bereisen. In Oesterreich wird wenig für das Publikum geschrieben, dafür aber um so mehr gethan! Gestatten Sie mir überhaupt noch Eine Bemerkung!

„In mehr als einer Beziehung billige ich die Ansichten des Vorherr'schen Systems, insofern es sich nämlich um das Nützliche und für das praktische Leben Ersprießliche handelt; aber man sollte eher von einer Landeskultur oder Verbesserung, als von einer Landes**verschönerung** reden. Die Herren, welche den Sonnenbau vertheidigen, dringen darauf, daß jedes Haus mit seiner Hauptfronte gegen Mittag gestellt werde, daß es von einem Rasenplatz, doch keineswegs von größeren, schattigen Bäumen umgeben sey. Auf diese Art würden wir bald nur ganz einförmige Stadt- und Dorfanlagen bekommen, wie es z. B. die meisten Herrenhuther-Colonien sind. Alles würde steif, nach der Schnur gerichtet und Kasernenartig erscheinen, und von den malerischen Effekten könnte nie mehr die Rede seyn. Was dem Künstler gegenwärtig noch immer als interessante Staffage eines Landschaftsbildes gilt, würde somit vor all' den Linien und Winkeln des Architekten und Geometers verschwinden. Ein Strohdach, theilweise mit Moos bedeckt; Wände, woran sich Jasmin, Epheu, Weinreben oder andere Schlingpflanzen romantisch emporziehen; Burgruinen, alterthümliche Wasserleitungen, großartige Baumgruppen und vieles der Art mehr, womit der Maler gegenwärtig sein Skizzenbuch bereichert, — Alles dieß würde, bei **consequenter** Befolgung jenes Systems, verschwinden und dem ermüdenden Unisono der glat-

ten, kahlen Mauern weichen. Man eifert gegen das Bemalen der Häuser, gegen ihre In= und Aufschriften, gegen ihre Nischen mit Heiligenbildern; man will ihnen durch einfache Uebertünchung eine und dieselbe Uniform geben; keine gebrochenen, keine Mansarden= und Giebeldächer mehr gelten lassen; jeden Weg in der geradesten Linie ohne alle, auch noch so sanfte Krümmung angelegt wissen. Dieß Alles mag, ich gestehe es, gelderſparend, ersprießlich und bequem seyn; aber als Verschönerung will es mir nicht erscheinen.“ —

Eben wollte Papa antworten und wahrscheinlich würde er Ihren Freund mit unwiderstehlichen Gegengründen auch besiegt haben, — als plötzlich ein Wagen vor das Schloßthor rollte, Marchese Gordo aus ihm heraussprang und mir in die Arme flog, begleitet von Prag's ausgezeichnetem Bühnenkünstler B., deren Ankunft unserem Abendzirkel noch erhöhtere Abwechselung zu versprechen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Die goldne Schale.

Novelle aus dem zehnten Jahrhundert;

von

A. J. Büssel.

Kaiser Berengar hatte die Sarazenen siegreich zurückgeschlagen; der Erfolg dieses glänzenden Sieges sicherte sein Reich gegen alle weitern Versuche der Araber, vor denen ganz Italien seit Jahren zitterte, die Gränzen seines Gebietes zu überschreiten. Sein Name ward ihnen furchtbar, sie fühlten die Kraft seines mächtigen Armes und ehrten die Ueberlegenheit seines kriegerischen Geistes, den er seinem wohlgeübten Heere eingeflößt hatte. —

Allein nicht lange genoß er die Früchte dieses vollendeten Sieges, den er über das begeisterte Sarazenen-Heer erkämpft hatte. Die zügellosen Raubhorden der Hungarn strömten im Osten heran wie eine rasende Fluth, und durchbrachen alle Dämme seines im Siege frohlockenden Landes.

Zu Tausenden rückten sie heran auf ihren flüchtigen Rossen in dichtgedrängten Schaaren. Die scheußliche Gestalt dieses rohen, entmenschten Völkerstammes — die breiten, aufge-

worfenen Lippen, die nur mühsam die blinkenden Zähne bargen, die starken Backenknochen, die schwarzen, furchtbar rollenden Augen, über die sich pechschwarze, borstige Brauen zogen, die gelbbraune, schmutzige Farbe des Gesichtes und die in einen langen Schopf zusammengebundenen Haare, die, wenn sie schnell ritten, grauenhaft im Winde flatterten, erfüllten die christlichen Völker mit Entsetzen.

Berengar forderte seine Getreuen auf zum neuen, blutigen Kampfe; es galt nicht nur den Osten Italiens, seine eigenen Lande zu schützen, sondern auch das Vordringen dieser blut- und raubdürstigen Horden von den Thoren des nördlichen Italiens — des ganzen Westen, der herrlich blüthe, abzuwehren, und eine feste Schutzmauer dagegen zu bilden. Der Markgraf von Ivrea stieg von seiner Burg herab auf den Ruf des Kaisers, er sammelte schnell seine kampflustigen Mannen, die sich in früheren Schlachten gegen die Sarazenen durch unerschütterlichen Muth ausgezeichnet hatten. Seinem Beispiele folgten Guido, Markgraf von Toskana; der Erzbischof Lambert, der geliebte Hirte Mailands; der mächtige Graf Gilbert und alle übrigen Grafen und Herren. In kurzer Zeit stand eine Kampfmasse von sechzig Tausend Streiter da, die lauter vortreffliche Feldherren in die Schlacht führten und sich unter den Oberbefehl des kühnen, tapfern Kaisers stellten.

Der heiße Schlachttag nahte. Die Italiener brannten vor Kampfbegierde; sie erinnerten sich der ruhmvollen Tage, die ihnen Siegeskronen um die Stirne gewunden; sie nahten sich nun einem klügeren, edleren Feinde — den sieggewohnten Sarazenen, die ihnen vielleicht an Bildung überlegen waren, und boten nun mit stolzer, kühner, todtverachtender Stirne Trotz den regellosen, an Zahl ihnen überlegenen Hungarn, die nur auf ihren Rossen und mit ihren Bogen schreckten, aber im regelmäßigen Kampfe leicht zu zerstäuben waren.

Berengar ließ das Zeichen zum Angriffe blasen. Die Helme und Rüstungen ihrer Schaaren glänzten im Morgenrothe

und die Lanzen funkelten im Strahle der Sonne wie weithin reichende Demantmassen.

„Berengar und Italien!“ So erscholl es tausend und tausendfach über die Ebene hin. Der Kaiser leitete den Angriff, und, unterstützt von den übrigen Heeresführern, drang er ein in die dichtgeschlossenen Haufen der Hungarn, die sich wie Schlangenknäuel schnell entwirrten und nach allen Richtungen hinschwärmten, um die Feinde durch diese scheinbare Unordnung irre zu leiten und zu verwirren. Berengar drängte sie allmählig aus den Ebenen hinaus. Sie sammelten sich wieder, wo sich ihnen vortheilhafte Punkte darboten, griffen mit wilder Raserei an, und drückten mehrere tausend Pfeile auf des Kaisers Mannen ab. Stürzten auch viele derselben hin, der Verlust entmuthigte weder den Kaiser noch sein Heer. Sie schlossen sich schnell wieder aneinander, die Katapulten schleuderten Brände und Steinmassen unter die Hungarn, die italienischen Bogenschützen, gewandt und sicher, schnellten ihre Pfeile ab, und die Hungarn entsanken ihren Rossen, wo sie sich den Phalangen Berengars näherten.

Adalbert von Ivrea und Guido von Toskana zogen sich links und rechts hin an dem Fuße der Gebirge, um die Hungarn in die Mitte zu fassen, während Kaiser Berengar mit dem Kern des Heeres unter Führung des Erzbischofs Lambert von Mailand, des Majordomus Olderich und des Grafen Gilbert sie vor sich her trieben.

Die Sonne war im Sinken — die Schlacht neigte sich zu ihrem Ende und ein herrlicher Sieg krönte Berengar und sein tapferes Heer, das die Hungarn bis auf einige Hunderte vertilgte, denen es gelang, durch die noch bei Zeiten unbesetzten Engpässe zu entrinnen.

Berengar ging in kurzer Zeit als Doppelsieger aus den blutigsten Schlachten. Die Sarazenen waren zurückgedrängt,

ihre Heerschaaren zusammengeschmolzen, und die Hungarn zurückgeworfen und auf immer geschreckt, sich von dieser Seite her Italien zu nähern. Berengar hatte sein Reich befestigt. Die äußern Feinde seines Reiches waren vernichtet, er dachte nun nur daran, es im erkämpften Frieden segensvoll zu heben, durch glänzende Belohnungen sich die Anhänglichkeit der Großen zu erhalten, und an die Krone des Sieges auch den Ruhm eines weisen, wohlthätigen und edlen Herrschers zu knüpfen, der sich mit seinem Volke der Großthaten des Sieges im Genusse der Ruhe erinnert.

Er hatte einige hundert Hungarn zu Gefangenen gemacht, denen er es später frei stellte, sich in seinen Landen anzusiedeln, oder in ihre Heimath zurückzukehren.

Er nahm mehrere unter seine Garde auf, unter diesen einen durch Größe und Muth hervorragenden Jüngling mit Namen Zengis, dem er später den Beinamen Ivrochi gab. Bald gewann der junge Hungar des Kaisers Vertrauen. Er nahm ihm das Hungarnkostüm ab, kleidete ihn in die Nationaltracht des Landes, umschloß seine Brust mit einem funkelnden Stahlpanzer, der auf den Schultern mit goldenen Spangen schloß. Er reichte ihm eine große Hellebarde, in welche er seinen Namen und den Schlachttag mit Diamanten kunstreich einlegen ließ; drückte ihm einen Helm von massivem Silber auf das wildumlockte Haupt, und ernannte ihn zum Wächter in seinem Vorgemache.

Zengis wurde nach einigen Wochen getauft, und der Kaiser bestellte ihm den Markgrafen von Ivrea als Pathen, wozu dieser um so lieber die Hand bot, als Zengis von ihm selbst in der Nähe seiner Burg gefangen genommen wurde. Er beschenkte diesen jungen, riesenhaften Hungar mit wahrhaft kaiserlicher Verschwendung, denn Zengis, der sehr gelehrig war und sich nicht nur bald in die neue Landessitte, in alle Gebräuche leicht fand, sondern auch mit einer unerwarteten Schnel-

ligkeit die Sprache seiner neuen Landesgenossen erlernte, fügte sich mit überraschender Gewandtheit in die Launen des Kaisers, und vollzog immer mit treuer Pünktlichkeit alles, was ihm geboten wurde.

Freilich sahen die übrigen Umgebungen Berengars nicht ohne Mißgunst die Auszeichnung, die er an dem „Hungarischen Wildfange" — an dem „Hungarischen Wolfe," wie sie ihn zu nennen pflegten, in zu großem Uebermaaße vergeudete. Es war einmal ein Hauptzug im Charakter des Kaisers, in Allem seine Großmuth und Güte aufs Höchste zu treiben, und er mochte bei seinen edlen, geraden Gesinnungen nicht immer überlegt haben, daß er Jene zurücksetzte, die ihm in jeder Beziehung näher waren. Allein er überhäufte nicht minder alle Großen seines Landes mit Gunstbezeugungen, mit Geschenken, mit neuen Privilegien, mit herrlichen Besitzungen und glänzenden Stellen an seinem Hofe, sondern übte auch eine bewunderungswürdige Großmuth an Jenen, die sich sogar des Treubruches gegen ihn schuldig gemacht hatten. Der einzige Ludwig von Provence erfuhr an ihm den strengen Richter; allein er hatte die gerechte Strafe verdient, da er nichts Geringeres im Schilde führte, als seine Lande aufzuwiegeln, und die bestehende Ordnung der Dinge umzustürzen. — Berengar, der in einem früheren Bürgerkriege gegen so viele neidische Gegner zu kämpfen hatte, der, wo er nur als kaum gekrönter Kaiser hintrat, auf Verrätherei und Verschwörungen stieß, der die Wuth der offenen und geheimen Partheien in einer Reihe von Jahren kennen lernte und nie sagen konnte: ich schlafe ruhig in meinem Palaste, konnte doch nicht um seinen Glauben an ächte Treue und Liebe gebracht werden.

Ich züchtige dich, sagte er zu Ludwig von Provence, nicht deßhalb, weil du mich vom Throne stoßen wolltest, sondern weil du frevelhaft das Glück meiner Unterthanen durch deine That zu verderben trachtetest. Ich selbst bin mir gleichgültig, aber ich habe die Krone aus Gottes Hand, um für

das Wohl des mir anvertrauten Volkes zu wirken. Mein Leben, mein Volk und meine Krone sind Eins!

Die ungeheuchelte Ergebenheit, mit welcher sich alle Großen seines Reiches zum zweiten Feldzuge auf seinen Aufruf gegen die Hungarn rüsteten, die Begeisterung, mit welcher sie an seiner Seite in das Schlachtfeld zogen, die Entschlossenheit, mit welcher sie mit ihren gerüsteten Kampfschaaren dem verwegenen, allgefürchteten Feinde entgegen schritten, mußten im Kaiser das Andenken an die früheren Ereignisse, an die Umtriebe gegen seine Person, an die blutigen Partheienkämpfe und an die Gefahren, die ihn so oft und so grauenvoll in der Mitte der revolutionären Bewegungen bedroht hatten, auf immer verlöschen. — Er gab den Großen des Reiches glänzende Feste an seinem Hofe; er rief sie zu sich, an seiner Seite die Kaiserin Theodelinde, im schönen Kranze um den kostbaren Thron die blühenden Töchter, unter denen Stephanie wie ein prangender Blüthenbaum hervorragte, zu seiner Rechten den Erben der Kaiserkrone, Berengar, der wie ein Cherub im goldnen Panzer leuchtete. In einem Halbkreise standen die Garden aus dem italienischen Volksstamme, zur linken Seite des großen, ausgeschmückten Saales Sarazenen — lauter Jünglinge auserlesener Schönheit; zur rechten Hungarn, an ihrer Spitze der gigantische Zengis, der die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich lenkte.

Pagen, zwei Hundert an der Zahl, lauter Sprößlinge adeliger Familien Italiens, reihten sich um den Thron des Kaisers wie ein schimmernder Juwelenkranz. Es waren Jünglinge, die er selbst auserkoren für seinen Dienst. Alle zeichneten sich durch körperliche Vorzüge aus; sie waren die Blüthe des mächtigen Adels, der stillen, tiefverhaltenen Grolles auf den Untergang des großsinnigen, großmüthigen Kaisers sann, und nur durch seine unbegränzte Freigebigkeit geschmeichelt, dem Revolutionsgeiste, der in ihm fortwährend gohr, auf Augenblicke entsagte.

Mein treuer Ivrea, rief der Kaiser, noch voll männlicher Kraft; denn er hatte an diesem Tage das vierzigste Lebensjahr erreicht, mein Ivrea, mein Guido, mein Olibert tretet hervor, naht euch dem Throne eures Kaisers, der vor einigen Tagen Zeuge war eures Muthes und eurer Tapferkeit! Komm' heran, mein Gilbert! Dein Kaiser vergißt dir nie die Treue, mit welcher du an seiner Seite kämpftest! Olderich, mein geliebter Major Domus, dem ich seit Jahren das Wohl meiner Völker vertraue, was hält dich zurück, deinem dankbaren Kaiser heute unter die Augen zu treten? Dir gehört die erste Stelle neben mir und neben meinem Thronerben. Du hast die Kunst des Friedens und des Krieges in deiner Gewalt! Dein reicher Geist ist erfinderisch, wo es gilt, Mittel zu schaffen, die meine Völker beglücken! Guido von Toskana! Du hast in der Hungarnschlacht deinem Stamme den alten Ruhm zurückgegeben! Du löschtest den Mackel aus, womit du und deine Mutter Bertha dein berühmtes Geschlecht beflecktest, als du dem König Rudolph von Burgund die Hand reichtest zu meinem Verderben!

Ich steh' in einem Kreise ausgezeichneter Männer! Meine Ivrea, meine Guido, meine Olderich, meine Gilbert sind die Zierde meines Kaiserthrons! Noch viele würdige, große Namen knüpfen sich an diese, die ich im Augenblicke als hellleuchtende Sterne vor mir erblicke! Keiner ist vergessen, Keiner bleibt mir unbelohnt! Mein Major Domus hat den Auftrag, mir alle Namen gewissenhaft zu verzeichnen, damit ich Jedem spende, der sich verdient gemacht hatte!

So sprach der Kaiser tief gerührt von seinem Throne herab. Seine kräftige, erhabene Gestalt, seine majestätische Haltung, der feste Ton seiner Rede und sein glühendes Auge machten den tiefsten Eindruck. Er traf die Herzen — er griff in die geheimsten Kammern derselben, und das schuldbewußte Gewissen prägte sich auf mancher Stirne deutlich aus. Scham-

röthe malte sich auf manchem Antlitze, aber auch die Reue offenbarte sich in unverkennbaren Zügen. —

Guidos Mutter, die mit vielen Damen zugegen war, erhob sich von ihrem Sitze. Die Schuldbewußte, die ihren Sohn gegen den Kaiser aufgereizt hatte, sie, die mit ihm früher die Hand bot, ihn des Thrones zu berauben, sie zerfloß in Thränen und wankte zum Throne hin, des Kaisers neue Gnade zu erflehen! Sie sank vor dem Kaiser nieder, rang die Hände und gelobte mit dem Sohne ewige Treue. Die Kaiserin Theodelinde und ihre blühende Tochter Stephanie hoben sie empor und flößten ihr mit schmeichelnder Rede Muth und Trost ein. Sohn und Mutter legten ihre Hände in die Rechte des versöhnten Kaisers, und die große Versammlung rief dreimal: Es lebe Berengar, es lebe Theodelinde! Der Ausruf der Menge scholl in den weiten Wölbungen des Sales im sechsfachen Nachhalle brausend zurück!

So feierte der Kaiser ein herrliches Doppelfest — jenes des Sieges und der Versöhnung mit seinen Vasallen, die er, anstatt zu strafen, im Angesichte vieler Tausende zu sich empor hob und auszeichnete.

Wie hätte Kaiser Berengar mehr zweifeln können an der unerschütterlichen Treue der Vasallen? Sie hatten ihre Anhänglichkeit erprobt in der furchtbaren, würgenden Hungarnschlacht, sie opferten Gut und Blut, sie setzten ihr Leben ein und bewährten ihre Aufrichtigkeit. —

Allein der rege, finstere Dämon der Zwietracht und der Empörung der Vasallen läßt sich nur stillen aber nie sättigen. Der Kaiser hatte sie durch seine Großmuth nur zu noch größeren Forderungen angespornt; sie wollten zu den bereits ertheilten Begünstigungen neue — sie wollten sich von dem Vasallenverhältnisse mit Gewalt losreißen, und sich zu unabhängigen Herren, zu selbstständigen Souverainen emporschwingen. Der

große Adel begnügte sich nicht mit den Opfern, die ihm Berengar brachte; er wollte selbstherrschend seyn und dem Kaiser als Uebermacht trotzen.

Nicht dem Kaiser galt der Muth seiner Vasallen in der Schlacht — sondern dem eigenen Vortheile. Nur wenige fesselte er fest an sich; mit diesen Wenigen, die auf die Nation vortheilhaft einwirkten, unternahm er einen neuen Feldzug gegen Rudolph, den König des transjuranischen Burgunds.

Die Nation liebte den Kaiser, weil sie den mächtigen, stolzen Adel haßte. Er räumte ihr dagegen allmählig bedeutende Vortheile ein, um gegen denselben im Volke ein Uebergewicht zu bilden. Seine Vasallen, geblendet von den Versprechungen Rudolphs, trugen diesem die Kaiserkrone an. Er brach unversehens in Berengars Staaten ein. Der Kaiser rüstete wieder, er zog aus, und schlug den burgundischen König, dem es nach seiner Krone gelüstet hatte.

So kämpfte Berengar ununterbrochen gegen innern und äußern Verrath, so vernichtete er immer glücklich seine innern und äußern Feinde, und befestigte wieder mit neuer Kraft den Thron der Väter. Immer unterwarf sich der Adel dem siegenden Kaiser, dem es freigestanden wäre, ihn zu vertilgen. Allein der günstige Erfolg seiner Waffen wirkte auf ihn so ein, daß er trunken von seinem Glücke und von der Natur schon zur Großmuth und beispielloser Milde geschaffen, selbst die schwarze That des Verräthers vergessen konnte.

Daher kam es, daß der aufwieglerische Adel diese herrische Großmuth als eine Schwäche ansah, daß er in den Handlungen kaiserlicher Milde und Nachsicht eine geheime Furcht erblickte, und sich zu immer neuen Versuchen hinreißen ließ. Berengars Untergang war einmal beschlossen, und nur schonungslose Strenge, wie sie eine solche bewegte, immer gährende Zeit verlangt, konnte den Thron erhalten und befestigen.

So kam es, daß man frevelhaft und verwegen von einem Hochverrathe zum andern schritt, und selbst die Zufriedenen in das Gewebe des Komplottes zog, das sich immer enger und enger um den Kaiser schlang, der leider nie zu bewegen war, mit seiner gewaltigen Hand die Verschwörer zu zermalmen.

Selbst sein Major Domus, Graf Olderich, dem er das unbedingteste Vertrauen schenken durfte, verstrickte sich in das Komplott der Verschworenen, und Berengar hatte bald Niemand mehr in seiner Umgebung, der ihm mit unverbrüchlicher Treue anhieng.

Glücklich im Schooße seiner Familie fühlte er tief den Schmerz, sich verfolgt, sich gehaßt und allmählig verlassen zu sehen.

Einst saß er mit seinen Töchtern, mit seiner Gemahlin und mit seinem Thronerben Berengar an der Tafel. Niemand blieb mir treu, sagte er, und Thränen quollen aus den Augen des tief erschütterten Kaisers. Ich glaube nicht, daß auch im Kreise der Meinigen der Unhold der Untreue sein finsteres Unwesen treibt! Berengar, mein theurer Sprößling, schütze du einst dein edles Volk! Sey du ein fester Schirm dieses theuern Familienzirkels, und stähle dich mit unerschütterlichem Muthe gegen die Verschwörer — denn ich ahne, daß ein ungünstiger Stern über meinem Haupte leuchtet.

Die Kaiserin, Stephanie, die herrliche Kaisertochter, und der Thronerbe Berengar sprangen von ihren Stühlen auf, und wetteiferten, den geliebten Vater, den so oft siegreichen Kaiser zu liebkosen. Der junge Berengar, ein Jüngling von zwanzig Jahren, geistvoll, muthbeseelt und thatkräftig, umschlang den Nacken des Vaters, und drückte ihn an seine Brust. Dir schlägt ein treues Herz, mein Sohn, rief der Kaiser aus! In diesem Herzschlage höre ich deutlich jenen meiner Theuern, die sich treulich an den unglücklichen Vater schmiegen!

Der Hungar Zengis, der außerhalb dem Gemache Wache hielt, glaubte, eine Meute habe sich verrätherisch in sein Kabinet geschlichen und trachte ihm nach dem Leben, denn die rasche Bewegung, das plötzliche Geräusch, die eifrige Rede erweckten in ihm den Wahn eines Verrathes. Zengis stürzte herein, seine Augen funkelten, sein Mund bebte, und Glut übergoß seine braunen Wangen.

Er stand in voller Rüstung, die scharfe Hellebarde in der rechten Hand fest und krampfhaft haltend, vor dem erstaunten Kaiser. Die Kaiserin und ihre Kinder flohen vor Entsetzen zurück; sie glaubten, dem Kaiser und ihnen gelte der zornentflammte Blick des furchtbaren Zengis — sie gaben dem Wahne Raum, er stehe an der Spitze gedungener Meuchler, denn das Kaiserhaus war schon seit geraumer Zeit eingeschüchtert. Der junge Berengar faßte den Hungar am Arme und rief:

„Unsinniger, was beginnst du? — —"

„Ich thue meine Pflicht, ich schlachte den Verräther, der sich vermißt, dem theuern Haupte des Kaisers sich zu nähern!"

Der Kaiser beruhigte ihn; Zengis sah ein, daß er sich getäuscht habe, und sein wilder Blick verwandelte sich wieder in ein ruhiges Lächeln.

Seht, rief der Kaiser, dieser Zengis, den der Markgraf von Ivrea gefangen nahm, jener Markgraf, der die Schlacht entschied — der nun Treue heuchelt, aber voll unersättlichen Ehrgeizes immer höher strebt, und mir die Krone vom Haupte reissen will, dieser Zengis gehört dem Volksstamme an, der Italien verwüstete und Europa verheerte, aber in seiner Hungarnbrust schlägt ein treues Herz! Der Sohn des Erbfeindes der christlichen Nationen ist dem Kaiser treu und schützt seine Person gegen die Meuter!

Prinz Berengar riß seine schwere, goldene Kette vom Halse und schlang sie dem Hungar um den Nacken. Zengis verneigte sich vor dem Kaiser und seinem Thronfolger und dankte für das neue Geschenk, das ihn so sehr überraschte, daß er lange sprachlos vor ihnen stand. Der Kaiser winkte, und Zengis entfernte sich wieder. Hungarn und Sarazenen, sagte der Kaiser, müssen die Herrscher Italiens beschützen gegen ihre eigenen Landessöhne. Soweit sank meine Zeit, daß ich die Treue beim Todfeinde suche und finde! —

Die Kaiserfamilie hatte sich von dieser Ueberraschung wieder erholt. Sie nahm ihre Sitze an der Tafel wieder ein und gab sich ganz dem wohlthätigen Eindrucke hin, den diese Scene der Anhänglichkeit und Treue auf sie gemacht hatte.

Die Kaiserin wollte heute ihren Gemahl mit einem Geschenke überraschen. Am Schlusse der Mahlzeit brachte ein schöner Page, Adalbert, der Sohn eines angesehenen Veronesers, des Grafen Flambert, Früchte in einer großen, goldenen Schale. Am Rande derselben befand sich in getriebener Arbeit eine Victoria, die ihm, dem Sieger über die Sarazenen und Hungarn eine Lorbeerkrone reicht. In der Mitte der Schale stand Berengars Name in einem Kreise von Sternen, durch welche sich die Monatstage der berühmten Schlachten sinnvoll schlangen. Der Page Adalbert, den der Kaiser über die Taufe hob, den er vorzüglich liebte, hatte den Auftrag, diese Schale mit den Früchten ihm zu überreichen. Freudig überrascht, nahm der Kaiser die goldene Schale aus den Händen des schönen Adalberts, und küßte ihn auf die Stirne. Wer bestellte dieses sinnreiche Geschenk, fragte der Kaiser recht heiter und wohlwollend, indem er die Schale in die Mitte der Tafel stellte. Der Page lächelte und blickte verstohlen nach der Kaiserin, die ihm mit Winken es zu verrathen wehrte. Du bist sehr schweigsam, mein lieber Pathe Adalbert, sagte der Kaiser. Schweigsamkeit paart sich mit Treue — aber auch oft mit Tücke. Deine Stirne ist offen und rein wie der klare

Himmel Italiens, keine Furche zieht sich heimlich unter diesen blonden Locken, dein Auge ist feurig und verkündet mir einen tüchtigen Mann, der einst meinem Staate große Dienste leistet. — Dein Vater gehabt sich wohl? Schreibt er dir fleißig? Hast du keine Sehnsucht nach Verona? — — Theodelinde, ich bin diesem Adalbert, meinem Pathen, recht gut — möchte sein Vater meine Liebe mit gleicher Gesinnung vergelten! — —

Der Kaiser nahm den Pagen bei der Linken, und langte mit der rechten Hand die Schale von der Tafel heraus. Pathe, du schweigst noch? Adalbert erröthete, und wollte das Geheimniß schon verrathen, als der Kaiser die Schale genauer betrachtete und am Henkel derselben die Namenszüge der Kaiserin und seiner ganzen Familie entdeckte. — Er drückte den Pagen an seine Brust und rief aus: die Flambert leuchten noch als treue Sterne über meinem Kaiserhause! Theodelinde, deine Sterne, die in dieser Schale deinem Gatten treu und tröstend zuwinken, stiegen aus deiner reinen Seele empor, aus der Brust deiner Kinder, und mögen mich begleiten auf meiner kampfvollen, von Feinden umlauschten Bahn und mir erhellen die Nächte, welche meinen Thron umlagern! Diese Schale sey mir heilig! Sie bleibt nur dem ausgezeichnetsten Verdienste aufbewahrt! —

Graf Flambert von Verona genoß seit vielen Jahren die Gunst des Kaisers. Sie hatten sich als Jünglinge schon kennen gelernt; Flambert genoß mit ihm gleiche Erziehung und Bildung am kaiserlichen Hofe; sie hielten gemeinschaftliche Kampfübungen und wurden vom Erzbischof Lambert von Mailand — der mit Berengar die Sarazenen und Hungarn besiegte, in den Wissenschaften unterrichtet. Auch dieser Lambert, nun ein hochbejahrter Greis, dessen Stirne die Silberlocken umwallten, stellte sich in die Reihe der Verschworenen; auch dieser mißkannte den edlen Kaiser, obgleich ihm derselbe Besitzungen und Rechte einräumte. Wehe, rief Kaiser Berengar

aus, als er erfuhr, daß auch dieser nach seinem Sturze trachte, weh' mir! Der Stellvertreter des Erlösers, der Hirte des Friedens, dem es zur heiligsten Pflicht gemacht ist, den Haß zu ersticken und Friede und Eintracht unter Fürsten und Völkern zu erhalten, wüthet wie ein hungriger Tieger gegen mein Haupt und gegen meine Krone!

Ich habe eine goldne Saat von Wohlthaten ausgestreut, ich überschüttete die Verräther mit tausendfältigen Gnaden — aber eine Drachenbrut steigt als Frucht empor, und die Undankbaren, die unter dem Beile zu bluten verdient hätten, wühlen mit ihren Dolchen in dieser Brust!

Nach einigen Tagen kam Graf Milon zurück, dem Kaiser Berengar eine wichtige Sendung an den byzantinischen Hof anvertraut hatte.

Groß als Staatsmann und als Mensch, ließ er sich nie durch die Einflüsterungen der Feinde Berengars in seiner Treue erschüttern. Wie staunte er über die Verworfenheit der einzelnen Großen, die immer wieder den Faden ihrer verächtlichen Unterhandlungen aufnahmen und, kaum großmüthig verschont, die Dolche gegen ihren Kaiser zückten. Entartetes Jahrhundert, rief Milon aus, du nährst an deiner Brust lauter Ungeheuer!

Kaiser Berengar sah sich genöthigt, den bisherigen Major Domus, den Grafen Olderich, von seinem wichtigen Amte zu entfernen. Milon drang mit den überzeugendsten Vorstellungen in ihn, er zeigte ihm ohne Scheu den furchtbaren Abgrund, der sich vor ihm öffnete. Berengar wollte sich durchaus nicht dazu entschließen, als es darauf ankam, Olderich die Stelle abzunehmen; er kannte seine geheimen Verbindungen mit dem Markgraf von Ivrea, mit Gilbert und dem Erzbischofe von Mailand, und wollte seinem Grundsatze getreu: nur durch Milde und Nachsicht die irrgeleiteten oder aufgereizten Gemüther

sich zu versöhnen, den gefährlichen Major Domus durch neue Würden und Besitzungen zur Pflicht zurückführen.

Das Wiedererscheinen Milons war dem Major Domus nichts weniger als angenehm, denn er fürchtete von jeher seinen Einfluß auf den Kaiser, der ihm oft gegen seinen Willen die wichtigsten Geschäfte übertrug. Er sah ein, daß Milons Gegenwart alle Lieblingspläne seiner Parthei vereiteln und das ganze Gewebe ihrer Verbindungen zerstören werde.

Olderich, schon lange vom Thronerben, von der Kaiserin und ihrer ganzen Familie eben so sehr gehaßt als gefürchtet, näherte sich von nun an dem Kaiser mit einer auffallenden Geschmeidigkeit. Früher oft dictatorisch in Gegenwart des Kaisers, war er jetzt ungemein biegsam und nachgiebig und ließ seinen Herrn gewähren.

Berengar, der Milon nicht aufmerksam zu machen hatte auf die Uebermacht der Majores Domus aus den Zeiten der Merovingen — auf die List der Pipine, die sich nach und nach in den Besitz der Krone zu setzen wußten, um den König selbst als bemitleidenswerthes Schattenbild in den dunkelsten Hintergrund zu drängen, kämpfte lange den Entscheidungskampf.

Olderich hatte bald das Ereigniß mit der goldnen Schale erfahren; er konnte aus dem dienstbereiten Erscheinen des Hungars Zengis deutlich ersehen, daß der Kaiser und seine Familie gegen alle Umgebungen am Hofe Argwohn schöpfe.

Milon rieth dem Kaiser, seine Residenz auf einige Zeit zu verlassen und sich mit ihm nach Verona zu begeben, wo ihm sein geräumiger Palast zu Gebote stände. Dort könnte man unbelauscht und ohne Gefahr der Bewegung entgegen wirken und alle Mittel in Ruhe berathen. Der Kaiser willigte sehr gerne ein, er wünschte selbst seinen Palast auf eine kurze

Zeit mit dem Aufenthalt in Verona zu vertauschen, für das er immer eine Vorliebe hegte.

Der Kaiser eröffnete seiner Familie die Absicht, sich nach Verona zu begeben. Die Kaiserin erschrack darüber; sie bat ihn dringend, sie und ihre Familie nicht zu verlassen, denn sie ahne in dieser Reise nach Verona ein trauriges Ereigniß.

„Mein Berengar, mein Erstgeborner, schützt euch als mein Stellvertreter. Meine Sarazenen und Hungarn, mein treuer Zengis werden euch schirmend zur Seite stehen.“

Noch in derselben Nacht, eh' Berengar abreis'te, kam eine vermummte Gestalt in die kaiserliche Burg, und verlangte den Kaiser zu sprechen. Es gelang ihr, bis zu der Wohnung der Kaiserlichen Familie zu kommen, wo sie vom Hungar Zengis angehalten wurde.

Als ihr Zengis die Vermummung gewaltsam herabreissen wollte, streckte sie die Hand gegen ihn aus und sprach mit dumpfem Tone: Halt', Zengis, kein Meuchler, kein Verschwörer, kein Feind des Kaisers steht vor dir! Nimm diese kleine Pergamentrolle, und gieb sie ungesäumt dem Monarchen, der stolz vertrauend auf seine Siege, zu großmüthig durch das Glück gemacht, wie ein Trunkener seine Feinde ans Herz drückt und sie in seinem Blute wärmt! Geh', fliege! Ich will den Kaiser warnen, nicht länger zu zaudern. Die Meute umlauert ihn!

Zengis, zweifelhaft, ob er die Gestalt packen und mit sich fortschleppen, oder ob er mit der geheimnißvollen Rolle nach dem Palast eilen sollte, erhob ein furchtbares Geschrei. Sarazenen und Hungarn eilten herbei — sie stürtzten auf Zengis hin, denn sie glaubten, er sey verwundet, und der Ueberbringer entfloh. Hastig wurde das Pergament aufgerollt, und Zengis eilte in die Wohnung der Kaiserlichen Familie.

Zengis überreichte dem Kaiser das Pergament, als er mitten in seinem Familienkreise war und sich mit dem Grafen Milon über die Resultate seiner vollbrachten Sendung unterhielt.

Mit Entsetzen erfüllte Zengis unerwartetes Erscheinen die ganze Familie. Der Kaiser allein stand ruhig und ohne alle Erschütterung des Gleichmuthes unter den bleichen Gestalten. Die Prinzessin Stephanie klammerte sich an ihre Mutter und blickte wie von einem Gespenste ergriffen in die schweigende Versammlung. Berengar gab das Pergament dem Grafen hin und sagte ganz kaltblütig: Milon, du hast recht, ich muß nach Verona, meine Feinde lassen mich hier nicht in Ruhe. Hier stehen ihre Namen! Ich kenne sie — es sind die alten Verschwörer, nur einige Neulinge sind beigetreten. Der dieses Verzeichniß überbrachte, ist mir aus seinen Schriftzügen bekannt, er mußte die Nacht wählen, mir die neue Verschwörung zu entdecken, da er am hellen Tage Gefahr gelaufen wäre, von ihren Theilnehmern erdolcht zu werden. Der Himmel verläßt mich nicht ganz, er gönnt mir noch eine starke Parthei, die mir zur Seite steht, und im Falle des Ausbruches das Gegengewicht hält. Nach Verona, nach Verona! dort darf ich einmal freier athmen! Von dort will ich die strafenden Donnerkeile unter die Vermessenen, unter diese undankbare Bubenrotte schleudern, und ihre verderbliche Brut mit einem Schlage vertilgen.

Und Olderich? fragte Graf Milon, Ihr laßt ihn auf seinem Posten? Er darf an der Seite des Kaisers fortherrschen und in seiner Hand die geheimen Fäden der Verschwörung leiten? —

In Verona will ich deinem Rathe folgen; im Augenblicke, wo ihn eine zu mächtige Parthei unterstützt, darf ich ihn nicht entfernen. Ach, seufzte Milon, sich mit kaum verhaltenem Unwillen seitwärts wendend, ach, immer so nachgiebig, immer so mild, wo man ein Kaligula seyn soll!

Großer Kaiser, sagte Milon, denkt daran, Euer kostbares Leben und jenes Eurer herrlichen Familie zu retten! Ihr mögt hier noch die letzten Stunden wie ein Titus walten, Ihr mögt, da Eure große Seele sich über jene Schmach erhebt, die Verschworenen langmüthig am weiten Gängelbande flattern lassen, aber in Verona ist es Zeit, es mit fester Hand enge zu ziehen, und die strengste Gerechtigkeit mit Eurer hohen Würde zu paaren. Unsere Zeit fordert zur Kraft, zur eisernen Ruthe; zum Beile auf. Sie treibt arges Spiel mit der Großmuth und höhnt diese erhabene Tugend als Schwäche und Furcht.

Noch spät in der Nacht traf man Anstalt, mit allen Kostbarkeiten, mit allen Juwelen und mit allen Schätzen nach Verona zu entfliehen, wo sowohl der Kaiser als Milon auf volle Sicherheit baute.

Die treuen Anführer der Garden, die aus Eingeborenen, aus Sarazenen und Hungarn bestanden, wurden von Milon vor den Kaiser gerufen. Sie schworen einen neuen, feierlichen Eid der Treue und Ergebenheit. Der Kaiser trat mit dem Thronfolger Berengar in die Mitte der Garden, die sich in einem großen Saale aufgestellt hatten. Sie wollten mit einem lauten Vivat den Kaiser empfangen; allein er winkte ihnen, legte die Hand auf den Mund und bedeutete sie, geräuschlos und schweigend einen Kreis um ihn her zu bilden.

Treue Garden, sagte er, ich baue unbedingt auf eure unerschütterliche Ergebenheit! Euer Kaiser ist neuerdings bedroht. Eure Brust ist seine feste Schutzwehr. Ich habe euch so oft geprüft, und ihr bestandet unter allen Verlockungen die Treue. Ich will euch lohnen, wie es einem Kaiser ziemt. Beschützt die Meinen, bis sie mir folgen. Begleitet sie nach Verona! Ich eile voraus und erwarte euch dort in einem sicheren Asyle, das mir dieser edle Freund, den ihr aus mancher siegreichen Schlacht kennt, bereitet.

„Tod und Verderben allen Treulosen!“ murmelten mehrere hundert Stimmen! „Gott erhalte den Kaiser und segne unsere Waffen, die wir festen Muthes gegen sie kehren!“ —

Der Kreis lös'te sich auf; die Garden stellten sich in langen Reihen auf und der Kaiser schritt mit seinem Sohne und mit Milon hindurch. Er redete im Vorübergehen die Garden an und verweilte bald länger bald kürzer vor ihnen. So prägten sie sich die edle, hohe Gestalt Berengars fest ein und gelobten ihm ihr Leben. —

Er ließ ihnen reichliche Geschenke austheilen. Zengis munterte seine Hungarn auf, Abbuhl die Sarazenen und Allarich die Lombarden. Der Kaiser durfte auf sie zählen.

Unter den kostbaren Juwelen und Schätzen zog die goldene Schale ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Kaisers auf sich. Er legte einen ausgezeichneten Werth auf sie, er liebte sie wie einen heiligen Talismann und las in ihr gleichsam die geheimnißvolle Symbolik seines Lebens. Er glaubte, er halte den Sieg durch sie fest an sich gebannt, unzertrennlich an sich gezaubert und mit seinem ganzen Leben verbündet. So oft siegreich aus den Schlachten und andern Unfällen hervorgegangen, so oft gerettet, so oft den größten Gefahren entronnen, trotzte er mit stolzer Seele, voll Selbstvertrauen jedem Versuche, und hoffte jedes neu aufsteigende Ungewitter, das sich in grauenvollen Wolken über seinem Haupte sammeln mochte, zu beschwören und zu beschwichtigen.

Nehmt Alles in euren Gewahrsam, sagte er zur Kaiserin, nur diese Schale laßt mir. Ich darf mich nie von ihr trennen, sie muß mich überall hingeleiten und zu jeder Stunde und an jedem Orte an mein siegreiches Glück erinnern! Dieses köstliche Unterpfand der Liebe aus deiner Hand gewährt mir Ruhe und Kraft in den Stürmen, die mich bedrohen!

Er füllte sie mit Wein und rief Berengar und Stephanie mit den übrigen Kindern an die Tafel. Seht nur, rief er, wie die Sterne herauffunkeln, wie sie schweben und tanzen, wie sie sich wiegen in den goldenen Wellen! Sie steigen und sinken — sie heben sich wieder und gehen nie unter! Stephanie, die lieblich blühende Tochter des Kaisers, bückte sich über die funkelnde Schale. Wie leuchtete ihre Engelgestalt aus dem Weine und seinem sanften Gewoge herauf! Vater, rief sie, sieh' nur, wie deine Siegessterne durcheinander tanzen, wie sie sich verwirren und wieder hüpfend von einander lösen! —

Kind, sagte der Kaiser, du nennst die Bilder meines bewegten, immer wechselnden Lebens! Seit Jahren beständiges Schwanken und Steigen und Fallen, und doch nie ein Untergang! — Laß uns trinken, Stephanie, jetzt ruhen die Wellen, jetzt steht der Stern meines Glückes fest, angelfest und unbeweglich!

Der Kaiser nahm einen kleinen, goldenen Becher, füllte ihn mit dem funkelnden Weine der bedeutungsvollen Schale, und reichte ihn zuerst seiner Tochter, dann dem Prinzen Berengar und endlich der Kaiserin. Ein dreifacher Sieg, fuhr er fort, sichert mir den Thron und die Krone! Der letzte, den ich erfocht, ist der glänzendste, der erfolgreichste, darum reiche ich Dir, mein theures Gemahl, den Becher zuletzt! Er tauchte den Becher noch einmal in die goldne Schale und hieß die übrigen Kinder nippen vom erquickenden Weine.

Vielleicht, flüsterte die Kaiserin von Ahnungen erfüllt, vielleicht füllt Blut diese Schale, und ein eiskalter Schauer goß sich ihr durch die Wangen, und rieselte ihr durch alle Glieder. Mutter, sagte der junge Berengar, du bist blaß, du bist bewegt, du zitterst! Bange nicht, dein Sohn fühlt Muth und Kraft, und der Himmel erleuchtet ihm den Geist, die Mittel zu schaffen, die das Kaiserhaus vom Untergange retten.

Kaiser Berengar ist in Gottes Hand, und diese rächt den blutigen Frevel, der sich vermißt, an sein gesalbtes Haupt zu rühren!

Der Kaiser nahm vom Kreise seiner Familie Abschied, und ließ die goldene Schale unter jene Juwelen verwahren, die er nach Verona mitzunehmen beschlossen hatte.

Seine Familie hatte den Auftrag, ihm binnen vier und zwanzig Stunden zu folgen. Die Garden beseelte der beste Geist, sie hatten sich den Eid geschworen, sich bis auf den letzten Mann aufzuopfern und eine undurchdringliche Mauer um Berengar und seine Kinder zu bilden.

Der Thronerbe Berengar richtete die gebeugte Mutter wieder auf, Stephanie schöpfte mit ihr neuen Muth und ein Blick auf den Bruder, auf dessen heiterer Stirne das Vertrauen wie der Morgen leuchtete; dessen himmelblaues Auge männliche Ergebung, hohe Ruhe und heldenkühne Entschlossenheit strahlte, zerstreute das düstere Gewölke, das dumpf und grauenvoll sich immer herabsenkte in die Mitte des verfolgten Kaiserhauses. —

Flambert, dessen wir oben erwähnt hatten, war schon seit längerer Zeit in die Verschwörung verstrickt. Er wußte, daß sein Sohn am Hofe des Kaisers sehr beliebt ist, daß er ihn bei vielen Gelegenheiten vor den Uebrigen seiner Umgebung auszeichnete, und ihn dereinst zu glänzenden Stellen erheben werde. Die persönliche Neigung Berengars zu Flambert, die sich schon im zarten Jugendalter so tief in das Gemüth des Kaisers gepflanzt hatte, entwickelte sich mit den zunehmenden Jahren und bildete sich sozusagen zum kräftigen Stamme, der seine üppigen Aeste mit seinen blüthenreichen Zweigen, mit seiner prangenden Krone in den erfrischenden Morgen hebt.

Wer sollte glauben, daß sich die Natur eines so schwächlichen Irrthums anklagen ließe? Wer erklärt sich ein solches

Mißverständniß in ihrem ewigen, gleichmäßigen, durch tiefe Gesetze geregelten Gange, daß sie die Flamme der Liebe gewaltsam spaltet, und die eine, wie eine wohlthätig wärmende Macht, den Menschen zu edlen Handlungen beseelt, die andere aber feindlich ihn zur blutigen That spornt, und in furchtbarer, vernichtender Entzweiung wüthet?

Oede und traurig war es im Palaste des Kaisers. Es fehlte die Sonne seiner liebvollen Gegenwart, die mit ihrem milden Lichte erwärmte. Er nahm die frohe Regsamkeit, das immer bewegte Leben mit sich fort, aber nicht den heimlich flüsternden Dämon der Furcht und der Unruhe, die gespensterhaft seine Familie umschlich. War es von Seite der Verschworenen auch nie auf ihr Leben abgesehen, durften sie ohne Scheu öffentlich erscheinen und im Palaste sich dem gewohnten Lebensgenusse hingeben: sie knüpften an seine Abreise nur Unheilvolles, und sahen in der vorübergehenden, kurzen Trennung den Untergang des geliebten Vaters, des Kaisers, dem überall Schlingen gelegt waren. Von einer steten Angst getrieben, beschleunigte die Kaiserin mit Berengar und Stephanie die Abreise; sie kürzte den Termin, den er ihr festgesetzt hatte, ab, und bedeutete die Garden und ihre übrigen Umgebungen, in aller Stille sich zum Abzuge zu bereiten. Sie versammelte ihre Kinder in der Kapelle des Palastes. In Andacht hingegossen knieten sie neben der Kaiserin Mutter und beteten inbrünstig um die Erhaltung des Kaisers und um den Schutz des Himmels, daß er ihn bewahren möchte vor jedem geheimen Ueberfall der tückischen Verräther. Die Vorhänge waren an den hohen, gothischen Fenstern zusammengezogen, die Leuchter erhellten mit ihren flatternden Lichtern die schauerliche Nacht, und nur der Herzschlag der Betenden war vernehmbar.

Stephanie, sagte die Kaiserin, indem sie sich von ihrem Betschemmel majestätisch erhob, in diesem heiligen, stillen Raume, wo mir euer Vater angetraut wurde, hättest auch du in einigen Wochen den Trauring empfangen sollen. Hier vor

diesem Altare hättest du deine Hand in jene des königlichen Bräutigams gelegt, aber die Stürme der Empörung lassen die Myrrthe nicht auf deinem geliebten Haupte blühen und die Rosen der Liebe und der Freude verwandeln sie in verwundente Dornen.

Fleht hinauf zum Himmel mit mir, daß er wieder den segensvollen Frieden einführe in die Lande des Kaisers und den Herzen unserer Feinde Liebe und Ehrfurcht einflöße gegen Berengar, der sie mit Wohlthaten überhäuft!

Andächtig faltete die Familie die Hände, Thränen funkelten in den Augen der gebeugten Kaiserin, die sich immer vor ihren Kindern aufzurichten strebte, und durch ihr Beispiel auf die Gemüther ihrer Umgebung erhebend einwirken wollte. Berengar blickte himmelwärts, sein Auge schien den Himmel zugleich anzuflehen und anzuklagen, es schien zu sagen: du kannst nicht ungerecht seyn, und den Kaiser untergehen lassen, der die Erbfeinde der heiligen Kirche siegreich schlug und die geweihten Altäre beschützte!

Stephanie, die Locken in üppiger Fülle über den blendend weißen Nacken geringelt, senkte ihr blühendes Haupt tief zum Busen, in welchem Liebe, Vertrauen und Glut der Andacht schlugen. Sie verließen die geheiligte Stelle, voll der Tröstungen, voll des Vertrauens und der Hingebung in jedes Ereigniß.

Der Kaiser war in Verona angelangt. Graf Milon geleitete ihn nach seinem Palaste, wo er mit zuvorkommender Liebe, mit hingebender Ehrfurcht empfangen wurde.

Bald hatte es ganz Verona erfahren, daß es den Kaiser in seiner Mitte habe; Tausende eilten herbei und drängten sich zu dem Palaste, welchen er bewohnte, und tausendstimmiges Lebehoch erscholl vor demselben. Die Veroneser, sagte der Kai=

ser voll Entzücken zu Milon, der neben ihm stand, die Veroneser sind ein biederes Volk! Ihr freudiger Jubelruf verkündet mir ihre Liebe und ihr Vertrauen! Milon, ich fühle mich wohl unter deinen Veronesern. Hier waltet gewiß kein verrätherischer Dämon, der nach meinem Leben strebt. Hieher reichen die Hände meiner Feinde nicht, und keine bietet sich dar zum frevelhaften Bunde gegen mich!

Immer lebhafter, immer stürmischer wurde der Andrang der herbeiströmenden Menge; das Vivatrufen nahm kein Ende, der Kaiser mußte sich zeigen, und vor ihr erscheinen. Er trat mit Milon vor auf den Balkon und begrüßte das Volk. Meine treuen Veroneser, rief er, euer Kaiser ist erfreut, unter euch zu seyn! Ich stehe in der Mitte eines biedern Volkes, nach welchem sich lange mein Herz gesehnt hatte. Ich drücke euch an mein Herz, es schlägt euch väterlich und opfert sich für euer Wohl!

Es lebe Berengar, der Sarazenen- und Hungarn-Sieger, rief die Volksmenge! Nieder mit allen Verräthern, nieder mit Ivrea und Guido, nieder mit Olibert, dem Major Domus, nieder mit dem König von Burgund!

Als der Kaiser den Namen seines Major Domus hörte, ergriff es ihn, wie ein eiskalter Schauer. Er blickte Milon an, als wollte er ihn fragen: Kennen die Veroneser besser meine Feinde, als ich? Milon, sagte er, indem er sich gegen ihn wandte, es ist hohe Zeit, deinem Rathe zu folgen. Dieser Olberich darf nicht länger mehr an meiner Seite stehen! — —

Nach einer Stunde kam eine Deputation, die aus den ersten adelichen Familien Verona's und aus den angesehensten Bürgern bestand. Graf Flambert war an ihrer Spitze. Der Kaiser nahm sie mit der ausgezeichnetsten Huld auf, er reichte Jedem die Hand, und versicherte sie in den wärmsten Aus-

drücken seiner Liebe. Die Deputation des Adels überreichte ihm eine goldene Siegeskrone als Erinnerung an die Schlacht gegen die Hungarn; jene der Bürger eine Goldkrone als Denkzeichen des Sieges gegen den König von Burgund; die hohe Geistlichkeit eine Krone mit kostbaren Demanten als Dankes-Symbol für den glorreichen Sieg über die Sarazenen.

Der Kaiser war tief bewegt über den Ausdruck der dankbaren Gesinnungen der Veroneser. Er betrachtete mit dem innigsten Vergnügen diese Pfänder der Ergebenheit und der Liebe und knüpfte nur die günstigsten Vorbedeutungen einer schönen, heitern Zukunft an diese kostbaren Geschenke, die ihn an sein Glück und an seine Siege erinnerten.

In eurer Mitte, edle Veroneser, beginnt der Wendepunkt meines Lebens, das bald das Verderben von Außen, bald jenes inmitten meiner Lande mich fortwährend bedroht! — Euer erhebendes Beispiel wird den besten Eindruck auf die Gemüther meiner Feinde machen. Ich stehe wie ein glücklicher Vater unter euch, wie unter meiner Familie, die arglos ihrem Vater vertraut und jeden Athemzug mit ihm theilt. Ich lebe nur mit meinen Völkern, und sie mit mir! Das Glück unseres Lebens bedingt sich gegenseitig!

Er entließ die Deputation, die ihm mit Begeisterung huldigte und versicherte ihr die Gewährung jeder Bitte, die sie ihm je vortragen würde. Er legte die Kronen zur goldenen Schale, die auf der blauen Marmorplatte einer Tafel im Morgenlichte funkelte. Er that es mit einer ernsten Bedeutung, denn er glaubte, sie erhalten eine schützende Weihe in ihrer Nähe und erhöhen die magische Kraft seines Glückes.

Flambert, rief der Kaiser, ich habe dir noch keine Nachricht von deinem Sohne mitgetheilt. Schnell wandte er sich um, als hätte ihn der Ruf des Kaisers überrascht, während er sich absichtlich an die Letzten beim Hinausgehen anschloß, um

die Gelegenheit abzulauschen, sich dem Kaiser, der ganz allein im Saale stand, zu nähern, und das auszuführen, was er bei sich beschlossen hatte. Flambert, sagte der Kaiser, indem er ihn bei der Hand faßte, schon lange entbehre ich deine Gegenwart, die einst in mir, dem Jünglinge, so viele schöne Träume, so viele herrliche Plane und Thaten anregte. Laß uns einige Minuten das Andenken an die schönen Jugendtage feiern, die uns mit der heiligen Flamme der Begeisterung für Alles Große, mit der Flamme der ewigen Freundschaft erfüllten!

Flambert neigte sich in tiefer Ehrfurcht vor dem Kaiser und schwieg.

Habe ich dir je wehgethan, glaubtest du dich jemals zurückgesetzt, ich will es gut machen, ich werde dir jeden Wunsch erfüllen. Ich weiß, der Major Domus, Graf Olderich, ist nie dein Freund gewesen — und gab ich ihm jemals nach, wo du deine Ansprüche geltend machtest und deine Hoffnung vereitelt sahst; bedenke, die Könige haben auch Stunden der Schwäche, und können nicht immer die heiligen Rechte ihrer Macht üben, wie es ihnen das Herz gebietet. Dein Adalbert blüht heran zum schönen Heldenjüngling; er ist mir theuer vor Vielen, ich vergnügte mich am Anblicke dieses hoffnungsvollen Sprößlings meines Freundes, ich sah immer nur dein theures Antlitz, und vergegenwärtigte mir meinen Flambert, so oft er sich mir dienend näherte.

Mein gütiger Kaiser, lispelte Flambert, Ihr seyd noch immer so huldvoll gegen mich, immer noch der warme, begeisterte Berengar, der auch im Purpur mich nicht vergißt.

Komm' näher, fuhr der Kaiser fort, der Freund soll nicht in scheuer Ehrfurcht von mir entfernt stehen. Jetzt reden die Freunde, und jede Scheidewand sinke ein, die uns trennen möchte. Berengar nahm ihn wieder traulich bei der Hand. „Diese Hand ist rein, diese Hand entweihte nie ein vergifteter

Dolch, den mancher schon auf mich zückte, dem ich sie mit Wohlthaten versöhnend füllte."

Warum schweigst du, warum blickst du mich mit verstörten Augen an? Warum zittert deine Hand? Dein Puls schlägt heftig! Wie springt er! Flambert, entdeckst du mir ein blutiges Geheimniß? — —

Mein Kaiser, rief Flambert aus, ich bin gerichtet! Ich liege im Staube vor Dir! Zertrete den Verräther, ich bin so hoher Gunst nicht würdig, ich habe mein Leben verwirkt!

Wie, sagte der Kaiser voll Staunen, wie, auch Du! — Flambert zog den Dolch aus dem Busen und schleuderte ihn in die entfernteste Ecke des Saales. Ich lege dieses verrätherische Haupt unter das Beil, fuhr Flambert fort. Vertilge mich und mein Geschlecht, ich flehe, großer Kaiser! Ich bin nicht würdig in deiner Nähe zu athmen, nicht würdig mit Dir, meinem Gebieter, die nämliche Luft zu athmen! Rufe deine Garden, und laß die Hellebarde diese verrätherische Brust durchbohren!

Der Kaiser hob ihn auf und sagte: Unglücklicher, was wolltest du beginnen? Ist Kaisermord eine so herrliche That, daß sie dein Gelüsten darnach erregte? Bebtest du vor dem Fluche nicht zurück, der auf dir und deinem Geschlechte ewig lasten würde, den tausend herrliche Großthaten nicht mehr auslöschen, der deinen Namen ewig brandmarkt, der ihn allen kommenden Jahrhunderten zur Schau trägt, und die späteste Nachwelt mit unvertilgbarer Verachtung, mit Abscheu erfüllt! Flambert, ich bin dein Kaiser, dein Freund, der Pathe deines Sohnes! Dreifache Bande umschlingen uns gleichmächtig, und du zerrissest sie mit blutiger Hand, wie ein Scheusal, dem kein Gefühl im Busen schlägt! Glaubtest du ungestraft deinen Kaiser zu morden? Erwartete dich ein Lohn aus den Händen der Verräther, die dich gedungen haben? Der Graf sank herab

zum gemeinen Meuchelmörder!! Entarteter, Verabscheuungswürdiger! Doch, ich will dir verzeihen! Ich will dein Beginnen mit ewigem Vergessen bedecken! Ich will dich wieder erheben aus dem Staube der tiefsten Erniedrigung, des schmachvollsten Standes des Verräthers. Kehre zurück zur Pflicht und zur Treue! Gott ist mein Zeuge! Ich übe keine Rache an dir und kein Recht! Ich gebe dich dem Leben zurück und will auch an dir Großmuth üben!

Sieh', sagte der Kaiser, dort glänzt eine kostbare Schale! Ich bewahrte sie wie einen heiligen Talisman! Sie ist das köstlichste Kleinod, das theuerste Juwel. Sie kömmt aus der Hand deiner Kaiserin — dein Sohn Adalbert legte sie in meine Hände, der Sohn des verrätherischen Freundes! Nimm diese Schale, nimm sie als Unterpfand der Großmuth deines Kaisers, als Denkmal der Versöhnung, und erinnere dich meiner, wenn dein Herz noch eine schwarze That beschleichen sollte! — Ich trenne mich von diesem Kleinod, um mich mit dir inniger zu verbinden! —

Flambert warf sich vor dem Kaiser nieder, reuevoll, tief erschüttert, zerknirscht und tief beschämt.

Steh' auf, rief der Kaiser, ich bin nicht gewohnt die Schale des gerechtesten Zornes über den reuigen Unterthan auszuschütten. Ich fülle sie dir mit der Fülle meiner Gnade! Ich habe dir verziehen!

Flambert nahm die goldne Schale mit zitternder Hand, als soeben Graf Milon hereintrat. Er wußte nicht, was zwischen dem Kaiser und Flambert vorgieng, aber er las auf dem Gesichte des Letztern, daß er ein Schuldbewußter ist.

Der Kaiser, seiner immer mächtig, jede Gemüthsbewegung schnell und kräftig beherrschend, entließ mit lächelnder Miene den Grafen Flambert, als hätte er mit ihm die ange-

nehmste Unterredung gepflogen. Milon sah die goldne Schale in seiner Hand, er staunte und folgte dem Scheidenden mit verwundernden Blicken. Er konnte sich das Räthselhafte nicht erklären, da er zumal wußte, welchen Werth der Kaiser auf dieses kostbare Kleinod legte.

Er ist dahin, sagte der Kaiser zu Milon, mit ihm das Köstlichste, das ich so hoch ehrte. Es soll mich in der Hand eines versöhnten Freundes eben so schützen, als wie in meiner eigenen!

Er führte Milon in die Ecke des Saales, in welcher der Dolch lag. Milon, sagte der Kaiser, so vertauschen oft die Herrscher der Erde die Kleinode des Lebens. Flambert hinterließ mir diesen Dolch — ich trat ihm dagegen die Schale ab! — —

Milon erblaßte — es hatte sich nun das Räthsel auf eine unerwartete Weise gelös't — und rief aus: Verruchtes Geschlecht, Undank und Mordsucht sind der Hauptzug deines Charakters! Und Ihr zertretet dieses Natterngezücht nicht? Tilgt es hinweg von der Erde, liefert es dem Beile! Dorthin ist es bestimmt! Dieses entartete Geschlecht muß einem bessern Raum geben, in Eurer Macht steht es, die Keime einer edlen Generation zu streuen und würdige Völker zu pflanzen!

Ich glaubte, Euch ein sicheres Asyl in Verona zu verschaffen! Es schmerzt mich tief, daß ich mich und meinen höchsten Gebieter täuschte — doppelt täuschte, da selbst im Schooße der Freundschaft der Verrath seine blutigen Pläne spinnt.

Beruhige dich, sagte der Kaiser, meine Sterne gehen wieder auf, verjüngt und herrlich leuchtend, aus diesem finstern Gewölke, das sich wieder um mein Haupt zog. Ich vertraue

Gott, meinem Glücke und den wenigen Edlen, die es redlich mit mir meinen!

Milon bat den Kaiser, den Palast nicht zu verlassen, er traf Anstalten, die Person des Kaisers auf alle mögliche Weise zu schützen und verstärkte den Theil seiner Garde, den er nach Verona mit sich gebracht hatte, durch erprobte Veroneser. Die Nacht war sternenhell und mild und lud ein zum geselligen Wandeln in den großen Gärten, die Milons Palast wie eine blühende Guirlande umfaßten. Der Kaiser, der mit Milon unter duftenden Lauben in traulichem Gespräche wandelte, äusserte den Wunsch, in einem Kasin zu schlafen. Die Springquellen rauschten in dicken Säulen in die gekühlte Abendluft und luden gastlich zur Ruhe. Das Kasin, das sich Berengar gewählt hatte, stand in der Mitte von vier in die Lüfte mit Gebrause steigenden Wassersäulen und erquickten die schlummernde Blume.

Milon ließ durch seine zahlreichen Diener auf der Stelle dem Kaiser eine bequeme Lagerstätte bereiten und umstellte das Gartenhaus mit einer starken Wache.

Der Kaiser überließ sich dem erfrischenden Schlafe; er sprach, eh' er von Milon Abschied nahm, mit der zärtlichsten Theilnahme von seiner Familie, die er in zwei Tagen erwartete, und war heiterer als je. Er hätte bestimmt die Wache zurückgewiesen, wenn er gewußt hätte, daß Milon seine Person schützen wollte, denn er hatte sich mit Flambert versöhnt, und glaubte nicht, daß seine Großmuth einen entgegengesetzten Erfolg haben könnte. Immer einig mit sich selbst, immer wieder ausgesöhnt mit den Feinden, sah er im Mörder selbst nur den unglücklichen Menschen, der sich verirrte; er liebte den Menschen im Verräther und bedauerte seine Schritte, wozu ihn eine unheilvolle, dämonische Stunde verführte.

Flambert dachte über das Geschehene nach. Schmerzgefühl

und Reue folterten ihn, aber bald verdrängten Rache und Zorn die edleren Empfindungen. Er sah sich in seiner tiefen, schmachvollen Erniedrigung vor dem Kaiser; er mußte sich einen Entarteten, einen Verabscheuungswürdigen, ein blutiges Scheusal nennen lassen — er erblickte sich in seiner aufgereizten, fieberhaften Phantasie als den Auswurf des Menschengeschlechtes, und konnte dem Kaiser die Demüthigung nicht vergessen, mit welcher er ihn gestraft hatte.

Er hatte den schauerlichen Eid geleistet, den Kaiser zu morden, und selbst sein Leben einzusetzen, um den Thron der Berengare zu stürzen. Er schleuderte die goldene Schale vom Tische weg, daß sie hell klang wie der Schall einer Glocke, und faßte neuerdings den Entschluß, sein Vorhaben auszuführen. Dein Klang, rief er verzweiflungsvoll, ist der Grabesklang — das Todtengeläute des Kaisers und meiner letzten Stunde! —

So rief der verruchte, der entmenschte, der undankbare Tieger des zehnten Jahrhunderts! So der Graf Flambert, dem der edle Kaiser Milde angedeihen ließ! —

Der Morgen glom herauf über die Hügel von Verona. Der Kaiser erwachte, er fühlte sich neu gestärkt, und blickte freudig in das Morgenroth. Die Glocken läuteten im Dome zur Messe. Er kleidete sich an und wollte sein Morgengebet dort verrichten.

Milon vermuthete nicht, daß der Kaiser schon so früh aufgewacht wäre, und konnte daher keinen Auftrag ertheilen, ihn zur Kirche zu begleiten. Der Führer der Wache erbot sich mit seiner Mannschaft ihm das Geleite zu geben. Der Kaiser verschmähte es und trat sorgenlos seinen Weg zum Dome an.

Einige Schritte vor dem Dome kam Flambert auf den

Kaiser zu. Er näherte sich ihm mit der heitersten Miene, und bewillkommte ihn unter freundlichem Morgengruße. Der Kaiser etwiederte ohne Arg und Furcht den Morgengruß. Flambert fiel ihm in die Arme, umschloß ihn mit heuchlerischer Zärtlichkeit, und drückte ihm den scharfen Dolch in die Brust! Der Kaiser sank sterbend hin, und rief noch im Scheiden: „Heuchler, so lohnst du deinem Kaiser für seine Milde!"

Zu spät erfuhr Milon die Bluthat, er eilte herbei, und traf noch den Mörder, den er mit seinen Mannen in Stücke zerhieb.

Verona entsetzte sich über diese beispiellose Ruchlosigkeit des verrätherischen Flambert. Tiefe Trauer herrschte in allen Theilen der schmerzergriffenen Stadt. Um Mittag kam die Kaiserin mit ihren Kindern. Wer schildert ihren Schmerz! —

Der Gang um Mitternacht *).

Eine Romanze.

(Aus dem Neugriechischen.)

Uebersetzt

von

J. M. Firmenich.

„O Mutter mit neun Söhnen, hör',
Und mit der einen Tochter, —
Im Dunkeln badetest Du sie,
Flochst ihr bei Licht die Haare,
Und schnürtest ihren schlanken Leib
Im Mondenscheine draußen, —
Gieb sie, gieb Aretula mir,
Ich sandte ja die Werbung,
Von Vavyloni Dir schon zu,
Gieb mir sie in die Fremde,
Daß Trost ich habe auf dem Weg,
Den ich nach Hause ziehe! —“

*) Diese Romanze, welche im Munde des Volkes von Scio lebt, und dort häufig gesungen wird, hat wegen ihrer Aehnlichkeit mit Bürgers Lenore bereits die Aufmerksamkeit vieler Literatoren auf sich gelenkt. Die ersten sechs Verse sind stereotyp.

„Verständig bist Du, Konstantin,
Jetzt aber sprachst Du thöricht:
Wenn Freude oder Leid sie trifft,
Wer wird sie mir dann bringen? —“
Er stellte Gott zum Bürgen ihr
Und alle heil'gen Märt'rer,
Er brächte selbst die Tochter ihr,
Wenn Freude, Leid sie träfe.
Es kam das zweite Jahr heran,
Und alle Söhne starben,
Und auch am Grabe Konstantins
Rauft' sie sich aus die Haare:
„Steh' auf, mein Konstantin, ich will,
Will meine Aretula!
Du stelltest Gott zum Bürgen mir
Und alle heil'gen Märt'rer:
Du brächtest selbst die Tochter mir,
Wenn Freude, Leid sie träfe. —“
Um Mitternacht verläßt er's Grab,
Um jene ihr zu bringen;
Er trifft sie kämmend sich das Haar
Im Mondenscheine draußen:
„Auf, theure Aretula, komm!
Es will Dich unsre Herrin. —“
„Weh, weh, lieb Herzchen mein, sag' an,
Was willst Du diese Stunde?
Ist Freud' daheim in unserm Haus,
Daß ich mich golden schmücke,
Sprich, oder Leid, lieb Herzchen mein,
Daß, wie ich bin, ich gehe? —“
„Komm, weder Leid noch Freude ist
Daheim in deinem Hause,
Auf, theure Aretula, mein,
Wie Du da bist, so komme! —“

Wohl auf dem Wege, den sie zieh'n,
Und Wege, den sie wandern,
Da hören Vögel singen sie,
Und Vögel also sagen:
„Sieh' da, das schöne Mädchen! schau,
Sie führet einen Todten! —"
„Horch auf, mein theurer Konstantin,
Hör', was die Vögel sagen! —"
„Es sind ja Vöglein, Liebchen mein,
O laß die Vöglein singen!
Es sind ja Vöglein, Liebchen mein,
O laß die Vöglein sprechen! —"
„Ich fürchte Dich, mein Konstantin,
Du riechst so sehr nach Weihrauch. —"
„Ja, gestern Abend giengen wir
Hinaus zu Sankt Johannes,
Dort hat der Priester uns gar sehr
Beräuchert mit dem Weihrauch. —"
„Auf, Mutter, schließ die Thüre auf,
Sieh' deine Aretula! —"
„Bist Du ein guter Geist, dann zieh',
Geh' fort, bist Du ein Guter!
Denn weit, weit in der Fremde ist
Die arme Aretula. —"
„Auf, Mutter, schließ die Thüre auf,
Schließ auf, ich bin Dein Kostas!
Ich stellte Gott zum Bürgen Dir
Und alle heil'gen Märt'rer:
Ich brächte selbst die Tochter Dir,
Wenn Freude, Leid sie träfe. —"
Und als die Thür' sie öffnete,
Entfloh der Tochter Seele.

Hochzeitlied.

(Aus dem Neugriechischen.)

Von

J. M. Firmenich.

Fort, Jünglinge, zum Tanze fort!
  Ihr Mädchen, zum Gesange!
Damit ihr seht und lernet dort,
  Wie sich die Liebe fange:
Sie fängt sich durch die Augen klar,
  Und steigt hinab zum Munde,
Strömt glühend von dem Lippenpaar,
  Und bringt zum Herzensgrunde,
Und wurzelt dort gar wunderbar!
  Stets tiefer, jede Stunde.

Die Sternseherin,

von

A. J. Büssel.

I.

Den jungen Arthur trieb ein unwiderstehliches Verlangen aus seiner Heimath nach den Höhen des nahe gelegenen Fichtelgebirges, von welchem ihm schon im zarten Knabenalter der Großvater in den einsamen Winterabenden erzählt hatte. Die Perlenbäche, welche von schönen, blondgelockten Feen bewacht werden, und aus den tiefen Schachten krystallenhell hervorquellen; die niedlichen Gnomen in holder Kindergestalt, und die riesenhaften, neckischen Kobolde, welche zur Nachtzeit im Mondenschein bei lautem Gehämmer Klumpen Goldes aus den Steingerippen schlagen, beschäftigten und entflammten seine reizbare Phantasie rastlos. — Noch mehr als jene Schätze und Gnomen lockte ihn die goldene Biene, die in der Größe eines Kolibri bald die höchsten Fichten umschwebt, bald sich auf die großen Haiden niedersenkt und immer, sobald sie die zarten Flügel zum Fluge ausbreitet, ein wunderliebliches, vieltöniges Harmonienspiel von sich giebt.

Arthur saß oft, von Chroniken und Legenden umlagert, halbe Nächte im breiten Stuhle des Ahns, und las mit na-

menloser Begierde. Immer enger wurde ihm der Raum der Heimath; nicht mehr genügten ihm die uralten Wälder mit ihren tausendjährigen Eichen und himmelanstrebenden Föhren und Taxusbäumen, welche das Beil auf den Höhen schlug und niederstürzte, um auf dem Strome nach der fernen Nordsee zu wandern.

Die friedlichen Thäler mit ihrem bunten Farbenschmelze; die liedervollen Haine mit dem rieselnden Gequelle lustiger Bäche hatten ihre Reize verloren und er fieng an, in diese glücklichen Räume jene Welten überzutragen, welche ihm die glühende Phantasie aus den geträumten Gegenden vorzauberte.

Früh unterrichtet im Gesange und im Lautenspiele entwickelte er aus sich selbst den sinnigen, tieffühlenden jungen Barden, welcher die seelenvollsten Lieder ersann oder Thaten der Altvordern, welche ihm uralte Pergamente aus den hohen Schränken seines Vaters darboten, in wohlklingende Strophen und Reime auflös'te.

Mechtild, die mit ihm aufwuchs, das schöne Fräulein vom Schlosse, wie man sie zu nennen pflegte, lieferte ihm fortwährend interessante Sagen aus den frühesten Zeiten ihrer Familie und wetteiferte mit ihm, indem sie diese oder jene That als künstliche Stickerin in Seidenstoffe so lebendig, so täuschend, so geistvoll wob, daß er sie oft um die glückliche Gabe der gewandten Darstellung beneidete. Eines schien das Andere auf ewig zu fesseln; die Verwandtschaft der Gemüther, die allmählige Verschmelzung der aufblühenden Geister und ihr steter Austausch von Gedanken und Empfindungen ließen voraussetzen, daß ein schöner Bund diese gleichgestimmten Seelen vereinen werde.

Mechtilde mit ihren dunkelbraunen Locken und tiefblauen Augen — sie, so herrlich begabt von der Natur mit den edelsten Vorzügen einer deutschen Jungfrau, hatte den thatenlusti-

gen, kühn hinausstrebenden Arthur mächtig gefesselt — ihn oft in die stilleren Kreise des ruhigen Schaffens durch die Macht der Liebe, durch den unschuldigen Zauber der kindlichen Rede zurückgebannt.

Allein er glich der Waldquelle, die ungestüm sich Bahn macht durch Rosenhügel oder steile Abhänge: sie wächst, sobald ihr ein Hinderniß entgegen tritt; sie muß von hinnen und hinausstreben, denn der Geist des Berges, ihr Vater beflügelt auch den ihrigen. —

Arthur und Mechtild, beide auf jener Lebensstufe, auf welcher sich die Geschlechter trennen, sobald sie sich erkannt, haben sich nun wie zwei Blumen, entblüht einem Stengel, auf immer geschieden; die zarten Genien der ahnungslosen Kindheit, die sich selbst noch dunkel ist, sind entflohen und die Gegensätze ihrer Individualitäten stehen festgegründet.

Mechtild empfand schmerzlich das Losreissen des schönen Jünglings; ihm verschaffte es Lust, zog sie ihn mit weichen Armen der Sehnsucht an sich, füllte die Thräne das sanfte, wehmuthsvolle Auge und verkündete tausendfache Leiden: ihm galten diese Liebkosungen, dieser Ausdruck der Zuneigung, dieses innige Sehnsuchtsgefühl aus dem Himmel der Jungfrau wie ein lauter Ruf in eigner Brust: Hinaus, fort, den schönen Träumen und Bildern nach, bis sie erjagt sind! —

Der Frühling hatte begonnen, die Schloßhöhen des Jugendpaares mit dem ersten Grün zu umkleiden.

Mechtild hoffte noch immer, den liebenswürdigen Stürmer zu fesseln. Arthur fühlte, je näher der Mai rückte, destomehr den Drang nach den Blumenthälern, wo er den Durst seiner Neugierde löschen könnte. —

Der erste Maitag schloß die Augen auf. Die Erde lächelte

in verklärter Anmuth; Arthur flog aus dem Bette, griff nach einem Blättchen Pergament und schrieb die flüchtigen Zeilen darauf:

„Maienglöcklein läuten:
Knabe zieh' in die Weiten!
Zieh herüber, die Biene schwärmt,
Die Elfe winkt zum Reigen.
Vom Morgenstrahl erwärmt,
Singt die Fee auf Blüthenzweigen!"

Er hatte eine seltsame Freude an diesen Reimen, die ihm wie ein Zauberruf aus der Ferne zuklangen und sich immer wie ein harmonischer Gesang in seines Herzens bewegten Tiefen wiederhallten. Er glaubte bestimmt, er habe sie im Traume um Mitternacht vernommen, als sich der Mai mit dem ersten Schmuckkleide angethan hatte. Er eilte damit hinunter in den Lindenhain und befestigte das Pergament an dem Stamme eines jungen Ahorns, unter dessen Zweigen Mechtild so gerne mit dem Stickrahmen sich zu beschäftigen pflegte.

Eine sichtbare Schadenfreude leuchtete in den geistvollen Zügen des schönen Arthur. Es machte ihm Vergnügen, der zartfühlenden Jungfrau weh zu thun, ja er fühlte seine Brust so frei, so reich, weil er sich ihr entstrickt hatte. Die Feenwelt, rief er, die Feenwelt, wie ein Inspirirter und eilte davon. Mechtild ahnete diese Flucht nicht! Sie blickte hinaus ins glühende Morgenroth, das sie heute so wohlwollend grüßte und ihr die ersten Blüthen auf die Seidendecke streute, welche ihre schönen Glieder barg.

Sie hatte unruhig geschlafen. Die goldne Biene des Fichtelgebirgs umgaukelte sie fortwährend und die Fey hielt sie so enge in ihre Arme gepreßt, daß sie oft Arthur um Hülfe anrief, der aber in der Ferne stehen blieb, und sich, anstatt zur Rettung herbeizueilen, in diesen Umarmungen ergötzte.

Die Goldflügel der Biene mit ihrem Harfengeflüster dehnten sich immer mehr aus und gewannen die Größe eines mächtigen Adlerfittigs, der sich majestätisch in den Lüften wiegt. Arthur jagte der Biene hastig nach und die lieblichsten Elfen schwebten in zahllosen Schaaren um ihn und ihm nach, bis er einen großen Hügel erreichte, wo die Biene niederschwebte und plötzlich in der Gestalt eines, in blendend weißes Kleid gehüllten Jünglings die Arme gegen ihn ausbreitete, als wollte er ihn gastlich empfangen. Neben ihm stand eine hohe Jungfrau, die Augen himmelwärts gerichtet. —

Sie zog die seidenen Schnüre des Bettvorhanges zusammen und verbarg sich auf einige Minuten. Rosalie stand zitternd vor ihr. Der Vorhang flog rasch auseinander und Mechtild trat hervor im weißen Morgenkleide, die Locken über die Schultern gerollt. Sie war sanfter, ruhiger und nahm Rosaliens Hand: „Du bist eine Phantastin," sagte sie; „Du willst mich heute ungewöhnlich finden in Gestalt, in Ton und Rede! O, Du Närrin, in Deinem Kreise kömmt Dir freilich nichts vor, was Dich darüber hinauszieht und Dein Raymund ist zufrieden, wenn er Dir erzählen kann, welche Mühe es ihn gekostet habe, am ersten Frühroth den stolzen Auerhahn vom Gipfel zu schießen. Du bleibst beim Bügeleisen, bei der Nadel, beim Schlüsselring und klein ist der Raum Deines Liebens, Hoffens und Leidens! — Aber Arthur, Rosalie, bedenke, Arthur, sein Geist, seine Gestalt, sein bezauberndes Wort, sein Lied und — seine Liebe!! —"

„Heute zähle ich fünfzehn Jahre — Arthur um drei mehr! Ich will ihn heute daran erinnern, denn es ist Etwas, Rosalie, wenn man an den ersten Tag des Lebens gemahnt wird; wenn man Dir sagt: Heute bist Du in dem Eiland angekommen, das Deine Hülle Dir abnimmt, um dann wieder frei in die Geisterheimath zurückzusegeln! —"

Aber um Himmelswillen, rief Rosalie aus, woher haben

Sie diese seltsamen Redensarten? Was verstehen Sie unter dem Eiland? Wir wollten vom Geburtstage sprechen, aber Sie fliegen mir zu hoch, zu hoch, mein Fräulein! Sie schweben heute in einer Montgolfiere über die Erde hinaus und halten mich von Ihrer schwindelnden Höhe aus für ein vernunftloses Mäuschen, das unter Ihnen in der Erde wühlt! Die Gegenwart ist so schön, so fesselnd — freilich im Augenblick unerträglich für Sie, ich möchte es fast errathen."

„Hast Du Arthur noch nicht gesehen," fragte Mechtild. „Wie köstlich ist dieser Morgen. Mir und ihm zu Lieb erschlossen sich die zarten Blüthenaugen an dem jungen Ahornbaume, der mir diesen Sommer wieder Kühlung zufächeln wird. Dort soll uns die Sage mit ihren Wundern und Thaten wieder besuchen, und Du darfst seine Lieder hören, welche er aus sich selbst schöpft."

„Dein Raymund singt Dir gewiß manches Liedchen vor vom lustigen Waidwerk, von den schauerlich-großen Schatten der Mondnächte, vom Geflüster der Berggeister und vom stillen Klagelaut irrender Prinzessinnen, die des Befreiers harren, um sie im glänzenden Schmuck zur Hochzeit zu führen."

Rosalie begleitete sie in das Gemach der Mutter, die soeben von einem Durchreisenden die Nachricht vernommen hatte, daß ihr Gatte auf dem Schlachtfelde geblieben wäre. Sie war voll tiefer Bestürzung, obschon sie vor einigen Tagen von ihm einen Brief erhalten hatte, der ihr sein bestes Wohlseyn verkündete. Das Loos der Schlachten ist unsicher, dachte sie bei sich selbst; wer heute blüht; stürzt morgen hin — und mancher todtgesagte Krieger steht oft wieder verjüngt vor den Seinigen, die ihn betrauerten. Sie erwartete noch immer einen zweiten Brief, der die bestimmte Erklärung enthielt, daß Arthur zu ihm ins Lager ziehen sollte, wofern er Lust hätte, das Leben des Kriegers zu schauen, sich das blonde Haupt mit einem blanken Helme zu schmücken und sich an den Thaten des

Muthes zur Thatkraft zu entflammen; denn Arthurs Vater, der nach Stockholm gesendet wurde und das Feldlager verlassen mußte, übertrug seinem Freunde die Sorge um den geliebten Sohn, den er schon früh mit Mechtild zu verbinden gesonnen war. —

Arthur wird kommen, lispelte Mechtilde und näherte sich mit dem innigsten Entzücken dem in Blüthen prangenden Ahorn, ihrem Lieblingsbaume, den sie immer so liebvoll mit geschäftiger Hand gepflegt hatte.

Rosalie trug ihr den großen, neuen Stickrahmen, in welchen neues Tuch eingespannt war, um dießmal ihre eigenen Phantasiegebilde einzuweben und mit Arthur zu wetteifern. Kaum nahte Mechtild dem jungen Stamme, als ihr das kleine Pergamentblatt auffiel.

Sie trat näher und las. — Die Zeilen klangen ihr tief in die Seele; sie fühlte sich selbst mächtig angezogen von dem geheimen Rufe; eine schnelle Freude beschwingte sie und schien sie emporzutragen nach einer reizenden Ferne, nach neuen, blühenden Lenzgefilden. Aber wie bald erkannte sie den eigentlichen, geheimnißvollen Sinn der fliegenden Strophe, wie bald ward es vor ihr schrecklich-klar, daß sie nur auf Arthurs Flucht hindeuten — auf seine unbesiegbare Sehnsucht, in die Ferne hinauszustreben und das enge, väterliche Thal zu verlassen! —

Sie riß zürnend das Blatt vom Stamme weg — gab es dem Morgenwinde hin, der es hoch emportrug über alle Gipfel und weithin über die Zinnen der Burg! Sie blickte ihm doch wieder wehmüthig nach; sie hätte es gern zurückgerufen — sie klagte sich selbst an, als hätte sie ihn selbst, den schönen, theuren Flüchtling hinausgestoßen und verbannt.

Ihr Auge verfolgte lange das fliegende Blatt, das sich bald niedersenkte, bald wieder hinaufschwang in das Morgenblau und endlich ihren Blicken entschwand.

Der junge Ahorn und der Lieblingssitz unter seinen zweigvollen Aesten hatten ihren Zauber verloren. Sie schritt langsam und nachsinnend auf und ab. Eine unendliche Wehmuth, ein unnennbarer Schmerz stürmte in ihrem Innersten. Die Rosen ihrer Wangen schienen sich zu bleichen, während jene ihrer Umgebung aus den Knospen mit kaum sichtbarer Gluth hervordrangen und mit Sehnsucht dem erwärmenden Lichte des Frühlings ins Antlitz schauten.

Wir vermögen kaum ihre Empfindung zu schildern — sie gleicht jener, wenn der Verlust des Theuersten — eines Theiles seines Ich's — der Hälfte seines eignen Seyns mit Wehmuth alle Tiefen der Seele erschüttert!

Lautlos stand Mechtild unter dem Ahorn, bewegungslos. Sie blickte auf zum Himmel und dann hinab über die unabsehbaren Fluren, die der Spiegel des Sees und der dunkelgrüne Waldsaum in einem langen Bogen begränzten.

Die Mutter saß im großen Erker des Schlosses in festlichem Gewande, welches die Morgenstrahlen seltsam rötheten. Ihr Blick, ernst und feierlich, schweifte in die langen Krümmungen des Thales und hob sich wieder flehend himmelwärts. Trauer und Wehmuth lagen in den edlen Gesichtszügen und sprachen geheimnißvoll hinauf zur unendlichen Bläue.

Sie bemerkte ihre Tochter und betrachtete sie lange in dieser schmerzvollen Stellung! Eine junge, blühende Niobe, die den Himmel mit stummem Schmerz anklagt und den Geliebten zurückfordert, den ihr der Pfeil des erzürnten Gottes geraubt hatte!

Plötzlich that sich das hohe Fenster auf; die Mutter rief: „Mechtild, Mechtild!"

Die Stimme weckte das Fräulein aus ihrer regungslosen

Stellung wie aus einem Traume; die jungfräuliche Niobe wandte sich um; das Bild ihrer Mutter erschien ihr heute so lieblich, so blühend; der geheime Schmerz veredelte sozusagen Zug für Zug — Mechtild erblickte sich selbst in ihr. —

Sie trat auf den Ruf der Mutter näher, und als sie unter dem hohen Gesimse stand, flatterten Veilchen und Maiglocken wie ein Blüthenregen auf sie herab, als wenn er sie ganz bedecken wollte.

Soweit sich die Mutter auch vorneigte, so emsig sie mit der Hand winkte, konnte Mechtild doch jene Hand nicht entdecken, welche die Blumen über sie fortwährend ausgoß. Wäre Arthur noch hier, so hätte sie diese überraschende Bekränzung ihm zugeschrieben; allein er ist ja verschwunden, er hat sich von ihr losgerissen, und nur sein Genius mochte es seyn, der mit unsichtbarer Hand ihren Geburtstag so geheimnißvoll feyerte! — Sie trat in den weiten Flur des Schlosses. Liederstimmen und ein reich besetzter Musik-Chor empfieng sie. Im fernsten Hintergrunde standen hinter mächtigen Pfeilern die Bergknappen, welche aus den nahe gelegenen Bergwerken unaufgefordert herbeieilten, Mechtilde mit einer Serenade zu bewillkommen. Sie schritt langsam bis zur großen Granittreppe, während in den Pausen ein stürmisches Lebehoch ihr folgte, das vielfach durch die schauerlichen Bogen wiederhallte, als stünde sie in der Tiefe eines Schachtes.

Oben standen die Mutter und Rosalie festlich geschmückt. In einiger Entfernung gruppirte sich die übrige Dienerschaft. Man drängte sich um sie her, die Mutter bot ihr den Arm und Rosalie küßte ihr die Hand. Kind, sagte die Mutter, ich lese großen Schmerz auf Deiner Stirne. Laß ihn mich wegküssen! Der heutige Festtag, sonst so heiter, will die Farbe des Mai's nicht ertragen! Rosalie brachte die Kunde, daß Arthur sich heute entfernt hatte. Es ist abscheulich, wild und unnatürlich, Dein Geburtsfest in ein Trauerfest zu verwandeln.

Der junge Schwärmer schweift in die Irre, bis ihn die Reue zurücktreibt in die glückliche Heimath. O die Poesie! Sie machte unsern Arthur zum Nachtwandler beim hellen Tage. Die Poeten tappen in die schöne, heitere Wirklichkeit wie Rasende mit plumpen Händen, und zertreten im metrischen Schritte alle zarten Blumen der Gegenwart, oder vergeistern die Welt so launenhaft, bis ihnen nichts mehr übrig bleibt — als ein Mondschein-Phantom! —"

Sie führte ihre Tochter in das große Gastzimmer, das heute auf eine ganz eigenthümliche, glänzende Weise ausgeschmückt war. Die sinnreichen Stickereien, welche Mechtild's kunstfertige Hand vollendet hatte, prangten in goldenen, hohen Rahmen. Die Bilder der Ahnen waren geschmackvoll verziert, und um jenes des Vaters schlangen sich Guirlanden aus Rosen und andern Erstlingsblumen. Das Portrait der Mechtild, das ein aus Rom nach Sachsen zurückkehrender, junger Künstler mit Meisterhand vollendet hatte, faßte gemeinschaftlich mit jenem der Mutter das Bild des Vaters in die Mitte. Ueber diesen drei Gemälden erhob sich das Bildniß Arthurs. Die Mutter bot alle Liebkosungen auf, die trauernde Tochter zu beruhigen. Allein ihr Blick war immer auf Arthur geheftet. „Mutter, verhülle mir dieses Bild," rief sie. „Ein schwarzer Schleyer bedecke es auf immer! — Arthur ist todt für mich! —"

Thränen entquollen den schönen Augen — ein Thränenflor verhüllte das blühende Antlitz wie ein ferner Regenschauer eine reizende Landschaft an einem Maitag umschleiert.

„Sieh Mechtild," sagte die Mutter, „der Vater lebt uns noch in voller, rüstiger Kraft! Des Feindes Schwert vermochte es nicht, uns den Theuern zu rauben. Mechtild, meine Sterne lügen nicht. Er befehligt mit Ruhm sein Regiment, und die Welt staunt über seinen Muth und über seine

Thaten. Wie glücklich bist D u! Arthurs Vater liegt tief — — — (sie wollte es nicht aussprechen, was sie kurz zuvor erfahren hatte.) Arthur ist vielleicht im Augenblick ein Waise. Der Schmerz um ihn trieb ihn fort! Ein Todesengel flüsterte ihm vielleicht im Traume die Trauerkunde zu. Er eilte fort, als wollte er die theuren Manen des Vaters haschen, umarmen und an seine Brust drücken. Oder lockte ihn der Schlachtenruf nach jenen Gegenden, die im Augenblicke unter dem Donner der Kanonen erdröhnen! Mechtild, Vermuthungen sind hohle Traumbilder. Wir greifen blind in die Ferne und thöricht hoffend in die räthselhafte Zukunft. —"

Mechtild schien für den Augenblick beruhigt, wenigstens schien sie es. Die seltsamen Aeußerungen der Mutter, die gewissermaaßen ganz orakelhaft waren, wirkten wie Opialgetränke und schläferten den Schmerz nur ein. —

Rosalie setzte ihr die blanke Tasse mit goldenem Rande vor, goß aus der silbernen Kanne die braune Welle des Kaffees, nahm die kleinere mit niedlichem Geflecht umwundene und ließ den aromatischen Ram in die qualmende Tasse quellen. Die Mutter faßte mit der silbernen Zange den schimmernden Zucker, und süßte den Morgentrank, indem sie mit Grazie versuchte, ob er dem Gaumen der Tochter mundet.

„Mutter," fragte Mechtild, „wer schüttete heute die Blumen auf mich herab? Ich sah Dich unter dem Fenster, Du bewegtest immer deine Hand nach mir, aber ich bemerkte kein Blümchen in derselben, während doch der Blumenregen kein Ende nehmen wollte. So überschüttet man das G r a b einer Jungfrau! — Mutter, bedeutet es meinen frühen Tod? —"

„Wer stand neben Dir und trieb dieses bedeutungsvolle, schaurig-heitre Spiel und mahnt an den Hügel — an den Sarg?"

„Deute es nicht so finster, Mechtild," sagte die Mutter mit ruhigem Tone, „es sollte Dein Schmerz begraben werden, nicht Du, mein Kind, meine Hoffnung, meine Freude!"

Rosalie, die neben Mechtild stand, erröthete bei der ersten Frage, als wüßte sie um das geheimnißvolle Blumenstreuen. Zum Glücke bemerkte es Mechtild nicht, denn sonst hätte sie ihr ohne weiters Rede stehen müssen. Der wehmuthvolle Ton, das Ahnungsvolle des Fräuleins wirkten aber so sehr auf Rosalie ein, daß sie ein Schauer ergriff, daß sich die flüchtige Röthe der Schuld in Todesblässe verwandelte.

Sie hätte vielleicht Alles entdeckt, wäre nicht der älteste Diener des Schlosses, der ergraute Heinrich hereingetreten, um bei der Herrin die Erlaubniß nachzusuchen, einige Berglieder zu Ehren Mechtilds in dem anstoßenden Saale singen zu dürfen. Er führte zugleich den alten Obersteiger Goldgruber ein, um ihn bei Mutter und Tochter vorzustellen.

„Gnädige Frau," begann er, „die Bergleute, welche das Fräulein hoch verehren, bitten um Erlaubniß, ihre Stimmen hören zu lassen. Sie werden das Fräulein heiter stimmen und der treue Goldgruber, der Sie, gnädige Frau, von Ihrer zarten Jugend an kennt und hochachtet — ein Meister auf dem Waldhorn, wie es deren nur Wenige giebt, möchte Sie selbst an Ihr fünfzehntes Jahr mit Musik und Lied heute erinnern."

„O gnädige Frau," fiel Goldgruber ein, „Sie kommen mir heute ebenso blühend, ebenso schön vor, als wie vor fünfzehn Jahren. Sie zählen heute dreißig Jahre! Wie herrlich sind Sie noch! Wie reich sind diese braunen Locken in dem niedlichsten Geflechte! Die Stollenmächte haben mir neidisch das Braun auf dem Scheitel weggeleckt — aber ich wäre ungerecht, wenn ich gerade die Berggeister anklagte, daß sie mir den Vorwinter auf das Haupt streuten — die rauhen Stürme

des Lebens, die am hellen Tage auf der Oberfläche der Erde selbst um mich her verfolgend ras'ten — die Quälgeister des Lebens, die in menschlicher Gestalt sich nagend an unsere Brust legen, und so lang an unsern Lebenskeimen saugen, bis sie sich gesättigt haben. — Gnädige Frau, ich meine die Menschen — dieses Mißverständniß der Natur — diesen Zwitter von Engel und Teufel: diese zerstören in wohllüstiger Raserei, mit boshafter Lust die Blüthen und Früchte des Lebens!"

„Daher bin ich lieber in tiefem Schacht — ich möchte mich oft immer tiefer graben, und da leg' ich das Ohr an die schweigenden Wände und horche, ob ich nicht die Särge meiner Kinder höre, die ich sobald als schöne Blüthenbäumchen oben mußte einscharren lassen! —"

Mechtild und ihre Mutter konnten sich's nicht erklären, wie Goldgruber, der sonst immer so jovial zu seyn pflegte, mit einer langweilenden Reflexion sie ermüden konnte. Er wollte den Faden seiner sentimentalen Betrachtungen noch fortspinnen, als die Mutter schon vorbeugte und ihm begütigend zusprach: „Goldgruber, Ihr habt recht, ganz recht, das Leben ist ein tolles Spiel, und die Menschen könnten es in die reinste Harmonie auflösen. Aber ich mahne Euch heute an Euren Namen: hebt mir Gold aus dem Schachte, nicht Gräbererde, das blanke, sonnenleuchtende Gold der Freude, das Ihr mit Euerem Spiele sonst so heiter in unsern Kreis geschüttet."

„Gnädige Frau," erwiederte Goldgruber, „Ihr befehlet, und ich gehorche! In Eurer Macht allein liegt es, mir den Kummer zu beschwören, und ich habe es oft gesagt: Sobald ich Euch ins klare Auge blicken darf, geht mir ein reiner Morgenhimmel auf, der mir mit seinem goldenen Sterne erquickend in die Seele hereinleuchtet und mich rasch umschwingt zur frohen Laune! In Eurer Nähe verwandelt sich jede Dissonanz in einen Wohllaut und dem edlen, schönen Fräulein möchte ich selbst mit den Klängen meines Waldhorns die kleine Wolke

verscheuchen, die sich auf ihren Wangen niedersetzte. Giebt es doch nichts Herrlicheres in diesem qualvollen Lebensthale, als den musikalischen Zusammenklang edler Herzen — und Nichts Unerträglicheres als den Verlust dessen, was man mit aller Liebe so innig umspannte!"

Mechtilde horchte aufmerksam der Rede Goldgrubers zu, der immer heiter lächelte, aber mit Mühe die Thränen in die Augenwinkel zurückpreßte. Mitten unter diesem Gespräche schlich sich Raymund, der stille Anbeter Rosaliens, herein, zupfte Goldgruber und Heinrich am Aermel und winkte in den Saal, wo schon Alles bereitet war. Goldgruber machte seine ehrfurchtsvolle Verneigung und fragte im Weggehen durch komische Zeichen Rosalie, ob es auch einen Schluck Wein und Etwas Imbis gäbe? — Sie neckte ihn schelmisch, bezeichnete ihm eben so deutlich, ohne bemerkt zu werden, eine Reihe Weinkrüge und ein reichliches Mahl für den Mittag. Mechtilds Mutter, Agnese, entließ ihn gütig und beauftragte ihn, heute mit seinen Bergknappen im Schlosse zu bleiben.

Heinrich und Rosalie, sagte sie, tragt mir Sorge, daß die Leute gut gepflegt werden. Raymund, der ganz nahe an der Thür stand, wollte mit ihnen hinausschlüpfen, allein Mechtild bemerkte ihn und rief ihn an die Tafel.

Er war in festlicher Jägerkleidung und trug ein rundes, grünes Hütchen unter dem Arm. Ein frisches Bouquet stack auf dem Hute; neben demselben die Feder des Auerhahns. Der Junge sah heute vortrefflich aus, hoch und schlank, blühend und flink.

„Fräulein," stotterte er, „ich mache unterthänigst meine Gratulation!"

„Ich danke Dir, Raymund," entgegnete sie, „aber nicht einmal einen Blumenstraus von Dir? — Du schmückst Deinen Hut damit — mir aber — —".

„Ihnen zu Ehren, gnädiges Fräulein, ganz Ihnen zu Ehren ist er geschmückt! Der Blumenstraus — er war fertig, mit rothen und grünen Bändern gebunden. Er verschwand mir!" Er zog seinen Hut hervor und überreichte einen andern. „Nehmen Sie diesen, mein Fräulein, für den Verunglückten," sprach er ganz schüchtern.

„Verunglückten," fragte Mutter und Tochter zugleich mit großer Verwunderung.

Er verstummte, er konnte nicht mehr antworten, er ward immer verlegener und Agnese nahm ungeduldig den Blumenstraus. Allein der redliche, treuherzige Anblick Raymunds, der seine kindliche Seele so wahr abspiegelte, versöhnte Mutter und Tochter ebenso schnell, als sie zu zürnen schienen. Mechtild reichte ihm die Hand zum Kusse und die Mutter folgte ihrem Beispiele. Wie vergnügt war der schöne Jäger, zwei holden Damen die Hand zu küssen!

Die Bergleute begannen ihre Musik; Goldgrubers Sohn, der junge, kunstfertige Wenzel, schien wie ein Zauberer ganz eigenthümliche Töne und Kadenzen seiner Violine zu entlocken. Die Ouverture einer der damals beliebtesten deutschen Opern eines hochgefeierten Meisters machte den Anfang. Ein vierstimmiges Lied, dem heutigen Feste angemessen, wurde hierauf von den geübtesten Singern gesungen. Wenzel intonirte und präludirte immer ganz dem Charakter der Lieder entsprechend durch ein hinreissendes, klangvolles Adagio oder Allegro seiner Violine. Er wußte süß zu schmeicheln, zu rühren, zu schmelzen und dann wieder stürmisch die ruhige Seele in einen wohllüstigen Sturm aufzuregen. Wenzel zauberte wie ein Orpheus auf der Violine die ergreifendsten Passagen fort.

„Mutter," lispelte Mechtild, „diese Töne ertrag' ich nicht länger," und versenkte den Blumenstraus in eine ganz neue, geschmackvolle Vase, die ihr aus Dresden geschickt wurde,

und erquickte sie mit frischem Wasser. „Kehrt Arthur zurück,“ sagte sie heftig bewegt, „so blühst du mir fort; ist er untreu, so kündet dein frühes Welken meinen — seinen Tod! —“

„Bis diese zarten Knospen sich entfalten, meine Tochter,“ bemerkte die erschütterte Mutter, „ist Friede draußen in der Welt, Friede und Ruhe in unsern Herzen — und der Friede führt den Vater und Arthur heim.“

Die vier Männerstimmen machten einen wehmüthig-angenehmen Eindruck auf die Herzen der Damen. Agnese seufzte im Stillen nach des Gatten Rückkehr, Mechtild nach dem fernen Arthur. Allein bald entrissen sie die heitersten Musikstücke dem Wehmuthsgefühle, und fachten die Flamme der Hoffnung mit zaubrischer Gewalt an.

Im Vorhofe des Schlosses rasselte und donnerte es auf einmal. Heinrich eilte über die Treppen herauf und meldete, daß die edlen Hammergutsbesitzer aus der ganzen Umgegend angefahren kämen, um ihre Glückwünsche darzubringen.

Nun begann eine frohe Bewegung im ganzen Schlosse. Die Musik hielt inne. Mechtild stand noch immer in tiefes Nachdenken versunken am Fenster, als ihr Auge auf dem Hügel, dem Schlosse gegenüber, wo sie mit Arthur in halben Sternennächten oft in die Tiefen des Himmels hineinschwärmte, die schöne, schlankgeformte Gulizza — die Sternseherin — entdeckte.

Gulizza war ganz allein; ihr Vater unternahm eine Reise, um mit der Violine sich Einiges zu verdienen. Es schmerzte die edle Mechtild, das Mädchen vom Feste ausgeschlossen zu sehen. Sie öffnete das Fenster; Gulizza schickte ihr Grüße herüber, schwang einen Blumenstraus und verschwand! —

II.

Unverantwortlich ist es, rufen die Leser, daß der sentimentale Erzähler den entflohenen Arthur nicht in den Kreis der Erzählung wieder aufnimmt, als gehörte er gar nicht mehr in die idyllisch-magische Welt der trauernden Familie; als hätte er aufgehört, der Geliebte der schönen Mechtild zu seyn, welche nun in den Deutungen der reizenden Gulizza, die mit den Sternen im Bunde zu leben vorgiebt, sich über seinen Verlust zu trösten sucht.

Wir sind dem jungen, excentrischen Flüchtlinge auf der Spur. Wir erblicken ihn schon, wenn wir nicht irren, dort in einem grünen, mit Blüthenbäumen besetzten Thalgrunde. Er schreitet so eben mit einem Manne hoher Gestalt aus einer niedlichen Hütte, er ist mit ihm im lebhaftesten Gespräche. Eilen Sie mir nach! Wir müssen ganz in ihre Nähe, um uns zu überzeugen, ob es wirklich Arthur sey; wir wollen erfahren, welche Bewandtniß es mit dem unbekannten, durch eine seltene Würde imponirenden Manne habe, der bei aller einsiedlerischen Haltung das Ideal männlicher Schönheit darbietet. „Das ist die Heimath des Dichters," sagte die Gestalt, die näher betrachtet wie der personifizirte Humor aussieht. „Du bist im Fichtelgebirge, und dort gegen Westen ragt die Sternseherin hoch in die morglichen Lüfte und schaut mit unverwandtem Blicke dem Hesperus ins schimmernde Antlitz! — Sie steht mit verschränkten Armen, wie Du deutlich siehst; ihr Nacken glänzt, der Busen scheint ihr zu wogen, das schöne Haupt schmückt eine Korallenkrone und ein Demantgürtel umschließt den schlanken Leib, um den sie eine Pallas Athene beneiden dürfte. Dunkelgrünes Gewand umschlägt die vollen, üppigen Lenden; der Fuß ruht auf Sandalen von blitzendem Granit! Sie strebt immer vorwärts; allein der Berggeist hält sie gefesselt mit den schweren Sandalen und achtet nicht des Thränenstroms, der über ihre Wangen stürzt! Unendliche Sehnsucht nach Oben, und doch eine so schmerzliche, tyrannische

Hemmung! Ein so fürchterliches Gebanntseyn auf einer Stelle! Eine erstarrte Niobe im Nordgebirge meiner Heimath!! — —"

Arthur wandelte nachsinnend neben dem Manne, dessen Ausblick die heiterste Ruhe, die glücklichste Harmonie seines Innenlebens verkündete!

„Was ruft Dich hieher, junger Pilger?" fragte bedeutsam der Einsiedler, indem er Arthurs Hand erfaßte und mit forschendem Blicke durch das geistreiche Auge des Jünglings bis in die Tiefen der Seele drang. „Auf Deiner klaren Stirne leuchtet der Stempel der Genialität, die aber noch schrankenlos, mit der Gegenwart in Zwietracht ins Unbestimmte schweift. Ich sehe Dir's an, Du rissest Dich von liebenden Herzen los, die im tiefsten Schmerze um Dich bluten. Das Beben Deines Mundes sagt mir, daß einst feurige Küsse auf diesen Lippen brannten, welche Dich an den Besitz des Glückes fesseln wollten. Dich drückten die engen Schranken der Gegenwart, weil Dein Geist mit Ungestüm nach einem Etwas trachtet, das sich nie oder nur als Schein in den schmalen Marken des praktischen Lebens findet. Verweile bei mir, so lange Dir's gefällt. Du solltest mit mir alle Zauber des Thales genießen und von mir erfahren, wie der Mensch so gern von seinem stolzen Fluge in die ungemessenen Räume einer nie zu befriedigenden Sehnsucht in die engere Schranke eines intensiven Lebens zurückkehrt!"

Arthur seufzte: „Mechtild!" Er blickte auf zur hohen Gestalt, die er schon einmal gesehen zu haben glaubte. Sie nahmen ihren Weg zurück in die Hütte des Eremiten. Aber wie staunte Arthur, als er den Raum immer mehr und mehr vor sich erweitert sah, als ihn der Unbekannte durch eine Reihe niedlicher Gemächer führte, die gar nicht mehr enden wollten.

So anspruchslos der Eingang in das Wohnzimmer schien, so zierlich fädelten die übrigen fort. In einer fernen Perspektive hieng ein Spiegel von ungewöhnlicher Größe. Bekannte

Gestalten neigten sich ihm entgegen, das Bild seiner Mechtild schwankte immer hin und her — hinter ihr zeigte sich Gulizza, neben dieser Mutter Agnese im festlichen Schmucke — Raymund, der Obersteiger Goldgruber und der junge Violinspieler Wenzel schlangen die Arme um Rosalie, und eine Schaar von Bergleuten zog über Hügel herunter, die zu seiner Heimath führten. — Arthur im Anschau'n dieser unbegreiflichen Vision versunken, erwachte plötzlich wie aus einem Traume — er wollte sich nach dem Begleiter umsehen — er war verschwunden!

Wie komm' ich aus diesem Labyrinthe? fragte er sich selbst angstbeklommen. Treibt ein unsinniger Spuck sein loses Spiel mit mir? Ist meine Phantasie krank? Ist es Wahrheit oder Trug? Ist alle Wirklichkeit ein leeres Gaukelspiel geworden? Bin ich wahnsinnig? Umnebelt Trunkenheit meine Sinne? Mischte mir der Gastfreund in den gereichten Labetrunk Etwas, das mit bleierner Betäubung mir den Geist niederhält und ihn mit eitlem, phantastischen Spiele irreführt? Er warf sich auf ein Sopha nieder, um auszuruhen; er entschlummerte allmählig, und ein erquickender Schlaf schloß ihm fest die Augen.

Aber welche Bilder wandelten an dem wachen Geiste des jungen Schläfers vorüber! Ein blasser, aber wohlgebauter Mann voll Ausdruck, voll Geist näherte sich ihm mit phantastischen Geberden. Ein buntgefleckter Katter saß ihm auf der Schulter; er schoß Funken aus den rollenden Augen und liebkos'te den Herrn mit dem Schweife, den er ihm bald um den Hals bald um die Stirne zärtlich ringelte. Der Katter murrte und prustete abwechselnd. Er sprang seinem Herrn vom Nacken, hüpfte auf den Tisch, auf welchem ein Spiegel an Folianten gelehnt stand und fixirte sich mit einer wahrhaft philosophischen Miene, als wollte er sein Ich wie ein Object Fichtisch anschauen und analysiren! —

Plötzlich orgelte es laut, als wie in einem kolossalen Dome. Er erblickte einen Mann im Hintergrunde des schauerlichen Do=

mes, der auf der Orgel begeistert präambulirte — ein blühender Abt sang das „Missa est“ und rief zur Orgel hinan: „Johannes!“ und der Orgelspieler drehte sich wie ein Kreisel! Im selben Augenblicke trat aus einem Nebenzimmer eine liebenswürdige Prinzessin, die in einer Hand einen goldenen Pantoffel trug. Sie rannte zürnend auf den Katter hin — aber schnell faßten die Schöne ein Paar sonderlicher Gecken im burleskesten Anzuge und hielten sie an der karmoisinrothen, in einer langen Schleppe nachfließenden Robe fest. Der Eigenthümer des Katters eilte auf einen Wienerflügel zu, präludirte in den schmelzendsten Akkorden und spielte eine Reihe origineller Phantasien. So oft er begeistert aufblickte, rief er: „Werner, den Molay vor! Auf Cypern waltet Verrath!“ Die ganze Umgebung stand wie gefesselt; die Prinzessin, wahrscheinlich Brambilla, fächelte sich die aufsteigende Gluth der Wangen und fieng an im Tanze zu entschweben. —

Da erschien ein holdseliger Jüngling, rüstig, blühend, herrlich wie der Morgenstern in den ersten Maitagen, und die ganze Gesellschaft mit dem Katter war verschwunden. „Ich bin der Hesperus!“ rief er, „folge meinem reinen, stillen Lichte, und Du wandelst die Pfade des Großen und Schönen!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein anderer Jüngling noch edlerer, höherer Gestalt hereintrat und eine Jungfrau an der Hand führte. „Kennst Du den Titan?“ fragte er mit weichem Tone — und eine überraschende Gruppe interessanter Männer und Frauen bildete sich um ihn her.

Sie sangen wie ein Chorus begeisternd dem in Traumbildern schwelgenden Schläfer vor, wie wundersam der Wechsel des Lebens sey, wie viele blüthenreiche Sonnenhügel sich aus seinen dumpfen, nächtlich-schauerlichen Thälern und Sandsteppen erheben, wie viele steile Höhen einsam mit ihrem Gletscherschimmer in die Lüfte starren und von ihrem Scheitel Quellen in die Tiefen senden, welche melodisch sich durch Labyrinthe

schlingen und zu Strömen ersten Ranges anschwellen. Das menschliche Herz, sang er fort, trägt eine Welt in sich, die noch lange nicht in ihren Richtungen, mit ihren Zonen und Polarzirkeln, mit ihren Längen und Breiten ausgemessen wäre; daß nur der Dichter den Beruf hätte, ihren Aequator auszumitteln und ihre Bewegung um eine Sonne — ihren elliptischen Gang um die Sonne des Geistes auszuforschen.

„Wie?“ rief er aus, noch schwer gefesselt vom Schlafe, „wie, bist Du nicht der Sänger der Lieder — die Stimme von St. Helena? — der in der Nähe meiner Heimath weiche Lieder sang!“

Da näherte sich ihm ein Mann, dem das Leben manche Furche in die bleiche Wange grub, mit friedlicher Miene. Er führte einen Knaben an der rechten, ein blondgelocktes Mädchen an der linken Hand. Beide Kinder trugen Blumenkränze um die Stirne geflochten. Er hob sie plötzlich auf seine Arme. Die Kinder schloßen die Augen — die Wangen erbleichten — wie geknickte Blumen neigten sie die zartumlockten Häupter zur Brust des Vaters, dem ein Thränenstrom aus den Augen stürzte. „Sie ruhen im Nariskerlande,“ seufzte er — „nah' an Titans Heimathland. Ich erfreute mich schöner Blüthen, aber das Leben hat seine blutigen Launen, und würgt das Schöne, damit es als eine Saat für andere Welten aufgehe, wohin der Geist flüchtet — wohin der Schlag des Herzens deutet — nicht bei rohen Naturen, die immer nur irdischer Stoff bleiben, sondern bei solchen, die den überätherischen Funken der Begeisterung, der Göttlichkeit aus himmlischen Regionen im glücklichen Augenblick empfiengen, um der höheren Abkunft sich bewußt zu werden!“

Er sah in der Entfernung wie in einer reizenden Perspektive Männer heranwandeln. Sie glichen verklärten Heroen, sie trugen goldene Stäbe, die wie Sonnen in ihren Händen glänzten. Er glaubte die hohen Gestalten zu kennen; sie ge-

mahnten ihn an hochgefeierte Koryphäen, die den Ruhm des deutschen Volkes gründeten. Muntere Genien — unter diesen Josue Zipplein und Quintus Fixlein, schlossen den glänzenden Zug.

Arthur erwachte! Der Morgen vergoldete die Wände des Gemaches, das mit geschmackvollen Tapeten ausgeschmückt war. Er rieb sich die Augen, blickte forschend um sich her und staunte nicht wenig, als ihm aus den Tapetenwänden die mannichfachsten, die buntesten Scenen aus allen Dichtern Europas im lustigsten Gewirre, wie toll durcheinander gaukelnd, entgegen schwebten. Selbst die unpoetischen Gräßlichkeiten des Nibelungenliedes drängten sich herein; Arthur wehrte sie ab, bis endlich die Erscheinung einige Milde bekam und die schönen Frauen mit dem glorreichen Siegfried wie blühende Visionen hervortraten und sich über ihn neigten. — Es pochte an der Thüre. Ein Mädchen trat herein im einfachsten, ländlichen Anzuge, brachte ihm freundlichen Morgengruß und stellte eine Tasse Erfrischung auf den kleinen Marmortisch. „Mein Vater ist ausgegangen,“ sagte sie, „er trug mir auf, Euch in seinem Namen den herrlichsten Morgengruß zu bringen und Euch einzuladen, ihm zur Sternseherin zu folgen. Nehmt Ihr es nicht übel, so begleit' ich Euch eine Strecke, damit Ihr nicht irre gehet in diesem Berglabyrinthe, aus dem kein Fremder mehr den Ausweg findet, wenn er nicht die geheime Weihe in sich trägt, diese verschlungenen Irrgänge sich mit Klarheit zu entwirren und den trügerischen Kreisen zu entfliehen, die ihn ewig wieder zum Eingange zurücklocken. —“

„Ich will allein hinaus, ich will ihn selbst aufsuchen. Ich trage den leitenden Kompaß in meinem Herzen,“ erwiederte er, indem er es nicht wagte, dem Mädchen ins Gesicht zu schauen. Sie nahm zürnend die Thüre und schlug sie donnernd zu. „Mechtild, Mechtild!“ rief es von den Höhen. Er stellte zitternd die Tasse nieder und bemerkte erst jetzt, daß sich ein duftender Veilchenkranz um den Hals der Tasse schlang.

Er rief, er flehte, sie möchte zurückkehren; der Name Mechtild übte wieder den früheren Zauber; es überraschte ihn, denselben hier wie einen bekannten nennen zu hören; die Neugierde, die näheren Umstände zu erfahren, wie sich dieser theure Name hieher verirrt haben mochte, wo die Wirklichkeit nur ein Trugbild ist, und die Phantasie, losgebunden von äußeren Einflüssen, wie ein zügelloser Dämon die ganze Welt verrückt, zog ihn von den Schwindelhöhen wieder herab in die Prosa der Alltagsempfindung. Kein Flehen half! Die zarte Mignon der Einsamkeit war verschwunden und kein menschlicher Laut ließ sich mehr vernehmen! —

Arthur stürmte ungeduldig und entrüstet hinaus. Ein weithin schallendes Echo sang fünffach: „Arthur!" Aus allen Gemächern wiederholte sich der Ruf. Es wurde ihm unheimlich; ein Sturm jagte durch den Flur, die Pappelgipfel, und der Veilchenkranz, den er von der Tasse gelös't hatte, tanzten ihm immer nach. Er hob ihn auf, aber sieh, ein Bienchen stach ihn in den Finger und ein fürchterlicher Schmerz durchbebte sein ganzes Nervensystem. Die Mignon saß in einer Laube und lachte schalkhaft auf. Arthur schleuderte den Kranz weg; er flog ihm wieder zu. Sie eilte aus der Laube herbei. Die zürnende Gestalt des Jünglings fesselte sie an den Boden. Er wollte reden, allein er vermochte es nicht. Sie standen sich eine Pause schweigend gegenüber. Arthur entdeckte mit jedem Blicke einen neuen, hinreißenden Zauber in dem wundersamen Mädchen, in dessen Seele Zorn, Liebe und Ruhe rangen und ihre Schönheit nur erhöhten. Er suchte den Schmerz des Bienenstiches zu unterdrücken, und die auflodernde Liebesflamme mit aller Anstrengung zu verheimlichen. Allein unsere Mignon ließ sich durch keine Vorstellung täuschen und rief endlich, indem sie schmeichlerisch seine Hand erfaßte: „Stürmer, laß Dich heilen! Ich will an Dir großmüthig seyn und Dich lehren, das einfache Geschenk der Naturtochter zu schätzen. Mit diesem Veilchenkranze mußt Du heimkehren zu jener, der Du Liebe geschworen! Er sey Dein Talisman, der Alles Getrennte wie-

der eint und Deine Braut vom Tode rettet! — Merke Dir's, Blumen haben Leben, Bedeutung und Sinn! Ich reichte sie Dir im Namen des Eremiten, der mein Vater ist — und dieser nennt die Blumen die Augen der geheimnißvollen Natur. Wohl dem, der ihre Sprache versteht! —"

Duldsam bot er die Hand, sie umschlang sie mit frischen Kräutern und jungem, zarten Baste und hüpfte davon wie eine neckische Fey. Sein Auge folgte ihr bis in die lange, dunkelnde Allee, die neben dem Garten endlos sich zu erstrecken schien. Das Herz voll Wehmuth, schwankend zwischen Rückkehr und Vorwärtsschreiten, ermahnte er sich endlich, raffte sich zusammen, befestigte das Sträußchen auf seinem Hute und stieg in den Thalgrund hinunter, immer die Sternseherin im Auge.

III.

Im Saale der Agnese — wir tragen es nach, daß sie Gräfin ist — saßen an langer Tafel die benachbarten Hammergutsbesitzer mit ihren Frauen, Tanten, Nichten, mit Oheimen, Neffen, mit ihren Töchtern und lauschten den launigten Anekdoten des witzigen Justizrathes und Herrschaftsrichters Stephan von Gollwitz, der immer auf ähnliche Feste und Assembléen die Fülle seiner auserlesenen Bons mots sparte, um sie wie ein Feuerwerk in zischender und flackernder Parade spielen zu lassen.

Die Damen schmunzelten und musterten die übrigen weiblichen Gäste. Die kostbaren Ringe wurden an den Fingern immer gedreht, um das Feuer der Demanten nach allen Richtungen auszuströmen und die Umgebungen auf ihren Reichthum aufmerksam zu machen. „Das ist die Macht der Eisenhämmer," sagte Gollwitz: „sie verwandeln die Nacht der Kohlen und das Grau des Erzes in das lebhafteste Feuer an den zarten Fingern der Damen. Die ächteste Realität auf der ganzen Erde ist der Besitz eines Eisenhammers. Was man aus dem

Schooß der Erde gräbt, was dem Schmelzofen anvertraut wird, was die Flamme schmilzt, was der Hammer, der allgewaltige, gediegen hämmert: es bildet die Macht und die Herrschaft im Staate — im großen wie im kleinen Staate — und vor allem im häuslichen Staat. Der Hammer spielt in der großen wie in der kleinen Welt eine wichtige Rolle — und die Frauen lieben den Mann nicht, der ihre Sprödigkeit nicht so hämmert, daß sie biegsam und schmiegsam werden."

Im Lande der Naristker bezeichnet man einen Eisenhammer oder ein Eisenhammergut mit dem Namen: ein gehendes Werklein. Er steht dort vor allen Besitzungen so sehr im Ansehen, daß man die Achsel zuckt, wenn Jemand nicht Eigenthümer eines gehenden Werks ist. Alles Stehende, wenn es noch so hoch stehen mag, verschwindet als etwas Unbedeutendes.

Mechtild und Gulizza nahmen wenig Theil an der Unterhaltung; Raymund und Rosalie standen träumerisch hinter der Gräfin, die schon ein wenig schlaftrunken zwischen den Blumenkränzen, die vor ihr auf der Tafel hochhinan ragten, mit ihrem festlich geschmückten Haupte hineinnickte, als plötzlich ein Jagdhorn aus der Ferne scholl und immer näher und näher kam und Lützows verwegene Jagd spielte.

Die ganze Assemblée erhob sich; es rauschte und braus'te und bewegte sich im Saale, als hätte ein Wirbelwind Tafel und Sesseln in die Lüfte gehoben! Nur Wenzel's Violine flötete ein schmelzendes Andante in diese Bewegung.

Raymund und Rosalie weckten sanft die Gräfin von ihrem Halbschlummer. Sie starrte die Gäste an und rief hochentzückt: „Mein Gatte kömmt! Musikanten spielt mir Salieris herrlichen Siegesmarsch! Gulizza, nimm die Mandoline, und geh' ihm singend entgegen!"

Eine Chaise rasselte heran und herein in den großen Schloßhof; noch immer dröhnte das Horn. „Das ist Arthur!“ rief Mechtild, „Mutter, laßt mich ihm entgegen. Das Jagdlied läßt nur Arthur blasen, denn er liebte schwärmerisch den begeisterten Verfasser desselben.“

Gulizza, bisher nur ruhig mit schwärmerischem Blicke in die Gegenwart hineinträumend, schwebte tanzend durch den schimmernden Saal an die hohen Fensterbogen hin und betrachtete mit sehnsuchtsvollem Auge den gestirnten Himmel, als hätte sie in den flimmernden Bildern der ernsten Nacht etwas Bedeutsames zu erforschen und sang, die Mandoline in den Arm wiegend, wie eine begeisterte Improvisatrice des Südens zu den klangvollsten Akkorden des Saitenspiels:

„Die Todten sind nicht todt!
Sie stehen Alle wieder auf.
Der Tod ist selbst ein Morgenroth,
Mir sagt's der Sterne Lauf.

Was er auch trennt, es bleibt sich nah. —
Die Sterne haben mich's gelehrt!
Wer ihnen in die Augen sah,
Versteht der Liebe Werth. —

Sie kreisen fort in stiller Bahn,
Und winken mir herab.
Sie flüstern dir das Wo und Wann
Sogar ins finstre Grab! —“

Die Damen der Eisenhammergutsbesitzer schauderten mit ihren Männern zusammen, als sie Gulizza wie eine gespenstische aber wunderschöne Chorybantin unter den Fensterbogen hinschweben und das grauenvolle Liedchen hörten, das die Gräfin aber wie einen süßen Laut in sich einsog. „Die vertrakte Zigeunerin,“ murmelten einige alte Fräulein, die nie eine so

poetische Erscheinung auf ihren Eisenhämmern sahen — „wie mag sie die gescheidte, edle Frau Gräfin hier gedulden und sogar neben ihrer einzigen Tochter, die wie ein reiner, schuldloser Engel, wie eine einsame, köstliche Blume blüht! —"

Die Gräfin und Mechtild waren mit ihren Angehörigen verschwunden. Der alte Heinrich, immer wachsam, hatte das knarrende Thor geöffnet. Da rannten die Damen von den Eisenhämmern wie ein Hexenklub nach, um den unerwarteten Gast zu sehen und dann dieser Unheimlichkeit ein Adieu zu sagen. Die Chaise fuhr herein! Wer stieg aus? Entsetzt euch nicht! Arthurs Vater, bleich, krank, ganz erschöpft, den rechten Arm in der Schlinge, den Kopf mit einem schwarzseidenen Tuche verbunden!

„Um Gotteswillen!" rief die Gräfin, „Ihr seyd es, Ihr Herr — —? Wo ist mein Gemahl, mein Otto? Er hatte mir unlängst geschrieben und die Fama kündigt Euch seit Tag und Nacht als todt an! Nun kehrt Ihr zurück und Otto ist vielleicht — —"

„Lauter Mißverständnisse, liebe Schwägerin," sagte er, „lauter Verwicklungen, Verwechslungen, lauter Vermeintlichkeiten und Vertauschungen der Namen, der Personen und Verhältnisse, und so kommen die fatalsten Verwirrungen, die man am Ende in Eines zusammenfaßt und Schicksal nennt!"

„Euer Gemahl, der Oberst, wurde todt geglaubt. Er lag unter einem Haufen Verwundeter und Todter — es war nahe daran, ihn zu begraben; denn er war so schwer verwundet, daß er ohne Lebenszeichen in einem gesprengten Carrée lag, bis man zum Glücke bemerkte, daß er die Augen rollte! — Ich bekam auf meiner Couriersfahrt schnell Gegenordre und mußte wieder zur Armee. Begnügt Euch, daß ich nun da bin, denn Ihr erkennet an mir den ächten Botschafter, den treuen Verkünder seines Lebens. Weil ich lebe, liebe und athme, so

lebt er auch. Wir umarmten uns, eh' ich abreis'te. Der Waffenstillstand ist unterzeichnet, und die Verwundeten dürfen ihrer Heilung und Pflege nachgehen. —"

„Wo ist mein Arthur? Wo ist der Junge? Ihr schweigt so seltsam und schaut mich mit fremden Mienen an! Wo ist die Braut meines Sohnes, wo ist Mechtild?"

Da stürzte Mechtild aus dem Kreise hervor und schloß mit stummem Schmerz Arthurs Vater in ihre Arme. Thränen quollen über die blassen Wangen des geängstigten Mädchens, das sich doppelt getäuscht sah.

Allein die theuern Züge des verwundeten Kriegers vergegenwärtigten ihr mit mildernder Täuschung jene ihres Arthurs; sie war lang im Anschaun der Gestalt versunken, sie wähnte sich ganz im Besitze des Geliebten; denn selbst die Mühseligkeiten des Krieges konnten die Schönheit des Grafen nicht entstellen, der mit väterlicher Zärtlichkeit ihr manche Thräne vom schmachtenden Auge wegküßte und sie wie seine eigene Tochter an die Brust drückte. —

„Der Bub," sagte er lächelnd, „machte gewiß einen Geniestreich und desertirte euch. Im Lager und auf dem Schlachtfelde hätte ich seine Phantasie gewiß gezügelt, und sein heißes Dichterblut an den Schreckensbildern des Krieges abgekühlt. Hätte ich nur dem Rathe Deines Vaters gefolgt, und ihn unter die Armee gesteckt mit schwerem Helm und gewichtiger Flinte! „„Eine große That in Worten will ich thun —"" schrieb er mir! Die Dichter machen ein großes Maul, schöne und glatte Worte, und da habt ihr die Heldenthat, die sie mit dem Gänsekiel auf das Papier hinsudeln. Poetische Großthuerei ohne Gewicht, ohne Gehalt und ohne Erfolg. Die That ist nur auf dem Schlachtfelde und nicht im vertrockneten Gänsekiele."

„Er lustwandelt gewiß in der Nähe der Sternseherin, wohin er schon lange einen geheimen Ausflug machen wollte. Die Sagen= und Chronikenbücher werde ich ihm wegräumen und als tüchtigen Soldaten so fest Halt machen lehren, daß er mir starr und unbeweglich wie das Granitbild im Fichtelgebirge dasteht. Da mag er wie versteinert nach dem Sterne des Kriegsruhmes unverwendet hinschauen, und winkt ihm ein schöner Stern — ein schönes Auge, so darf er sich dort in einen Himmel hineinträumen!“

Gulizza kicherte, als sie den Namen: „Sternseherin“ hörte. Die Hammergutsbesitzerdamen ärgerten sich bis zum Zähneknirschen über die Bosheit der noch in ihren sonderbaren Geberden reizenden Gulizza. Sie husteten, räusperten, schossen zürnende Blicke nach ihr und wollten sie vom Schlage wegreissen, als sie vor demselben in der artigsten Attitüde ein Knie bog, das niedliche, schwarzbraune Lockenhaupt voll Ehrfurcht senkte und dem Vater Arthurs die Hand zum Willkommen reichte. Raymund stand neben ihr und hielt die Mandoline, die sie ihm in den Arm gelegt hatte. Endlich stieg der verwunderte Krieger aus dem Wagen. Agnes und Mechtild begleiteten ihn über die Treppe hinan; Gulizza, ganz muthwillig vor Freude, schritt mit ihrer Mandoline voran, und Raymund und Rosalie leuchteten mit silbernen Leuchtern dem Verwandten des Hauses.

Es schlug Mitternacht. Die Gäste verloren sich allmählig, und die Bergknappen zogen sich nach ihren Gruben zurück.

„Mechtild,“ sagte die Mutter recht sanft und gütig, „Mechtild, leg' Dich zu Bette! Du bist unwohl, Du leidest. Morgen sollst Du die Gegenwart Deines Schwiegervaters genießen.“ Noch einmal trat Mechtild vor den Krieger hin und küßte ihm die Hand. „Der Himmel segne Dich,“ sprach er mit Rührung, „schöne Mechtild, er senke erquickenden Schlummer auf die Wimpern dieser sanften Augen nieder, und flöße

Dir Hoffnung und Vertrauen ein! Dein Arthur kommt gewiß, und säß er am Nordpole!"

Er segnete seine kräftige Schwiegertochter, die sich noch einmal schweigend in die Arme ihrer Mutter warf und den Saal verließ, den die hinsterbenden Lichter noch matt beleuchteten. „Wo ist Gulizza?" fragte sie Rosalie; „ich bin besorgt um sie. Wo ist ihre Ruhestätte? —"

„Sie schläft schon," antwortete Rosalie, „sie wohnt in Ihrer Nähe, ich bin aber beauftragt, heute bei Ihnen zu wachen."

„O, auch ich wache," sagte Mechtild, indem sie die Hand an die Stirne drückte, „und Du mußt mir entdecken, wie es mit dem Blumenstrauße zuging, den man mir gestern auf das Haupt gestreut hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen bei Ostrolenka.

Eine Romanze;

von

J. M. Firmenich.

Duce pro patria mori.
Horat.

Laß, Leier, jetzt dein schmelzend Klingen
Von der Liebe zarter Gluth!
Mit Pindar's Schwunge will ich singen
Von der schönen Polin Muth.

Doch solcher Heldin Lob zu künden,
Sind die Saiten allzu schwach;
Mag ein Homer dafür sich finden,
Späten Enkeln hallt's dann nach.

Doch horch! es rauscht mit lautem Klange
Meiner Zither Saitengold:
O lauscht dann meinem Hochgesange
Von der schönen Polin hold! —

Wo Ostrolenka's Thürm' und Schanzen
Zittern in der Narew Fluth,
Erglänzt' ein Wald von Russen=Lanzen,
Drohend Tod mit wilder Wuth.

Rings herrscht' Begeist'rung, muth'ges Regen
Auf der Polen Kraftgebiet;
Hoch brannten sie der Schlacht entgegen,
Die ihr Loos vielleicht entschied.

In Warschau's wild belebten Mauern
Saß am kleinen, stillen Heerd
Ein blinder Greis in tiefem Trauern,
Der den Thränen mühsam wehrt.

Und neben ihm im stummen Schmerze
Sitzt die Tochter, Hand in Hand,
Denn ach! den glühend liebt ihr Herze,
Weiht sich dort dem Vaterland.

„O Vater," seufzte sie mit Zähren,
„Sag' mir Deines Harmes Grund,
Thast früher doch nebst weisen Lehren
Jeden Schmerz dem Kinde kund!"

„Du lösest nicht des Grames Bande,"
Sprach der Greis mit Schwermuthston,
„O, zahlen könnt' ich meinem Lande,
Wärst geboren Du ein Sohn!"

Da sprang sie auf aus trübem Schmachten,
Höher rollt des Mädchens Blut:
„Kann Tod der Pole kühn verachten,
Hat die Polin wen'ger Muth?

„Auch sie kann muthig ihm sich weihen,
Vater, gieb mir Schwert und Speer,
Ja, fechten will ich in den Reihen,
In der Brüder Heldenheer!“

Da roll'n ihm aus den blinden Blicken
Thränen, heiß umhals't er sie;
„Dank,“ rief er, „Dank für dieß Entzücken,
Solche Freude hofft' ich nie!

„Sieh, knieend fleh' ich Himmelssegen
Dir, an meiner Väter Heerd,
Zieh, Kind, dem Feinde kühn entgegen,
Zeig' Dich unsers Namens werth!“

Bald deckt die schönen, zarten Glieder
Kriegsgewand, sie hält den Speer:
„Mit Lorbeern küssest Du mich wieder,
Vater, oder nimmermehr!“

So spricht das Mädchen, schwingt sich muthig
Voller Kampflust auf ein Roß,
Sprengt gleich der Windsbraut hin, wo blutig
Braus't des Feindes Todgeschoß.

Gleich wilden Kannibalenhorden,
Gleich der Wüste Bestienbrut,
Sich dort die beiden Völker morden,
Grimmig lechzend nur nach Blut.

Und schnell durchforschet sie die Schaaren,
Den Geliebten find't sie bald;
Vor manchen Streichen sieht er wahren
Ihn die fremde Huldgestalt.

An seiner Seite schaut man fechten
Wuthentbrannt den schönen Held,
Und mancher Feind fällt von der Rechten,
Die das Schwert wie Blitze schnellt.

Und Kugeln, Schwerter, Lanzen brausen
Um die beiden Helden her,
Doch wo die meisten Schwerter sausen,
Blitzt auch ihr geschwung'ner Speer.

Da plötzlich trifft ein Schuß, o Himmel!
Den Geliebten in die Brust,
Schnell reißt sie ihn aus dem Getümmel,
Kaum noch ihrer selbst bewußt.

„O Bruder," stöhnt er schwach, gebrochen,
Reichend ihr die tapf're Hand,
„Ich sterbe ruhig, denn gerochen
Ist das theure Vaterland!

„Doch ach! in Warschau seufzt mit Sehnen
Bang ein Engel um mich hier,
O, tröste Du der Armen Thränen,
Grüße — Klara — herzlich — mir!"

„Mein Viktor!" rief sie schmerzzerrissen,
Sinkend an die blut'ge Brust. —
„Du, Klara! —" und in Feuerküssen
Stirbt er hin mit sel'ger Lust.

Stets näher roll'n der Mordschlacht Wogen,
Sinnlos stürzt sie auf im Schmerz;
Weh, eine — Kugel kommt geflogen
Und durchbohrt auch ihr das Herz.

Doch krampfhaft schleppt sie sich zur Stelle,
Wo's umnachtet Viktor's Sinn,
Und ihn umklammernd, fließt die Welle
Ihres Lebens purpurn hin.

Doch allgemach sinkt auch der Krieger
Nervenkraft und Kampfeswuth,
Geschütze schweigen, doch den Sieger
Zeigen nicht die Ströme Blut.

Als unter Polen's starren Söhnen
Beide so der Feldherr sah;
Da rief der graue Held mit Thränen:
„Heil Dir, Heil Polonia!

„Und traun! wenn Deinen Kindern allen
Solcher Muth den Busen hebt,
Dann wirst Du, Polska, niemals fallen,
Wie der Russen Macht auch strebt!"

Daheim vernahm die traur'ge Kunde
Auch der blinde Vater gleich,
Es ging ihr Lob von Mund zu Munde
Durch Warszawa's weit Bereich.

Froh rief der Greis: „Nun mag ich scheiden,
Denn gezahlt ist meine Schuld!
O, ruf' mich bald zu jenen Beiden,
Gott, durch Deine Vaterhuld!"

Romantisch = dramatische Poesie.

(Aus Jerrmanns Paris.)

Eines der ausgezeichnetsten dramatischen Talente Frankreichs ist Herr Alexander Dumas. Sein „Henri III.," sein Stockholm et Fontainebleau," geben davon sprechende Beweise. In beiden Stücken sind große poetische Schönheiten entfaltet, glänzende Effecte durch die einfachsten Mittel erzeugt. Wenn Christine von Schweden sich den französischen Poeten vorstellen läßt, nach seinem Namen fragt, und auf die Antwort: „Corneille," sich erhebt, ihm in edler Einfachheit die Hand zum Kusse reicht, und spricht: „faites-moi l'honneur de me basir la main;" — so erzeugt das nicht nur einen allgemeinen, lauten Beifall, sondern auch jenes Wohlbehagen im schweigenden Zuschauer, das die bescheidene Hoheit stets unfehlbar erregt. Von demselben Effecte werden viele hochleidenschaftliche Momente gefolgt; daneben sind aber auch viele flache Théâtercoups angebracht, die jedoch hier noch nicht so ausarten, wie in seinen spätern Dichtungen. — Antony, obgleich reich an schönen Gedanken, ist ein wahres Theater = Ungethüm. Das Stück hat zur Basis ein Vorurtheil, das, wenn es wirklich allgemein in der Nation begründet wäre, ihre Civilisation der der Lappländer gleichstellen würde; doch ist dem auch nicht so; kein Mensch bekümmert sich in Frankreich darum, ob ein junger Mann von

Talenten und Vermögen ein Bastard sey oder nicht, und giebt es auch noch einige Imbéciles, die dem mit Sorgfalt nachforschen, so ist das doch eine so große Minorität, daß sie der Mühe nicht lohnt, ein Stück zu schreiben, wäre es auch ein schlechtes. Nun, dieses Vorurtheil begründet das Drama. Ein junger Bastard, mit den edelsten Gaben des Geistes und Herzens versehen, außerdem noch eine hohe Eigenschaft besitzend, die jetzt in Frankreich viel gilt, d. h. Vermögen, flieht ein junges Mädchen, das er liebt, und von dem er geliebt wird, in seiner Geburt ein Hinderniß zur ehelichen Verbindung befürchtend. Der Zufall führt ihn nach einigen Jahren zurück; er findet seine Geliebte vermählt, rettet sie aus einer großen Gefahr, erweckt in ihr die alte Leidenschaft, und beschwört sie, sich zu ergeben. Das weibliche Herz wankt, sagt zu, doch, bald wieder ihrer Pflicht eingedenk, verläßt die Frau heimlich Paris, um zu ihrem Gemahl nach Straßburg zu eilen, woselbst er in Garnison liegt. Der getäuschte Liebhaber folgt ihr, überflügelt sie, nimmt am Abend auf einer Station alle Pferde in Beschlag, nöthigt sie auf diese Weise, daselbst zu übernachten; schlägt später ein Fenster ein, steigt auf die Scene, wo das Geräusch die erschreckte Frau herbeizieht, verstopft ihr den Mund, und zerrt sie gewaltsam in ihr Schlafzimmer. —

Im folgenden Akt trifft man sie Beide in der größten Vertrautheit in den Salons von Paris, wohin sie zurückgekehrt, und dem Spotte Preis gegeben sind. Unfähig, dergleichen Schmach zu ertragen, wollen sie fliehen; doch Mutterliebe hält die Frau zurück. Der Bastard folgt ihr spät Abends in ihre Wohnung, sie auf's Neue bestürmend. Da bringt ein vertrauter Diener die Nachricht, daß der gekrönte Gemahl so eben angelangt sey. Schon hört man ihn die Treppe hinanstürmen; die entehrte Geliebte fleht um den Tod. Der Bastard hat das Zimmer verriegelt, und in dem Augenblick, wo der Ehemann es mit Zeugen erstürmt, erdolcht er seine Geliebte, und rettet ihre Ehre mit den Worten: „Elle m'a resisté; je l'ai assassinée.“

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß dieß Stück mit glühender Einbildungskraft in einzelnen, wahrhaft schönen Stellen ausgeschmückt ist; aber rechtfertigt das die Armseligkeit des Stoffes? rechtfertigt das die Gemeinheit der Handlung? rechtfertigt das die Unwahrheit, weil sie Gelegenheit zu schönen Deklamationen giebt? — In welchem Salon von Paris werfen sich die Damen ihre gegenseitigen galanten Abenteuer vor? Wäre das alldort Ton, jede andere Unterhaltung wäre vernichtet. — Vielen Landsleuten bin ich in Herrn Dumas Stücken begegnet. Der spanische Prinz Don Carlos, der zu Weimar das Licht der Welt erblickte, wiederholt, als St. Maigrin verkleidet, im Henry III., die so beliebte Schlüssel- und Brief-Scene mit dem Pagen der Prinzessin Eboli; und die Hauptleute Devroux und Macdonald haben ihre Fahnen verlassen, um unter Christine von Schweden zu Fontainebleau den Marchese Monaldeschi zu ermorden. Herr Alexander Dumas kennt Schiller ganz gut; wenn er fortfährt, ihn zu studiren, ist Hoffnung vorhanden, daß er einst den wahren Romantismus begreifen werde.

Die beiden letztgenannten Stücke sind jetzt auf dem Théâtre de la Porte St. Martin gegeben worden, das sich unter der Leitung des Herrn Harel durch eine seltene Thätigkeit auszeichnet. Herr Harel war Direktor des zweiten Théâtre français, des Odéon, das gegenwärtig geschlossen ist. Er hat das Théâtre de la Porte St. Martin übernommen, und die bessern Mitglieder der beiden Bühnen dort vereinigt. Seit einiger Zeit macht dieses Theater enorme Einnahmen; die des Monats Juni 1832 belief sich auf 157,000 Franken. Die Ursache davon war das Erscheinen eines Stückes, welches ein seltsames Aufsehen in doppelter Beziehung erregte. Es heißt: la Tour de Nesle, ist voll der seltensten Theater-Effecte, größtentheils gut, stellenweis vortrefflich geschrieben, schildert aber Sitten und Charaktere, die Schauder erregen, und mich nicht begreifen lassen, wie ein Mann seine Frau, Tochter, Schwester, ja selbst seine Großmutter, zum Anschauen solchen

Gräuels und Ekels führen kann. Die Heldin des Stückes, Marguerite de Bourgogne, Königin von Frankreich, ist als Mädchen unkeusch und Vatermörderin; läßt, als Mutter, ihre beiden Söhne dem sicheren Tode aussetzen; liefert sich, ehebrecherische Gattin, fremden, unbekannten Jünglingen, die sie durch eine alte Duenna an öffentlichen Orten geheimnißvoll einladen, und mit verbundenen Augen in die Tour de Nesle führen läßt, woselbst sie, nach einer bachantisch verlebten Nacht, auf ihren Befehl meuchelmörderisch erdolcht, und dann in die Seine geworfen werden; auf diese Weise treibt sie, wiewohl unbewußt, Blutschande mit dem einen Sohn, und schließt das Stück mit der Ermordung des andern. — Hier ist der Romantismus in seiner ganzen Wuth losgelassen; das Publikum schreit: „gräßlich, aber schön!" und der Kassier — „157,000 Franken in einem Monat!" —

Aber auch auf andere Weise ist dieses Stück interessant. Der Theaterzettel fügte seinem Titel die Namen der Autoren, mit einem: Herr †††, und Herr Gaillardet. Nun kannte Niemand Herrn Gaillardet, und Herr trois croix konnte Jedermann seyn. Doch wurde das Geheimniß bald lauter. Herr Gaillardet warf zuerst den Fehdehandschuh hin; klagte in den Journalen über Beeinträchtigung, zwang seinen Gegner auf diese Weise zur Antwort, und so trat endlich aus der Anonymität Herr Alexander Dumas hervor, und repräsentirte die trois croix, die ihn bisher repräsentirt hatten. Hier so viel, als Herr Harel über den Hergang der Sache mir selbst mittheilte.

Herr Gaillardet hatte sein Stück dem Theater zum Lesen übergeben, und gieng auf's Land. Der Direktor, Herr Harel, fand den Zuschnitt (la charpente) gut, viele Effecte blendend, doch schien es ihm unmöglich, es so, wie es war, darzustellen. Er gab es an Herrn Jules Janin, einem ausgezeichneten Schriftsteller, dessen l'âne mort et la femme guillotinée namentlich ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hatten.

Herr Janin befaßte sich mit dem Stücke, und schrieb das zweite Tableau des ersten Aktes, welches in der That große Schönheiten enthält, wollte dann aber nichts mehr davon wissen, gab es dem Direktor zurück, und erschien nicht weiter in dieser Angelegenheit. Nun gab Herr Harel das Drama an Herrn Alexander Dumas; der beschäftigte sich ernstlich damit, und übergab es der Bühne so, wie es später dargestellt wurde. Herr Gaillardet kam inzwischen vom Lande zurück, und wohnte der General-Probe seines Werkes bei. Ganz erstaunt äußerte er nun, daß er sein Stück nicht wiedererkenne, daß das, was vorgestellt würde, gar nicht das sey, was er gewollt, u. s. w. Inzwischen wurde das Stück gegeben, und machte Furore. Nun war er mit dem Gewande, das man um die Blößen seines Kindes gehängt, ganz zufrieden, griff aber öffentlich den Direktor an, daß er Herrn ††† vor seinen Namen als Autor auf dem Theaterzettel angeführt habe, beschwerte sich ferner, daß man ihm einen Collaberateur aufgedrungen, und daß er mit ihm die Früchte seiner Arbeit theilen müsse. Auf die Entgegnung des Direktors verletzte Herr Gaillardet die Anonymität; ließ ein Schreiben des Herrn Dumas an ihn abdrucken, in welchem derselbe ihm angezeigt hatte, daß er sein Stück gelesen, kleine, unbedeutende Aenderungen vorgenommen, daß er ihm indessen den Ruhm der Arbeit gern überlasse, indem es ihm zum Vergnügen gereiche, jungen Autoren in ihrer Laufbahn nützlich zu seyn. Hierauf sich stützend, begehrte Herr Gaillardet, allein auf dem Zettel zu stehen, und allein die Autor-Rechte zu genießen. Vor dem Publikum in ein ganz falsches Licht gestellt, erklärte nun Herr Dumas öffentlich, daß er diesen Brief allerdings an seinen Anschuldiger geschrieben, daß er ihm auch gerne den Ruhm des Erfolges überlasse, jedoch Zeit und Arbeit hinsichtlich des pecuniären Ertrages nicht verlieren könne. Was die leichten Aenderungen betreffe, deren er in jenem Schreiben erwähnt, so hätte diese Aeußerung nur zu seiner Aufmunterung dienen sollen; in der That aber sey von dem dargestellten Stücke nichts als der Entwurf das Eigenthum des Herrn Gaillardet, denn

er, Dumas, habe das Stück gelesen, und nach dem Plan desselben das jetzt vorhandene geschrieben; als Beweis dessen führe er das wirkliche Manuscript des Herrn Gaillardet an, das sich noch jetzt unbenutzt im Schreibtische des Herrn Harel befinde. Da die Partheien auf diese Weise sich nicht einigen konnten, so schritt man vor die Tribunale, und das Gericht erkannte Herrn Dumas einen Antheil am droit d'auteur zu, jedoch verfügte es, daß der Name des Herrn Gaillardet vor dem Herrn ††† auf die Affiche gestellt werden sollte. —

So endete dieser Rechtsstreit, der den Reiz der Neuheit der betreffenden Pièce nicht wenig erhöht hatte. —

Dramatische Fabrikation.

(Aus Jerrmanns Paris.)

Dieß führt mich auf die Art und Weise, wie in Paris die Stücke fabricirt werden, denn mit wenigen Ausnahmen ist es wirklich ein dramatisches Fabriciren. Der Eine liefert den Flachs, der Andere spinnt, der Dritte webt, und ist das Tischtuch fertig, so weis Keiner genau, auf welchem Flecken er sein Couvert, als auf eigenen Grund und Boden, setzen darf. Aber das kümmert sie auch nicht, genug, daß sie Alle in Gemeinschaft davon essen. — Ein junger Autor trifft einen andern im Kaffeehause. „Ich habe einen herrlichen Stoff zu einem Vaudeville." Ehe er seine demie-tasse geleert, ist die Geistesgeburt beschrieben und getauft. „Das Ding gefällt mir," sagt der Andere, indem er ein petit-verre hinunter gießt, „ich mache den Dialoge." „Und ich," ruft ein Dritter, der beim Zuhören den Courier français gelesen, „ich nehme es über mich, die Couplets zu liefern." So geht man nach Hause, das Stück wandert von Hand zu Hand, in drei bis vier Tagen ist es fertig, und trägt leicht jedem Collaborateur drei bis vier Tausend Franken ein. Diese Art, sich zu bereichern, ist einzig; auch giebt es kein glücklicheres Wesen auf

der Welt, als einen accreditirten französischen Bühnendichter. Herr Scribe beklagte sich im vergangenen Jahre gegen einen meiner Bekannten. „Die Politik tödtet Alles, ich fühle es hart; sind bereits sieben Monate des Jahres verstrichen, und ich habe noch nicht volle 16,000 Franken eingenommen. —" Sollte man nicht den armen Hungerleider bedauern? und dabei besitzt er 40,000 Franken Renten, und dabei ist er noch lange kein französischer Kotzebue, und dabei erinnere man sich, was der deutsche Kotzebue gewann, dem die Politik auch schadete, und dem sie noch obenein das Leben gekostet hat. Nun ist es wahr, Herr Scribe schreibt viel, und schreibt theilweise vortreffliche Sachen; besonders in Deutschland, wo man überhaupt nicht so schnell arbeitet, muß die Fluth seiner Stücke Staunen erregen; das ist aber nicht so arg, und mit zwei Worten erklärt. Herr Scribe schreibt, wie gesagt, viel, aber das meiste, was unter seinem Namen erscheint, ist nicht von ihm. Er ist ein guter Schriftsteller, aber ein noch besserer Geschäftsmann. So hat er z. B. einen Contract mit dem Théâtre Gymnase dramatique gemacht, (ci-devant Théâtre madame) demgemäß er verpflichtet ist, eine gewisse Anzahl Stücke im Jahre zu liefern; das Theater selbst aber ist gehalten, nur Stücke von ihm zu geben; hiedurch sind die jungen Dichter, die ihre Pièces an diesem Theater aufführen wollen, genöthigt, sich an Herrn Scribe zu wenden, der sie liest, hie und da ändert und verbessert, und unter seinem Namen mit Herr N. N. aufführen läßt. So kommen die jungen Dichterwerke zur Darstellung, das Publikum wird durch Scribe's Namen angezogen, die Direction hat stets neue Stücke seines Lieblings, und er hat stets Geld.

„Le pauvre homme."

(Molière.)

Die obenangeführte Art, Stücke zu schreiben, verdient doch wohl in der That den Namen Fabrikation! daher kommt es, daß die Franzosen so viel schreiben, und darunter so wenig

Gediegenes. Spricht sich hier der National-Charakter nicht wieder deutlich aus? Ehe der Deutsche den Plan zu einem Stücke entwirft, ist das des Franzosen fertig. Es ist leicht, oberflächlich! — aber es ist da! Mit Unrecht klagt man über die Armuth der deutschen Literatur! Ich bin überzeugt, es sind große Sachen im Werk und werden, tief gedacht, schön empfunden, voll Kraft und Größe, — aber sie werden, leider! nicht fertig. Das Wesen des Franzosen ist sinnliches Leben; er weiß, daß das gewöhnliche Menschenalter etwa auf die siebenzig Jahre geht; er will daher seine Jugend genießen. Wir Deutschen arbeiten stets nur für das Alter, das wenig Freuden bietet, und sterben in der Regel, ehe wir an diese alten Freuden gelangen. Es mag Jeder in seiner Art Recht haben; ein Factum aber ist es, daß der Franzose mehr genießt; er greift zu, wo er eine Freude findet, und grübelt nicht. Ein neues Gilet mit blanken Knöpfen macht ihm drei Tage Freude, dann wirft er es weg; wir forschen nach, wie die Knöpfe gemacht worden sind, und zerbrechen uns den Kopf, wie der erste Knopfmacher geheißen; darüber legen wir das Gilet bei Seite, und wenn wir endlich mit unsern Studien zu Ende sind, und mit uns selbst einig, das Gilet anlegen — so ist es aus der Mode! —

Dem Franzosen ist alles Grübeln verhaßt. Menschenhaß und Reue entzückt ihn; er lacht und weint, und hat begriffen und genossen; Wallenstein ist ihm zu metaphysisch. „Qui diable peut voir encore Mahomet; c'est trop métaphysique!“ Partheiwuth wäre nicht übel; aber es ist ganz contrerévolutionaire; und dann ist es zu metaphysisch. Guter Ziegler! das hat Dir wohl nie geträumt! Dein: „man kann die Tugendhaften in Fesseln schlagen, aber die Tugend nicht,“ u. s. w., das nennen die Franzosen metaphysisch.

Das Theater in Frankreich muß aufhören, einen vortheilhaften Einfluß auf die Nation zu üben. Man will nichts als Neues; der größte Theil dieses Neuen ist geistlos; was kann seine Wirkung seyn? Ueber alle dem ist der Dichter gebunden.

Das Beifall spendende Publikum besteht aus jungen Leuten; das wäre gar kein Uebel, denn im Grunde hat die Jugend überall einen sehr richtigen Takt, und was ihr an Erfahrung abgeht, ersetzt ein lebhaftes Gefühl. Irrt sie auch oft im Schicklichen, das Gebiet des Alters und der Damen, im Großen, Edeln, Erhabenen irrt sie sicher nicht. Aber in Frankreich herrscht hierin ein Uebelstand, besonders in Paris. Hier ist bei den jungen Leuten alles Politik, bis auf das Band des Hutes, bis auf die Umschläge an der Robespierre=Weste. Diese Jugend nun ist liberal; mit wenigen Ausnahmen, sonst wäre das Unglück noch größer, heißt dieser Jugend Liberalität: heftige Opposition. Ein Ministerium mit Füßen treten, ist schon drei Viertheil Succéß. Jetzt wage aber ein Autor der Legitimität das Wort zu reden, jetzt wage er es, gegen die Republik zu eifern, gegen die unreifen Ansichten einer leidenschaftlichen, wiewohl hochpatriotischen Jugend —

„Er würde nur sein Stück zum sichern Falle tragen." —

Dabei ist diese Jugend eitel, eitel bis zum Lächerlichen; abgedroschene Phrasen versetzen sie noch zum fünfzigsten Male in Enthusiasmus. Ich bin oft erröthet, daß ein Dichter es wagt, einem Publikum solche Schmeicheleien zu sagen, daß ein Publikum sie hört, ohne zu erröthen, daß es sie applaudirt, als würde es von einer Neuheit überrascht. Wer in der Welt spricht den Franzosen Edelsinn ab? wer zweifelt an ihrem Muthe? ihre Entschlossenheit und Thatkraft hat die Welt von der Seine bis zur Moskowa mit Staunen erfüllt; ihre Feinde erkennen ihren Werth, und ihr herbes Unglück hat der Lorbeerkrone ihres Ruhmes auch nicht ein Blatt entrissen. Nun kann man aber nicht zwei Stunden im Theater ein neues Stück ansehen, ohne zwanzig Mal das zu hören, was man weiß, ohne nicht Ströme von Lobhudeleien von der Bühne herab in's Parterre fluthen zu sehen. Das heißt nicht mehr Weihrauch streuen, das heißt den Weihkessel dem Publikum ins Antlitz schleudern, und auf Kosten seiner Eigenliebe der, oft sehr schwachen, Dichtung einige Klatschsalven erjagen.

Solches Treiben ist einer großen Nation unwürdig, und wäre ich Franzose, ich hätte oft mitten in diesem Beifalls-Wahnsinn einen derben Vernunfts-Pfiff gethan. Diese Politik-Wuth führt oft bis zum Allerlächerlichsten. Man giebt ein Vaudeville: Herr A, Schneidergesell, liebt Demoiselle B, Tochter eines Charcutier's, Herr C, petit épicier de la rue St. Dénis trägt über Herrn A, den Schneider, bei der Mutter den Sieg davon. Der Schneider entführt die Tochter des Charcutier's, Herr D, Eseltreiber, begegnet den Flüchtigen, führt sie zurück, versöhnt die Eltern mit den Liebenden, und vereint diese. Jetzt ist das Finale. Alle Vier stehen auf der Scene; man hat nichts mehr zu sagen, und die Sache könnte ganz vernünftig zu Ende gehen; ei, Gott bewahre! der Vorhang darf nicht fallen ohne Schluß-Couplets, und in diesen muß Herr A, der Schneider, Anspielungen machen auf Paskawitsch und die Knute der Russen, Demoiselle B, auf den Muth und die Liebenswürdigkeit der Franzosen, Herr C, auf die gefangenen Minister in Ham, und Herr D, der Eseltreiber, auf die Ignoranz des herrschenden Ministeriums. Selbst zugegeben, daß, was sie sagen, gut und wahr sey, so sieht doch jedes Kind ein, daß es, was Ort und Handlung und Charakter betrifft, etwa paßt, wie die Faust auf's Auge.

Als ich dergleichen Unsinn zum ersten Mal in den Nouveautés sah, glaubte ich durch den Klang der fremden Sprache, besonders unter der Musik, mich geirrt zu haben; mein Nachbar jedoch erklärte mir, das sey jetzt Ton; nun meinte ich in einem Tollhause zu seyn, und da hatte ich wahrlich nicht geirrt.



Kleine Lieder.

(Aus dem Neugriechischen.)

Von

J. M. Firmenich.

1.

Du küßtest mich, und krank ward ich,
O küss' gesund mich wieder,
Und stets von Neuem küsse mich,
Sonst sink' ich todt darnieder!

2.

Wer sah der Augen Krieg wohl 'mal,
Kein selt'ner wird gefunden,
Die sonder Schwerter, sonder Stahl
Sich dennoch tief verwunden?

3.

Ich möchte wohl ein Schwälbchen seyn,
Ich flög' Dir auf die Lippen,
Und küßte Dich recht oft und fein,
Husch! fort dann nach dem Nippen!

4.

Ich möchte wohl ein Schwälbchen seyn,
Ich flög' zu Dir in's Zimmer,
Und baute mir das Nestchen mein
Auf Deinem Kissen immer!

5.

Ich liebte klein Dich inniglich,
Hab' groß Dich nicht gewonnen,
Doch nehm' ich einst, als Wittwe Dich,
Ja, ja die Zeit wird kommen.

6.

So viele Schwerter mögen mir,
Als Stern' am Himmel stehen,
Wenn ich nicht heiß Dich liebe, hier
Durch meinen Busen gehen!

7.

'Nen Zweig von der Basilie brich,
Und zähl' die Blätter alle:
Dann zählst Du auch, wie lang für Dich
Mein schmerzvoll Ach erschalle!

8.

Ich möchte wohl ein Spiegel seyn,
Dann thäst Du vor mir stehen,
Und ich Dich, schönes Liebchen mein,
Dich, holdes, immer sehen!

Der deutsche Horizont.

Ein humoristisches Blatt für Zeit, Geist und Sitte.

Herausgegeben von

M. G. Saphir.

Zweiter Band.

München, 1833.

Druck und Verlag von George Jaquet.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.



Papilloten.

Von

Karl Gutzkow.

Der Tempel des Ruhms.

Nach welchem Style wird im Reiche der Ideen gebaut? Ich rede nicht von philosophischen Gebäuden, die heutigen Tages anfangen, in der Fronte meist länger gebaut zu werden, als in der Tiefe; sondern von jenen architektonischen Werken, deren Mörtel erfüllte oder ersehnte Hoffnungen, deren Steine Entzückungen, deren Säulenpilaster Huldigungen sind. Man spricht von Schlössern, welche die Phantasie in die Luft baut. Nach welchen Grundsätzen verfährt die Hoffnung, die Verzweiflung, die Jugend, wenn sie Gebäude von dieser Gattung errichtet? —

Es ist unzweifelhaft, daß der Tempel des Ruhms in antikem Style gebaut ist. Denn nur die alten verstanden es, dem Verdienste seine Kränze zu winden. Aber was lehrt man von der Kunstform dieses Tempels? Sind die Säulen in dorischer Ordnung? Oder schmücken ionische Verzierungen ihren Knauf? Oder sind sie mit korinthischer Pracht überladen?

Unsere Zeitgenossen haben wenig Beruf, sich über diese Ungewißheiten zu vereinigen. So oft sie den Tempel des Ruhms im Munde haben, so verlangen sie von seiner Bauart doch nicht mehr, als daß sein Fußboden mit Kronenthalern gepflastert ist.

Die todten Gedanken.

Große, unermeßliche Gedanken, der Gedanke einer Revolution, einer Weltherrschäft erlebten oft eine zwiefache Geburt. Es giebt Gedanken, die zweimal geboren wurden, ehe sie einmal starben; aber es giebt deren noch mehr, die, ehe sie einmal geboren wurden, schon zweimal gestorben sind. Ich kenne Menschen, welche für solche Gedankenembryone nur Spiritusgläser sind. Die Welt ahnt es selten, daß die Idee dieser Menschen Riesen sind, denen man nichts vorwerfen kann, als daß sie nicht zur Reife kamen. Sind es Künstler, so werden sie verabschiedet, weil sie nur mittelmäßig in der Farbengebung, unvollkommen im Faltenwurf sind; man übersieht es, daß ihnen nur wenig fehlte, um Raphael und Coreggio zu werden. Sind es Schriftsteller, so wurden sie von neun und neunzig Kritikern unter das Caudinische Joch der Schmach geführt, und nur der Hundertste ahnte, daß unter der staubigen Asche ihrer verfehlten Schriften ein himmlisches, prometheisches Feuer glühte.

Außer diesen todten Gedankenembryonen giebt es auch geschiedene Gedankenkinder, und verstorbene Gedankenjünglinge. Dem rückwärtsblickenden Gefühl ist das Land der Erinnerung ein Paradies, ein Spielplatz der Jugend, wo die Sonne noch goldner strahlte, und die Blumen noch frischer blühten; wie anders dem denkenden und dichtenden Geiste! Er ist ein Januskopf, dessen Jünglingsantlitz in die Zukunft, dessen Greisenauge in die Vergangenheit blickt. Wenn die Seele ihr Auge

rückwärts wendet, sieht sie in der Erinnerung nur die stillen Gräber eines schweigenden Friedhofes, und jeder Denkstein nennt ein Wort, für welches deine Seele einst glühte! Jeder Cypressenzweig senkt sich auf eine Lehre, die Du einst mit stürmischer Hingebung umfiengst, senkt sich auf einen Irrthum, der den Wissensdurst des Jünglings auf einige selige Tage stillen konnte. Ach! jene kleinen Gräber mit den schwarzen, rosenverhangenen Stäben — erkennst du die schlummernden Todten, die unter ihnen ruhen? Es waren die ersten Gedanken, die im Traume, auf einem Spaziergange, hinter einer schattigen Hollunderhecke, im Arm deiner ersten Liebe durch deine Seele blitzten; es waren die aufschäumenden Ideenperlen in dem überströmenden Becher deines erwachenden, erstarkenden Selbstbewußtseyns. Man pflegt von hellen, aufgeweckten Kindern so passend zu sagen: „Sie haben Raupen im Kopf!" Jene blumenbedeckten Schläfer waren die ersten entpuppten Schmetterlinge, welche deine junge Psyche in ihre heitere, sonnenhelle Welt sandte!

Je lebendiger die Fortschritte unserer Erkenntnisse sind, desto mehr solcher Todten haben wir zu begraben. Bemitleidet jene Spötter, die auf ihre ersten Träume, die Irrthümer ihrer Jugend, die falschen Spiegelbilder richtiger Ahnungen, mit stolzem Lächeln herabsehen können!

Der edle Jüngling wirft sich vor seiner Zukunft nieder, und fleht sie mit heißen Thränen an, für seine jetzige selige Gegenwart, für sie einst Vergangenheit, ein heiliges Andenken zu bewahren. Und der gereifte Mann hält seiner Jugend das gegebene Wort; eine fromme Scheu durchzittert ihn, wenn sein Auge auf die Vergangenheit fällt, und seine jetzt zu Grundsätzen erstarkten, männlichen Gedanken opfern gern den Manen ihrer jungen, schon im Flügelkleide dahingeschiedenen Brüder.

Ein Fehler des Alters.

Ich war neunzehn Jahre alt, als ich mit einem Offizier, der zwar noch keine Compagnie befehligte, aber schon sechs und dreißig Jahre zählte, beim Schachspiel in Streit gerieth. Ich wollte einiges in den Sprüngen des Königs und der Bauern nach neuerer Methode verändern, aber der Gegner sprang auf, und rief mit grämlichem Accent: „Junger Mann, als an Sie noch nicht zu denken war, trug ich schon ein Port'epée. Was wollen Sie mit Ihren Neuerungen?"

Diese Anrede muß die Jugend so oft hören! Das Alter beruft sich nicht auf seine Erfahrung, sondern auf seine frühere Geburt. Ein Hofrath wirft sich in die Brust, daß er schon zweimal für einen Orden empfohlen war, als unsre Mütter sich noch vergeblich nach einem Mann umsahen. Ein Regierungspräsident sagt, daß er sich schon das zweite Haus gekauft habe, ehe wir noch wußten, daß er sich nur noch zwei zu kaufen brauchte, um vier zu haben.

Die Berufung auf diese bemitleidenswerthe Anciennetät erinnert an den alten Mythus von Abadir, dem Stein des Jupiter, welchen Rhea dem Vater Saturn zu verschlingen gab. Als ihn Saturn wieder ausspie, empörte sich der Stein gegen den, welchen er vorstellen sollte. Er weigerte sich, das Regiment Jupiters anzuerkennen, und berief sich auf die längere Weile, die er im Schooße der Zeit zugebracht hatte. Jupiter hatte Mühe, ihn nach Delphi zu bringen, wo er den erzürnten, altklugen Stein fortwährend mit linderndem Oel zu begießen befahl.

Die Freskomenschen.

Sollen wir sie lieben, oder vor ihnen auf der Hut seyn? Es genügt, daß wir sie kennen.

Der Schatten, welchen die Tugend wirft, ist immer noch hell genug, um den Mängeln und Gebrechen blühendere, gefälligere Farben zu geben. Ein hingebendes, aufopferndes Herz läßt aus seinen Kammern so warme Lichter strahlen, daß jede Regung des Gemüths von ihnen noch ergriffen werden kann. Der Dank, welchen dir, dem Wohlthäter, ein erquickter, aufgerichteter Unglücklicher stammelt, wird dich erröthen machen, wenn du auf dem Wege warst, mit lieblosen Kränkungen dem zu begegnen, der dich vielleicht ohne sein Wollen beleidigt hat.

Ich rede hier von den guten Freskomenschen, die gleich den Bildern dieser Gattung ihre Farben und Lichter sich einander bedingen lassen, welche aus dem Violett die blauen Lichtstreifen in die gelben Felder lenken, um sie grün zu färben, und aus den grünen Parthien blaue, um die rothen violett zu malen.

Wenn der Teufel seine Zwecke sicher erreichen will, so bedient er sich der Waffen Gottes; kann der Bosheit mehr Vorschub geleistet werden, als durch die Alfreskomalerei der Charaktere? Alle Farben, die auf nassen Kalk geworfen werden, vereinigen sich zuletzt zu einer großen Lüge, welche dem Auge unsichtbar ist. Ein trocknender Windhauch stürzt den Regenbogen der Palette um. Du glaubst einen Freund zu haben, und seine Gefälligkeiten sind nur die Einsätze, um größere Treffer bei dir zu gewinnen. Du achtest die fromme Entsagung jenes ernsten Weisen, und ist sie mehr, als der verkalkte Egoismus eines Spötters? Der schwärmerische Blick dieses holden Weibes scheint dir der Zauber einer himmlischen Unschuld, und du ahnst nicht, daß unter ihm die glühendsten, die grell

aufgetragenen Leidenschaften dich herausfordern? Was du für Liebe hälst, ist nur ein starker Reflex der Eitelkeit. Was dich als Treue entzückt, ist nur ein Schimmer, der aus dem Kreise der Gewöhnung herüber dämmert, oder gar ein Nachhall eines innern Grolles, daß sie von einem Dritten nicht auf die Probe gestellt wird.

Achte diese Menschen, so weit du darfst; denn ihr Leben ist ein ewiges Kunstwerk der Selbstbeherrschung! Aber fliehe sie, wenn sie auf dein Vertrauen wirken wollen! Ist das Grün vor allen die Farbe der Hoffnung, so denke an jene Gemälde, welche ich hier zum Vergleiche aufführte! Du suchst diese Farbe vergeblich auf ihnen; denn das Laub der Blätter, das Gras der Felder ist dort nur die Folge einer langwierigen Mischung von Reflexen, die zuletzt doch nur an den welkenden Herbst und den versengten Sommer, wie an den duftigen, keimenden Frühling erinnern.

Der Umgang mit Schriftstellern.

Einen fleißigen, schreibseligen Autor um 9 Uhr Morgens besuchen, heißt einen verwegenen Blick hinter die Verhänge eines Geheimnisses werfen. Dieser Unzeitige überrascht den Heimgesuchten dann im Verkehre mit den Musen, wie sie um ihn hergaukeln, ihn necken, die Feder unter der Hand stehlen, und erst nach einigen Minuten mit eingetauchtem Morgensonnengolde zurückkehren. Beim Anklopfen schwirrt die ganze Wunderwelt, welche den Dichter umgiebt, auf, die Salamander zittern in dem weißen Krystallglase, das uns die alte Magd jeden Morgen mit frischem Quellwasser füllt; die Eidechsen werfen neugierig ihren bunten Kopf aus den Blumenvasen, die unser Fenster zieren, auf; das Wurzelmännchen, dem wir, im

Vertrauen gesagt, unsre besten Einfälle verdanken, springt erschrocken in unsern bergenden Busen, und alle ausgeflogenen, durch das Zimmer summenden Schnurren, Papillons und Libellen flüchten sich in die Falten und die poetischen Löcher unsers Phantasus, des Schlafrocks. Bist du endlich auf unser: Herein! mit süßfreundlichen Entschuldigungen durch Thür und Angel gekommen, so wirst du über die Zauberstille unsrer Umgebung erstaunen, und vor dem letzten Flügelschlage eines verschwundenen Gesellschafters unserer Muse zusammenfahren.

Ein Autor in der Morgenstunde ist ungenießbar; wenn er gegen Mittag die Feder ausspritzt, so nimm dich in Acht, daß deine weißen Gallakleider davon nicht getroffen werden, und erst nachdem die Sonne von ihrem Zenith herabsteigt, wirst du den Schalk, der dich erheitern, oder den Freund, der dich belehren soll, in ihm finden.

Die Schriftsteller sind deßhalb umgekehrte Kupferstiche, welche den größten Werth vor der Schrift, mittelmäßigen mit halber, nur eingerissener, und den geringsten nach vollendeter Schrift haben.

Eine optische Täuschung in der Politik.

Wir wissen alle, daß die Fixsterne keine Planeten sind, und müssen doch so oft hören, daß die politischen Fixsterne, die Parthei der Stabilen, keineswegs den unbedingten Stillstand lieben, sondern zu mäßigen Fortschritten und Conzessionen sehr geneigt sind. Man muß gestehen, daß diese Behauptung sehr oft einen gewissen Schein von Wahrheit hat, sowie die Fixsterne eine scheinbare Veränderung ihres Ortes erleiden, und

das Ansehen haben, als durchliefen sie jährlich eine elliptische Bahn von nicht geringem Umfange.

Man braucht in diesem Falle nur die Ursachen der Täuschung am Firmamente aufzusuchen, um die ähnliche Erscheinung unsrer Tage zu erklären. Unser Auge ist zu kurzsichtig, um jede Verwickelung der Schnelligkeit in ihre Theile zu zerlegen. Ein feuriges Phänomen ist oft längst an uns vorübergerauscht, und wir sind noch geblendet von dem lichterlohen Schleppkleide, das ihm auf die Fersen folgte. Die Ereignisse nehmen ihren Lauf, in der Eile des Vorüberflugs verwechseln wir die Rollen, welche die verschiedenen Partheien in ihnen spielen.

Dieß ist der Prozeß der berühmten Aberration des Lichts. Das Licht, die entfesselte Vernunft, strömt in ungeheurer Schnelle von der Sonne aus über die Sterne und die Welten. Aber betrachten wir diesen Flug stehenden Fußes? Nein, wir folgen der Rotation der Erdachse, und stehen in der Mitte der Ereignisse. Beide Bewegungen, die weltdurchströmende Freiheit und die Progression der Geschichte, brechen sich übereinander, und der Punkt des Zusammenstoßes beider Schnelligkeiten ist dann ein Fixstern, der dem schwachen Auge wie fortgeschleudert erscheint.

Man muß wissen, wie die Hofzeitungen auszulegen sind, wenn sie von den aufrichtigen Absichten gewisser Leute sprechen.

Ein Mangel der Erziehung.

Unsre gegenwärtige Erziehung giebt der Jugend nur die Anweisung, Alles zu genießen, und sollte ihr nur die geben, Alles zu entbehren. Sie macht den jungen Körper fähig, Hun-

ger und Durst zu ertragen, Hitze von der Kälte nicht zu unterscheiden, und allen Elementen Trotz zu bieten. Das läßt sich hören; aber was wird damit gewonnen? Kommen unsre Vettern und Neffen, unsre Nachbarskinder, die einen Abhärtungscursus doppelt bezahlen können, wohl je in die Lage, von ihrer spartanischen Erziehung Gebrauch zu machen? Sind die Urwälder nicht längst ausgerottet? Hausen noch Bären auf den Akazien unsrer Promenaden? Sind die Tuchfabriken, die Heizöfen, die Kafféehäuser noch nicht erfunden? In dieser Hinsicht thut die Erziehung zu viel, in der andern thut sie zu wenig.

Wir lernen die künftigen Prüfungen bestehen, wer lehrt uns aber den Schmerz der Resignation ertragen, wenn wir durchfallen? Warum lehrt uns die Erziehung, Minister zu werden, warum nicht vielmehr einst das Portefeuille zu verlieren? Man giebt den Kronprinzen Unterricht, als Phönixe einst ihre Völker zu beglücken oder zu verderben; wer lehrt sie, von ihren Thronen herabsteigen, verjagt werden, und mit Würde im Exil leben?

Wir sollten in der Schule unsre Zöglinge in der Gymnastik der Seele üben, und statt den Körper gegen Unfälle, welche sie niemals treffen, die Gemüther gegen Leiden abhärten, welche ihnen die Zukunft nur zu gewiß bieten wird.

Guter Rath für werdende Schriftsteller.

Seine erste Schrift muß man nicht herausgeben. Du lasest vielleicht eine erhabene Stelle deines Lieblingsautors, oder du kamst in einer Mondnacht aus den Umarmungen deines Mädchens heim, ein Stern fiel vom Himmel, und die aufgehende Sonne des nächsten Morgens schien auf das erste

Blatt, das unter deiner jungen Schöpferhand keimte und blühte. Einige fiebernde Wochen, eine Traumperiode mit halbwachem Schlafe, einige tausend Fingerzeige auf den besinnungslosen, nur von der Fee Aquilina redenden Jüngling, und die erste Bescheerung der Muse liegt vor ihm. Auf einer Papierbrücke von hundert Bogen kehrt er in die irdischen Räume zurück.

Für dieß Convolut, ich beschwöre dich, suche keinen Verleger! Es ist ein Heckthaler für deinen künftigen Reichthum. Es ist eine Hanswurstjacke, deren Lappen groß genug sind, daß du alle die nachgebornen Kinder deiner Phantasie darein kleiden kannst. Es ist ein Polyp, ein Vielfuß, mit welchem sich noch hundert Torsorumpfe, welche dir der Zufall oder die Speculation eines Buchhändlers in den Weg legen, auf die Beine bringen lassen. Es ist ein Baum, der noch unzählige schlanke, gefällige Ableger treibt. Es ist ein heiliger, züchtiger, erhabener Stamm, mit welchem du alle wilden und üppigen Launen deiner spätern Muse, wie junge, wilde Schößlinge, veredeln kannst. Es ist die indische Abjiagoni, die Gebärmutter der Wolken, der Sterne, des Mondes und unzähliger Welten.

Die ersten hundert Bogen deiner Feder müssen nie bekannt werden, und wenn du stirbst, so befiehl deinen Erben, daß man sie verbrenne, und auf diese heilige Asche im Sarge dein todtes Haupt lege!

Jugend und Alter.

Ein politisirendes Mädchen von siebzehn Sommern ist ein Schmetterling, der sich auf den Börsenmarkt verfliegt.

Ihre politisirende Mutter, eine Dame von vierzig Jahren, ist eine Spinne, welche über den Ozean läuft.

Bindfäden.

Um von manchen Dichtern eine richtige Meinung zu bekommen, sollte man ihnen anrathen, Fabeln zu dichten. In den Thieren, welche sie redend einführten, würde man sie augenblicklich wiedererkennen.

Wenn ich eine Frau sehe, die nicht liebenswürdig ist, so bin ich immer nahe daran, sie für eine Schriftstellerin zu halten.

Ist die Sentimentalität den Weibern angeboren? Wir würden es bald wissen, wenn wir Nachricht hätten, ob die erste Blume, welche Eva brach, eine Rose oder ein Veilchen war.

Das Publikum wird gegen das ausgezeichnetste Talent gleichgültig, wenn es sich nur einmal als Charlatan zeigte.

Wenn man die Vernunft besteuerte, würden nicht die Menschen mit Recht wahnsinnig werden?

Man sagt bei uns von der Schönheit: sie fällt in die Augen. Das ist sehr charakteristisch für die deutschen Damenfüße.

Wie am Körper ist auch das Wachsthum der Seele eine Krankheit.

Wenn sich ein Esel verliebt, so kann sich seine feige Brust vor Heldenmuth heben. Dem verliebten Löwen hängt man dagegen leicht ein Glöckchen in's Maul.

Die unglücklichen Dichter! Sie sind dem Mangel schon im Allgemeinen ausgesetzt, und haben oft mit so vielen Mängeln noch im Besondern zu kämpfen!

Wenn die Philosophen sich klar werden wollen, so werden sie für die Laien immer noch dunkler.

Käme einst ein langweiliger Mensch auf die Höhe der Geschichte, so würden aus seinen Worten niemals Thaten, sondern immer nur Begebenheiten werden.

Die Dichter versetzen die Leidenschaften auf die Bühne, und die Schauspieler versetzen sie hinter die Coulissen.

Zärtliche Eltern hören gern, daß man die schläfrigen Talente ihrer Kinder schlummernde nennt.

Starke Frauen haben an ihren Männern noch immer lieber, daß sie Schwächen haben, als daß sie schwach sind.

Die Säule, welche man dem Verdienst eines Buchhändlers setzen wollte, würde sehr klein gerathen, wenn man sie aus dem Honorar schmölze, welches die Schriftsteller von ihm bezogen haben.

Manfreds Reisebriefe;

von

Julius Max Schottky.

(Fortsetzung.)

Theure Freundin! bald werden Sie anfangen müssen, uns um das Einsiedlerleben in den böhmischen Wäldern zu beneiden, und sich nach unserem Schlosse zu sehnen, das keinesweges der Tummelplatz eines Carl Moor und schwarzen Fritz, sondern zur wahren Akademie der Künste und Wissenschaften geworden ist, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei unsern akademischen Sitzungen nicht die Langeweile präsidirt. Der Mysticismus wagt sich nicht hervor aus seinem Winkel, ja Louise scheint von diesem Seelenschnupfen beinah geheilt zu seyn und dem Doctor keine Audienz zu geben, der gewiß finster, wie eine Nachteule, in sich hineinbrüten würde, wenn die köstliche Laune und Unterhaltungsgabe des Marchese nicht jedem Trübsinn Krieg und Verderben geschworen hätte. Von historischen Varitäten, leeren Speculationen und nüchternen Phrasen will Gordo nichts wissen, und ist also ganz der Mann des Papa, dessen Schwäche er diplomatisch zu schonen versteht. Auf unsern Lustparthien

zu Pferde hat er, als trefflicher Reiter, das Herz des Oberamtmanns durch den Sprung über einen Zaun und breiten Graben gewonnen; der Pfarrer erklärt ihn laut für den besten Sprachkenner, weil er, sehr artig, das Böhmische für wohllautender hält, als das Italienische und Mimik genug besitzt, dieß auf die ernsthafteste Weise vor der Welt zu behaupten. Und was die Frauenwelt betrifft, so würde ich alle Ursache zur Eifersucht haben, wenn ich hier andere Gefühle als Freundschaft in Anspruch nehmen wollte. Gordo ist auf der Guitarre ein zweiter Giuliani, im Gesange eine Rubini; er tanzt die Tarantella mit Feuer und Anmuth, weiß dramatische Sprüchwörter und ähnliche Gesellschaftsspiele mit vieler Gewandtheit anzuordnen, ist ein lebhafter Erzähler, und besitzt nebenbei ein eminentes Talent zu allen Taschenspielerkünsten, was bei einem Landsmanne Bosco's erklärlich ist, den er auch dankbar seinen Lehrer, ja seinen Freund nennt.

Die Vorlesungen haben ein Ende genommen, und Quartette sind jetzt an der Tages- oder vielmehr an der Abendordnung, wobei auch meine Thätigkeit in Anspruch genommen ist, was freilich nicht viel heißen will. Dafür aber zeigt sich in der Person des Kaplans ein musikalischer Sonderling, wie mir ein ähnliches Exemplar bis jetzt noch gar nicht vorgekommen ist. Schon Tomaschek, dieser wahre Lessing der böhmischen Musikwelt, hatte mir gar Manches von dem jungen, dabei aber fast eisgrauen Manne, erzählt, so daß ich noch am Tage meiner Ankunft bei dem Baron nicht umhin konnte, ihn aufzusuchen und den Wunsch auszusprechen, die Bach'schen Fugen von ihm zu hören. Herr N. führte mich in seine Zelle, und wiewohl sein Klavier alt und tonlos ist, so fühlte ich mich doch bald durch sein meisterhaftes Spiel, durch den lebensvollsten Vortrag erwärmt, ja entzückt. Es war bereits dunkel geworden; der Künstler indeß bedurfte keines Lichtes, um so rein, so gewissenhaft vorzutragen, daß selbst Bach sicher keine Note, kein Tonzeichen vermißt hätte, und daß vielleicht nur Forkel im Stande gewesen wäre, hier mit ihm zu wetteifern. Es

war ein wunderbarer Gegensatz zwischen dem Producenten und seinem Produkt; jener saß starr da, mit halb erstorbenen Augen, nichts um sich her bemerkend, und den Kopf gegen die Tasten gesenkt; nur ein starkes, den Takt bezeichnendes Schnaufen verrieth es, daß diese Gestalt noch Leben habe. Ebenso schien es kaum möglich, dem Instrumente nur irgend einen erträglichen Ton zu entlocken; es schien jeden Augenblick seinen Dienst versagen zu wollen, und stets wie ein Kranker schwer zu seufzen, der seine letzten Kräfte grausam vergeuden sieht, um schneller dahinscheiden zu müssen. Indeß bald vergaß man diese anfänglich störenden Verhältnisse über dem Harmonienfluß, den ein zweiter Orpheus aus unbeseelten Gegenständen hervorzulocken wußte. Er ermüdete nicht, sondern schien sich immer wohler und freier zu fühlen, jemehr die Fugen sich kreuzten, die Gänge sich anscheinend verwirrten, und doch kräftig und geistvoll neben einander hinliefen und sich gegenseitig unterstützten.

Dieser ästhetische Genuß rief mir einen ähnlichen in die Erinnerung zurück, den ich noch als Jüngling in einer Provinzialstadt unfern Teplitz genoß, wo ich Beethoven bei seinem Freunde auf dem Fortepiano spielen hörte. Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die schöne Verarbeitung der Hauptidee, oder die reinste Auflösung des lebhaftesten Forte zum leisesten Piano. Er versicherte, ohngeachtet der Schwäche seines Ohres, die später zur völligen Gehörlosigkeit wurde, auch die leisesten Töne, die er spiele, zu vernehmen. Ich glaub' es; denn Gefühl und Spiel war bei Beethoven Eins. Er spielte darauf, nur von einigen Ohren behorcht, die Orgel. Die Brille vor den Augen, aufmerksam den Fingern folgend, vergaß er bald Alles, was um ihn war. Die Hände kreuzten mannigfaltig, man vernahm auf den kopulirten Claviaturen die deutlichsten Doppeltriller, das Pedal war obligat geworden, und eine ganze Instrumentalmusik schien in dem Gebäude erweckt zu seyn. Plötzlich riß etwas im Pedale; ein tiefer Ton brummte nun unaufhörlich in die schöne Harmonie, ohne daß es Beethoven nur im geringsten wahrnahm. Trotz dem Mißtone, der

doch manchmal einklang, würde ich noch Stunden lang in gleicher Andacht zugehört haben, wenn jetzt nicht der in höchsten Zorn versetzte Organist darein geschrien hätte: „Morgen ist Rosenkranzfest! wie soll ich spielen!" Dies zwang uns mit Schmerz und einer heiligen Scheu, den begeisterten Meister der Kunst zu mahnen, herabzusteigen.

Doch um auf unsern Kaplan zurückzukommen! Das Volk nennt ihn einen Narren, weil sein Blick etwas Blödes hat, seine Gebährde und Haltung unsicher ist, weil er stundenlang in der Gesellschaft dasitzen kann, ohne eine Sylbe zu verlieren, dafür aber durch fortwährendes Schnaufen sich hörbar macht. Etwas zu wenig oder zu viel begabt erscheint dieser Geist allerdings; jedoch ist sein musikalisches Gedächtniß staunenswerth, und all' seine abgeforderten Antworten sind kurz und treffend, zumal wenn sie auf Musik sich beziehen, ohne welche das Leben durchaus keinen Reiz für ihn hat. Merkwürdig bleibt es in der That, welchen Sonderling ganz eigener Art diese einseitige Vorliebe für Musik aus ihm machte, die etwa nur von der zweiten Neigung getheilt wird: die Hausnummern in der ganzen Umgegend über die Thüren zu malen, und sie reich und phantastisch in Arabesken zu verkleiden, obwohl diese gerade nicht im Styl eines Neureuther entworfen sind. Unser Künstler spielt alle bekannten Instrumente; singt Baß, Tenor, ja, wenn es die Noth erfordert, selbst Alt, trifft die schwierigsten Sachen mit Leichtigkeit a vista, und transponirt eben so schnell um einen halben, einen ganzen, ja selbst um zwei ganze Töne. Sein Lieblingsinstrument bleibt jedoch die Orgel, ihm als Lebensbedürfniß so unentbehrlich, wie der Schnecke das Haus.

„Ich" — so nahm der Baron das Wort, während sich Alles um den Theetisch versammelt hatte — „ich sah ihn einmal in einer höchst komischen Lage. Es war Kirchmesse, der Vormittag sehr schwül, und die Temperatur in der Kirche bis zur afrikanischen Hitze gesteigert. Er spielte die Orgel, und mußte nothgedrungen eine C=Dur=Messe in Cis transponiren.

Anfänglich rannen die Schweißtropfen hell und rein über sein breites Gesicht; nach dem Gloria legte er die Dose offen zur Seite, und weil ihm sein gegenwärtiges Geschäft das Schnupfen nicht erlaubte, so steckte er, so oft es ihm eine Viertelpause gestattete, seine Nase zur süßen Erfrischung ganz in den Tabak. Die Hitze wurde mittlerweile immer unausstehlicher; die Schweißtropfen rannen häufiger, und vermischten sich mit einem gewissen braunen Tabakwasser. Doch unser Organist suchte die Fluth aufzuhalten, indem er sie in ihre Behausung zurückdrängte, sie von Zeit zu Zeit mit der Hand wegwischend; und so kam es denn, daß er sich noch vor der Wandlung ganz tatovirt zeigte und allgemeine Aufmerksamkeit erregte."

„Noch zwei andere Anekdoten unseres Kaplans fallen mir eben bei! Als er studirte, kam er in Verhältnisse, wo er aus Mangel eines Instruments das Klavierspiel nicht üben konnte, und so hatte er ein ganzes Jahr keine Taste berührt. Eines Tages ging er spazieren und an einem Hause vorüber, wo er durch die halb geöffnete Thür ein Fortepiano bemerkte; da zog es ihn mit Riesengewalt hinein; er schritt, ohne jemand zu grüßen, ohne jemand zu fragen, auf das Instrument los; spielte, ohne sich um die staunende Welt umher zu bekümmern, durch mehrere Stunden rastlos fort, und stillte so endlich einmal die Sehnsucht seines Herzens.

Als in dem Dorfe, wo er früher angestellt war, bevor er auf meine Herrschaft kam, Feuer entstand, raffte er seine Musikalien zusammen, trug diese Schätze und das Klavier durch die Flammen auf den nächsten feuersicheren Hügel, und spielte dort ruhig fort, während das halbe Dorf niederbrannte und dazu leuchtete."

„„Bester Papa,"" rief hier Louise aus, „„unser talentreicher N. verdient ein besseres Instrument, und herzlich gern leiste ich selbst auf mein nächstes Weihnachtsgeschenk Verzicht, wenn Ihre Güte ihm diese freudige Ueberraschung gewähren will!""

Alles applaudirte, und Papa entgegnete mit Rührung: „Gute Tochter, der Kaplan soll sein Fortepiano erhalten, und auch Dich werden das Christkind und der heilige Joseph nicht vergessen!“ —

Während das Gespräch nun allgemeiner wurde, und bald diesen, bald jenen Gegenstand berührte, trafen plötzlich langgezogene Töne des Waldhorns unser Ohr. Auf dem nahen Schloßhügel hatten sich einige Jäger des Barons zusammengefunden, welche zuerst ihre Waidmanns-Rufe anstimmten, und diese einfachen Akkorde dann zu größeren Sätzen verschmolzen, so daß rings in den Bergen das Echo erwachte, und bald hauchend, bald schmetternd zu uns herübersprach. Ein wohlthuender Frieden schien in jedes Herz einzuziehen, und den Wellen seiner Gefühle das besänftigende Oehl zu werden.

„Hier saßen wir, und ließen die Musik
„Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht,
„Sie wurden Tasten süßer Harmonie.“

Zweckmäßiger für einen milden Seelengenuß, als auf solche Art, lassen sich Blechinstrumente wohl nicht anwenden. Im engen, beschränkten Raume scheinen sie nur aufhöhen und beleben, dem Tongemälde die eigentlichen Lichter und Blitze geben, doch keineswegs in langen Solo's oder einzelnen Concertstücken sich geltend machen zu dürfen. Noch gedenke ich der Empfindung, die auf mich einstürmte, als während eines Concertes der Violoncellist die Variationen über Tiedges und Himmel's seelenvolles: „An Alexis send' ich Dich!“ nicht gespielt, sondern wahrhaft gesungen hatte, und nun ein Posaunen-Duett begann, und mehr als eine Viertelstunde währte, worin dasselbe Thema behandelt war, zwar sehr geschickt, denn es bliesen die Herren Schmid, aber doch immer auf eine nervenerschütternde Weise, und stets mehr an die Auferstehung der Todten, als an den Frieden des Götterhaines erinnernd. Ein solches Verkennen der Mittel und ihrer Verwendung zur rechten

Zeit ist immer ein Zeichen der Geschmacklosigkeit. Die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten mag anzustaunen seyn; aber sie allein kann nicht genügen, einen Genuß zu schaffen, welchen die Schönheitslehre billigt, und als Gegenstand ästhetischer Leistungen gelten läßt. —

Musik und das Gespräch über einzelne Erscheinungen dieses Göttergeschenkes hatten die Gesellschaft in eine so weiche Stimmung versetzt, wie sie dem Erzähler günstig ist, um sein Auditorium zu spannen und von Außendingen abzulenken. „Heut ist die Reihe an unserm Iffland und Schröder, uns etwas aus seinem Leben mitzutheilen!" ertönte es im ganzen Saale; und Freund B. wurde so lange bestürmt, bis er endlich folgendermaßen begann.

„Erlauben Sie, daß ich Sie in meine Jugendzeit zurückführe, und zwar in jene Tage, wo einer der vorzüglichsten Schauspieler Deutschlands, wo Liebich *) Regisseur des Prager Theaters war, einer Bühne, die sich damals durch ihren natürlichen Conversationston vortheilhaft auszeichnete, und von welcher früher als von andern süddeutschen Theatern das anmaßungsvolle Deklamiren verdrängt worden war.

Liebich, dem ich meinen heißen Wunsch, seine Bühne betreten zu dürfen, eröffnet hatte, fragte mich, in welcher Rolle

*) Liebich ist viel weniger bekannt geworden, als es dieser treffliche Künstler verdiente, wozu seine Abneigung gegen alles Gastspiel auf fremden Bühnen nicht wenig beitrug. Wie sehr er jedoch von Allen geschätzt wurde, die ihn näher kannten, geht schon aus einem Briefe Tieck's an Solger hervor, geschrieben den 2. Jänner 1817. Hier heißt es: „Gestern erfahre ich, daß ein Mann, den ich sehr geehrt und geliebt habe, der Schauspieldirektor Liebich in Prag, gestorben ist. Sie glauben nicht, welch trefflichen Schauspieler und höchst liebenswürdigen Menschen die Welt an ihm verloren hat: er hatte so gar nichts vom Komödianten im Leben, wie ich noch an keinem Künstler gesehen habe; und während meines Aufenthaltes in Prag fühlte ich mich durch einen wahren Zug der Freundschaft zu ihm geneigt."

ich zu debütiren wünschte? Ich nannte ihm Verbrechen aus Ehrsucht. Meine Worte mußten ihm wirklich wie ein Verbrechen aus Ehrsucht klingen; denn er sah mich eine Weile ernst und zweifelnd an, als hätte er mich nicht recht verstanden. Rasch und dringend wiederholte ich „Verbrechen und Ehrsucht." „Kennen Sie das Stück," fuhr er bedenklich fort, „haben Sie die Rolle des jungen Ruhberg je gespielt?" — „Ich kenne das Stück, ohne die Rolle gespielt zu haben; doch hab' ich sie mit aller Lust und allem Eifer eingeübt. Es ist ein Wagestück, ich seh' es wohl, indeß kann ich nicht anders. Bin ich zum Schauspieler berufen, so muß sich das jetzt entwickeln; fehlt es mir aber an Beruf, so ist die Sache mit einemmal und für immer abgethan; so oder so, wird sich mein Schicksal gleich entscheiden." — Die Bestimmtheit meines Entschlusses schien ihm nicht zu mißfallen; er ging an den Schrank und reichte mir das Buch. Mein Gefühl war gelöst, ich deklamirte voll Feuer und Ungestüm die Scene mit dem Sekretär Ahlden. „Kommen Sie in acht Tagen wieder," sagte Liebich, als ich endigte, „und nehmen Sie die Aussprache in Acht."

Ich ging nicht die Treppe, ich flog sie hinab. Nun war ja das Ziel erreicht, wornach ich so lange gestrebt! Stürmisch drang ich in das Haus des Freundes, wo meine Wonne, Alles überwältigend, auch Alle mit meinem Enthusiasmus beseelte.

Mit unermüdlichem Eifer ging es nun an die Rolle. Die Klagen, die Verzweiflung des jungen Ruhberg füllten bald die engen Zimmer, und waren die schon besetzt, den geräumigen Boden des Hauses an. Da nun, zu meiner Erleichterung, die Freunde alle dazwischen sprechenden Personen des Stücks übernahmen, so hatten wir den ganzen Familienjammer beisammen und wir konnten aus der Rührung und dem Schmerze gar nicht herauskommen. Und als die Sache aus regem Eifer sich in's Unendliche wiederholte, so ergriff zuletzt eine Art von Seuche das ganze Haus; überall hörte man abgerissene Stellen

des Stückes voll moralischer Schönheit; überall Klagen und Ausrüfe des gesteigerten Gefühls. Glückliche Zeiten, wo man so selig war, in dem Jammer des bürgerlichen Lebens herumwaden zu können; warum mußte euch — ein griechisches Schicksal uns auf ewig entreißen!

Endlich war der für mich verhängnißvolle neunzehnte November heraufgegangen!

Ich hatte die Nacht in mancherlei Betrachtungen hingebracht und konnte mit Schillers Wallenstein sagen: „an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.“ Ich stand an dem Punkte, der für mein ganzes Leben entscheiden mußte; kühn und gewagt war das Unternehmen, in einer der schwierigsten Rollen, ohne Theaterkenntniß, vor einem fremden Publikum, neben bewährten Künstlern aufzutreten, deren Sicherheit meine Ungewißheit noch mehr beurkunden mußte! Verwegen war dies Beginnen, ich gesteh' es frei; ich hatte, wie der junge Ruhberg, mein Alles auf eine Karte gesetzt, und wer konnte dafür stehen, daß ich das va banque! am kommenden Abend nicht, gleich ihm, verlieren würde? Aber ich hatte auch Alles zu gewinnen! Hinter dieser Hoffnung öffnete sich der Weg zu einem freundlichen Lebensthale, in dessen Mitte der Tempel der Kunst über Lorbeerbüschen lockend herausglänzte, — und nach einem Zweige von jenen Gebüschen war ich von Jugend auf lüstern.

Als ich des Morgens ausging, zogen mich vorzüglich die Straßenecken ganz magisch an: denn ich sah hier auf breiten Zetteln meinen Namen zum Erstenmale aufgedruckt, der sich mit großen Lettern dem verehrungswürdigen Publikum empfahl. Zum Erstenmale war ich dadurch gleichsam der Publicität einer großen Stadt hingegeben; ein Gedanke, dem Ehrgeize der Jugend so vorzüglich schmeichelnd. Das bedacht' ich nicht, daß er wie ein Wappenschild an einem Turnierschranken hingehängt war, gegen den jeder Kenner bei seiner Prüfung ungescheut stoßen durfte.

Der Tag war unter wechselnden Gefühlen hingegangen, indeß Freundschaft und Hoffnung aufmunternd zu meinem Herzen sprachen. Ich bemerkte nur, daß ich mit dem sinkenden Tage stiller und stiller wurde, und als die Nacht einbrach ganz verstummte. Zerstreut wiederholte ich noch einige Haupt-Momente und hatte mich während dessen angekleidet; als ich das Schauspielhaus erreichte, waren alle Plätze besetzt und die Musik begann.

Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, als die Glocke das Zeichen gab, der Vorhang aufrauschte und ich durch die Spalte einer Thüre das gedrängt volle Haus vor mir erblickte!

Mit welchen Erwartungen sind all' diese hieher gekommen, sagte ich zu mir selbst, und mit welcher Entscheidung werden sie das Haus wohl verlassen? Mein Herz zog sich bei diesem Gedanken krampfhaft zusammen, und ich mußte den rückwärtigen Bühnenraum auf und niedergehen, um Luft zu gewinnen. Liebich kam jetzt an mich heran, er empfahl mir Deutlichkeit und Ruhe.

Der erste Akt wollte nicht zu Ende gehen; ich zählte die Minuten, indeß meine Empfindung mich rastlos hinter den Coulissen umhertrieb. Die Zwischenmusik setzte endlich ein: noch besinne ich mich ganz deutlich, daß ich in diesem Momente innerlich auf die Musikanten grollte, die frisch und wohlgemuth darauf losarbeiteten, während die Angst wie ein Fels über mich hergewälzt war. „Wie soll das werden?“ fragte ich mich selbst: da fielen mir plötzlich die Freunde ein, und dies fuhr wie ein elektrischer Schlag durch meine gelähmte Brust. — Der zweite Akt hatte nun auch begonnen; ich eile auf den Platz; halb im Traume hör' ich mein Losungswort, ich reiße die Thüre auf, und plötzlich steh' ich auf der Scene! Gleich einem Feuermeere, dessen entsinne ich mich noch bestimmt, flackerten da die Lampen vor meinen Augen auf; wie ich auf den Stuhl gekommen, auf den ich mich mit Heftigkeit zu werfen

hatte, weiß ich nicht mehr. Die Unruhe, die Hast, die Angst, die meine ersten Worte begleiteten, griffen harmonisch in die Stimmung, mit der Ruhberg seinen ersten Monolog zu sprechen hat, und ich stellte ohne alle Kunst das Auftreten eines heftig bewegten Gemüthes auf das natürlichste dar. Freilich war der Uebergang zur Reflexion in dem nächsten Selbstgespräche um so schwerer zu finden, da sich mir nach den ersten Minuten das Gefühl meines hilflosen Zustandes ganz unwillkührlich aufdrang. Ich kam mir vor wie auf eine wüste Insel ausgesetzt, einsam, verlassen, meine Hände vergebens zu denen nach Rettung ausstreckend, die eine lange Feuerzeile von mir trennte und die ruhig erwartend da saßen, gleichgültig, wie ich mir helfen wollte!

Der Akt ging rasch vorwärts und ich fühlte nur, so wacker ich mir auch in der Verlegenheit die Brust zerklopfte, daß ich dennoch einigemale um ein paar Hände zu viel hatte. Aber die höchste Angst war auch nun überstanden, und da ich diesen Akt nicht ohne Beifall geschlossen hatte, so ging ich mit neuem Muthe dem nächsten, aber auch dem schwierigsten entgegen. Glücklich umschiffte ich indeß die gefährlichsten Stellen, und als das treffliche Spiel meiner Umgebung mein reges Gefühl immer mehr und mehr in Anspruch nahm, ergriff und endlich mit sich fortriß, so konnte mir im Verlaufe des Stückes ein ziemlich lebhafter Beifall nicht entgehen, da die Klügeren die Kräfte eines Lehrlings gegen die Schwierigkeiten der Rolle gar wohl abzuwägen verstanden. Als nun zuletzt die biderbe Grausamkeit des Oberkommissärs Ahlden die Gemüther auf das höchste erregt, gerührt, gespannt und dann mit einem Sack voll Geld wieder in's Gleichgewicht gebracht hatte, — als Versöhnung und Ruhe in die gemarterte Familie und in die Zuschauer wiederkehrte, da schloß das Schauspiel unter den lautesten Aeußerungen der Freude und der Zufriedenheit. Und da ich die eigentliche Ursache des ganzen Jammers war, der ohne mein Erscheinen die guten Menschen sobald nicht würde heimgesucht haben, so wurde ich zur Tröstung hervorgerufen. Mit gerührtem

Herzen dankte ich für eine so ehrenvolle Auszeichnung, die ich mehr der Weichheit, die man gewöhnlich gegen die Hilflosigkeit zu äußern pflegt, als meinem Verdienste zuzuschreiben hatte.

So endete der Tag, auf den ich, wie auf den Ausgang einer Schlacht, mein Alles gewagt hatte, — er entschied in der That für meine neue Laufbahn, für das Schicksal meines künftigen Lebens.

Kaum hatte ich die letzten Spuren der theatralischen Morgenröthe von den Wangen gewischt, so umgaben mich schon fröhlichen Angesichts meine Freunde, die mich glückwünschend mit sich fortzogen. Eine gemischte Gesellschaft füllte das Haus, in dem ein Abendessen für uns bereitet war, wobei es übrigens ziemlich unordentlich herging. Doch darauf achtete man nicht viel: ein Jeder hatte eine Menge Dinge während der Vorstellung bemerkt, die ihm von der höchsten Wichtigkeit schienen. Ich nahm wenig Theil daran und war in mich gekehrt; die wechselnden Gefühle des Tages hatten mich erschöpft, die lärmende Freude, der Eifer des Gespräches mich endlich ganz stumm gemacht. Indeß blieb jene Zufriedenheit, die ich in einem Paar freundlicher Augen lesen durfte, die mir heute milder begegneten als gewöhnlich, die süßeste Belohnung dieses sauren Abends, und ein unbekanntes, mich entzückendes Gefühl hatte jede andere Betrachtung und Empfindung wenigstens für Augenblicke in mir verdrängt.

Auf dem bescheidenen Lager zogen all' die Bilder des denkwürdigen Tages noch einmal an meinem inneren Gesichte vorüber; um sie schlang sich eine Reihe von Träumen, die auf blumichten Pfaden zu den angenehmsten Ereignissen des Lebens führten. Mir war, als sähe ich den geheimnißvollen Vorhang der Zukunft aufgehoben, die sich in den glänzendsten Gestalten vor meinen trunkenen Blicken entfaltete. — O selige, selige Stunden, wo der Jugend buntbemaltes Schiff auf dem trügerischen Meere der Hoffnung mit stolzen Segeln dahinfährt, un-

besorgt um die Stürme, die allmälig den schönen blauen Himmel mit düstern Wolken und mit Nacht umziehen!" —

Mit großer Theilnahme hatte die Gesellschaft diese Skizze aus dem Jugendleben des befreundeten Künstlers vernommen, und längere Zeit blieb nun das Theater ausschließlicher Gegenstand der Unterhaltung. Alle Klagen wurden wieder lebendig, die man bereits aus Hamlet kennt, so wie ähnliche, die durch den reisenden Schauspieler dem treuherzigen Vicar of Wakefield anvertraut oder in „Wilhelm Meister" ausgesprochen werden. Man bedauerte es, daß Tieck noch immer auf die Erfüllung des Versprechens warten lasse, seine deutschen Tragödien herauszugeben, oder gar erst zu schreiben; beklagt wurde es, daß Göthe „durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit" verhindert blieb, nach Erscheinung des Götz von Berlichingen sich von diesem Wendepunkte der deutschen Geschichte vor und rückwärts zu bewegen, und die Hauptereignisse derselben in gleichem Sinn zu bearbeiten, wie er dies doch gewollt hatte.

Endlich bestürmte man den Marchese, das Wort zu nehmen, und er begann folgendermaßen:

„Hätte ich nicht so eben viel Geistreiches und Erschöpfendes über das Bühnenleben vernommen, so würde ich es wohl gewagt haben, von Italiens Volksschauspielen oder dem musikalischen Treiben wandernder Sänger zu sprechen, — ich behalte mir dies vor. Sollte es Ihnen aber gefallen, eine wenig oder fast gar nicht bekannte Anekdote aus Lord Byrons Leben zu hören, so steh' ich gern zu Diensten. Ich habe sie aus dem Munde jenes Gondoliere, der Englands großem Dichter das Leben rettete, und verflossenen Sommer in Venedig auch mein Gondelführer war. Er ist, da er ein Auge verloren hat, unter dem Namen Ciclopo bekannt, und um die Wahrheit des Berichtes ungefälschter wiederzugeben, lasse ich den Helden der Erzählung selbst sprechen:

„Lord Byron fand während seines Aufenthaltes in Venedig großes Vergnügen an Wasserfahrten, und jedermann strebte dabei nach der Ehre, ihn zu begleiten: es war in ganz Venedig kein Gondoliere, im adriatischen Meere kein Matrose, der sich nicht für ihn jeder Gefahr Preis gegeben hätte. Vorzüglich gefiel dem Lord die Insel Sabioncello in der Nähe von Ragusa, die er oft in Gesellschaft der Gräfin Guiccioli und einiger Freunde auf einer vierrudrigen Barke besuchte; er war immer mit allem, was zum Schreiben nöthig ist, versehen, und auch die Gräfin, im Landschaftzeichnen ziemlich gewandt, trug ihr Portefeuille mit sich.

Sie besuchten verschiedene Inseln an der dalmatinischen Küste und landeten auf ihnen, theils um Erfrischungen zu nehmen, theils auch um sich mit Jagd und Fischerei zu ergötzen. Grossa Minora ist eine Felsenklippe, die nur spärliches Grün bedeckt, eine halbe Meile lang und ungefähr eben so breit. Eines Morgens landeten wir dort, und da im Mittelpunkte der Insel eine schöne, mit Gebüsch umgebene Quelle den einzigen Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen gewährt, so beschloß die Gesellschaft, auf dieser Stelle zu lagern und zu speisen. Wir Gondoliere machten Feuer und kochten Fische, und so verflossen ein paar höchst angenehme Stunden. Doch als wir wieder an's Einschiffen dachten, hatte sich unglücklicher Weise der am Felsen nur leicht befestigte Kahn losgerissen, und wir sahen ihn, etwa schon zwei Meilen entfernt, auf den Wellen hin und hertreiben.

Da war nun guter Rath theuer! Grossa Minora liegt fünf und zwanzig Meilen von Sabioncello, und keine der näheren Inseln ist bewohnt. Lord Byron lachte über die blassen Gesichter seiner bestürzten Gefährten; wirklich aber gab's damals gar nichts zu lachen, denn selten nur kommt eine Barke in die Nähe dieses Ortes! An Gewehren, an Pulver und Blei fehlte es uns nicht, auch zum Fischfang waren wir ausgerüstet; aber allen auf acht Tage berechneten Mundvorrath hatte die Barke

entführt. Ein weißer Shawl der Gräfin ward nun als Signal und Nothflagge an einer Stange aufgehängt, und die über niedriges Gebüsch ausgebreiteten Mäntel bildeten eine Art von Zelt, unter welchem wir, da keine andere Wahl blieb, mit Geduld erwarten mußten, was das Geschick noch weiterhin über uns verfügen wollte: ob durch Hunger und Kälte den Tod, oder Rettung durch Fahrzeuge, denen die auch von Zeit zu Zeit abgebrannten Flintenschüsse Kunde von unserem Unfalle geben sollten.

Zum Glück war das Wetter schön; die Gräfin nahm während der Nacht vom Zelte ausschließlichen Besitz, und wir andern schliefen nach Art der arabischen Beduinen gruppirt in seiner Nähe. So lang' es nicht an Wein und Branntwein fehlte, dauerte auch unser Muth, als aber schon zwei Nächte vorüber waren, fing uns Allen doch an bange zu werden, und wir sannen ernstlich auf Rettungsmittel! Der Vorschlag, ein Floß zu zimmern, konnte nicht ausgeführt werden, da auf der ganzen Insel kein fingerdicker Stamm zu finden ist. Von einer Insel zur andern zu schwimmen, war eben so unmöglich, und selbst Lord Byron zeigte sich jetzt unruhig und verdrießlich. Doch plötzlich kam mir ein Mittel in den Sinn. Ich rieth nämlich, ein zufälliger Weise von irgend einem Schiffe hier zurückgelassenes Faß so lange mit unsern Messern zu bearbeiten, bis wir es mitten auseinander theilten. Dies bildete nun eine Art Canot oder vielmehr einen Zuber, in welchem ich Platz nahm, statt der Ruder ein paar Stäbe ergriff und zur unbeschreiblichen Freude der ganzen Gesellschaft ins hohe Meer hinausfuhr; wo mich der mächtige Strom brausend mit sich fortriß und ich die Insel bald aus den Augen verlor.

Unsere Hoffnung wurde glücklicher Weise nicht getäuscht; die Strömung brachte mich ans Ufer, wo ich sogleich eine sechsrudrige Barke in Beschlag nahm und am nächsten Tage mit ihr zu den Verlassenen zurückkehrte, wodurch sich aller Schmerz in lauten Jubel verwandelte; und meine Seefahrt Stoff zu

mancherlei Gesprächen und Exclamationen gab, denn ich hatte einen Weg von fast hundert Meilen zurückgelegt, da ich in der Nähe von Ragusa landete.

Lord Byron belohnte mich auf das großmüthigste, und kaufte mir eine der schönsten Gondeln, der ich den Namen Conca oder Zuber gab, zur Rückerinnerung an eine Begebenheit, die mich noch immer mit dankbarer Freude und, wie dies wohl verzeihlich ist, mit einigem Stolze erfüllt."

(Schluß folgt.)

Der Fluch des Hauses von Vildac;

Novelle

von

Gustav Friedrich Nord.

> Hat euch die Geschichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde wach worden seyn! Schaut her, schaut her! die Gesetze der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen!
>
> Carl Moor.

Freude und Jubel herrschten in den weiten Hallen des prächtigen Schlosses des Grafen von Vildac; alle Säle waren erleuchtet und gefüllt mit dem Adel der ganzen Umgegend, da heute die Vermählung der einzigen Tochter des Hauses, der liebenswürdigen Aurelie mit dem jungen Baron von Saint-Ville gefeiert wurde.

Auf jedem Gesichte malte sich mit Wonne Lust und Liebe, aus jedem Auge blickten ungeheuchelter Frohsinn und Heiterkeit, nur die Miene des alten Vaters der holden Braut war

finster, und mehr als je von den Falten eines verborgenen Grames gefurcht. Wer den Grafen kannte, mußte gestehen seit Jahren ihn, den reichen Besitzer des Schlosses mit seinen herrlichen Umgebungen nicht zufrieden gesehen zu haben, und auch heute vermochte weder das Entzücken des biedern Schwiegersohnes, die sanfte Rührung der lieblichen Tochter, noch der Jubel der muntern Gäste, welche fröhlich den schäumenden Becher leerten, noch das laute Schallen der weithin erklingenden Musik, Eindruck auf sein dumpfes Gemüth zu machen. Nichts erheiterte sein Antlitz, Alles schien ihm lästig zu seyn, und nur sein düstres Wesen zu vermehren.

Die Feier war geendet. Man hatte sich empfohlen und begab sich nach wiederholten Toasten und Glückwünschen zur Ruhe. Mehrere Freunde des Hauses waren der Einladung des Brautpaares gemäß schon seit einigen Tagen abwesend und wohnten im Schlosse selbst. Alle bewohnbaren Zimmer waren besetzt. Dem jungen Grafen Clarmont, der erst heute, ebenfalls als Gast, angekommen war, hatte der Castellan unter dem Schloßthurme des linken Flügels, der seit dem Tode des alten Grafen von Bilbac nicht mehr bewohnt wurde, sein Schlafzimmer angewiesen.

Kaum wollte der Schlaf seine Augenlieder schließen und ihn in den ersten Schlummer wiegen, als er von einem polternden Geräusche erweckt wurde. Clarmont horchte. Er hörte Ketten rasseln und langsame Männertritte einige Stufen herunter steigen. Das Geräusch kam näher. Plötzlich gieng die Thüre des Kabinettes auf, dicht klirrten die Ketten an seinem Bette vorüber, und der, welcher sie trug, näherte sich leise dem Kamin. Hier schürte er die halb verglommenen Kohlen zusammen, fachte sie mit mattem Athem an, und dumpf hallten in dem öden Gemache die, mit heiserer Stimme gesprochenen Worte:

„Ach, wie lange habe ich mich schon nicht mehr gewärmt.“

Kalter Schauer rieselte durch alle Adern des Grafen; er wollte rufen, aber die Ueberraschung hatte seine Sprache bemeistert; die hohlen Töne waren eisig in sein Inneres gedrungen. Kaum vermochte er die Vorhänge des Bettes leise zurückzuschieben und nach seinem Degen zu greifen. Bei dem Schimmer der Kohlen erblickte er einen langen, hagern, halbnackten Greis mit kahlem Haupte und weißem Barte, der die abgezehrten, zitternden Hände wärmte, von Zeit zu Zeit scheu nach der Thüre schaute, zu welcher er hereingekommen war, und dann starr und unverwandt den Blick auf den Fußboden richtete, auf welchen er sich zuletzt, wie im wilden, unbändigen Schmerze niederwarf. Länger ertrug Clarmont diesen schauerlichen Anblick nicht. Er schob die Vorhänge mit Geräusch ganz zurück und sprang aus dem Bette. Der alte Mann hörte es, sah sich erschrocken um, und fragte bebend, ob Jemand in dem Zimmer sey?

„Ja," antwortete Clarmont, „aber wer seyd Ihr, armer, alter Greis?"

Er erhob sich, seufzte, winkte; ein Strom von Thränen hemmte seine Sprache. Der Graf führte ihn auf das Lager. Hier wurde er etwas ruhiger; plötzlich aber rief er mit aller Kraft seiner Stimme:

„Ja, ich sehe, Du bist kein mahnender Schatten, Du bist ein Mensch! Mann, habe Erbarmen, tödte mich! Bei'm Allmächtigen flehe ich Dich darum, gib mir den Tod, das süßeste Geschenk!"

Clarmont suchte ihn zu beruhigen, und fragte ihn wiederholt, wer er sey?

„Ich bin der elendeste Mensch auf der Erde!" — antwortete der Greis mit zitternder Stimme. — „Doch stillen Sie zuvor meine Neugierde, sagen Sie mir, was führte Sie

in dieses Zimmer, das sonst nicht bewohnt wird? Was war für ein Tumult heute im Schlosse, indem sonst nur die Ruhe des Grabes und des Todes herrscht?"

Clarmont machte ihn mit Aureliens Vermählung bekannt da hob er die Hände gen Himmel und rief:

„Also hat Vilbac eine Tochter, und schon verheirathet? O Gott, schirme sie vor dem vernichtenden Fluche des Hauses, erhalte sie rein von Verbrechen, und gib, daß sie glücklich sey!"

Er hielt inne; Thränen strömten über die alten, bleichen Wangen aus den eingefallenen Augenhöhlen.

„Und nun hören Sie," fuhr er fort, „wer ich bin. Sie sehen in mir den Großvater der Neuvermählten. Ich bin — Vilbacs Vater!" —

„„Was,"" rief Clarmont mit Entsetzen, „„Graf Vilbac Ihr Sohn? Und er hält Sie hier gefangen; er hat Ihnen diese Ketten angelegt?""

„Ja, mein Sohn, mein leiblicher Sohn! Seine unersättliche Habsucht bewog ihn dazu. Lange schon wünschte er meinen Tod. Eines Tags besuchte er einen benachbarten Edelmann, der kurz zuvor seinen Vater verloren hatte, und findet ihn mit der Uebernahme seines Erbes beschäftigt. Dieser Anblick entflammte seine Sehnsucht nach dem alleinigen Besitz der väterlichen Güter, und weckte in ihm den schrecklichen Gedanken, mich aus dem Wege zu räumen. Nach seiner Zurückkunft wurde er von Stunde zu Stunde düsterer, und zurückhaltender gegen mich. Aber nie hatte ich eine Ahnung von dem teuflischen Plane, der in seiner Seele gereift war. Da traten in einigen Wochen darauf, in später Mitternacht, seine beiden vertrauten Diener in mein Zimmer und überfielen mich. Vergebens setzte ich mich ihnen zur Wehre. Gefesselt schlepp-

ten sie mich in diesen öden Thurm. Wie der Grausame meinen Tod glaubhaft machen konnte, weiß ich nicht; aus dem Geläute der Glocken und dem fernen Klang der Grabgesänge, schloß ich, daß mein Begräbniß gefeiert wurde. Ich beschwor den Diener, der mich täglich mit Brod und Wasser versah, der einzigen Nahrung, mein elendes Leben zu fristen, nur ein Mal meinen Sohn sprechen zu dürfen. Alles Flehen war umsonst! Heute, heute, an dem Hochzeittage meiner Enkelin sind es zwanzig Jahre, daß ich hier in diesem Thurme schmachte. Als mir am Morgen der Vertraute meines Sohnes meine spärliche Kost brachte, vergaß er die Thüre zu schließen; ich erwartete sehnsuchtvoll die Nacht, um ihr gütiges Dunkel zu benützen. Ich will nicht entfliehen; nur einige Minuten reine Luft zu athmen sey dem kranken, alten Körper gegönnt!"

„„Nein,"" — rief Clarmont empört aus, — „„Sie sollen diesen unseligen Aufenthalt verlassen! Der Himmel sandte in mir Ihren Befreier! Alles im Schlosse liegt im tiefsten Schlafe. — Folgen Sie mir, ich will Ihr Führer und Beschützer seyn!""

„Niemals," erwiederte der Greis, aus dumpfem Hinbrüten erwachend, „niemals! Die Abgeschiedenheit lehrte mich, daß alles Erdenglück nur in leerer Einbildung bestehe. Das Herbe und Schreckliche meiner Lage hat mich die Zeit zu ertragen gelehrt. Was in der großen Welt anfangen, deren ich alter, elender Greis entwohnt bin? Mir beut die Freiheit keinen Reiz, ich lebe und sterbe in diesem Thurme! Wozu sollte ich meinen Sohn vor den Augen der Menschen entehren, und was hat mir sein Kind, seine unschuldige Tochter gethan? Soll sie, die Unschuldige, des Vaters Sünde mitbüßen? Ich gehe wieder in meinen Kerker! Leben Sie wohl, der Tag bricht an, man könnte uns belauschen! Vergessen und schweigen Sie, ich beschwöre Sie darum!"

„„Nein,"" — rief Clarmont, indem er ihn zurückhielt, „„nimmermehr werde ich das zugeben! Die Einsamkeit schwächte

die Kraft Ihrer Seele. Ich will Ihren gesunkenen Muth auf's Neue beleben, folgen Sie mir! Mein Haus und mein Vermögen steht zu Ihren Diensten. Niemand soll erfahren, wer Sie sind! Das Verbrechen Ihres Sohnes bleibe ein ewiges Geheimniß! —""

„Edler Mann, ich bin von Dank, Verehrung und Bewunderung tief gegen Sie durchdrungen, aber ich kann, ich darf Ihnen nicht folgen. Leben Sie wohl!"

„„Nun,"" versetzte Clarmont, „„ich will dem Gouverneur Ihr schreckliches Loos mittheilen, und selbst wider Ihren Willen durch seine Hilfe Sie der Hand Ihres unnatürlichen Sohnes entreissen!""

„Nein," rief der Alte, und seine Stimme steigerte sich bis zur höchsten Verzweiflung, „nein, um Gotteswillen nicht! Lassen Sie mich hier vergessen und unerkannt sterben! Erfahren Sie Alles! Ich habe mein Schicksal verdient; — denn ein größeres Ungeheuer, als mein Sohn, bin ich selbst!"

„Eine unglückliche Leidenschaft für eine nahe Verwandte unseres Hauses hatte den Frieden zwischen mir und meinem Vater gestört. Ich ließ mich heimlich mit Henriette trauen. Keine Sprache vermag den Zorn meines Vaters zu schildern, als er mich einst in ihren Armen traf. Er zog gegen mich das Schwert; ich entwand es ihm, und — sehen Sie dort das Blut an der Wand — hier auf dem Boden — sehen Sie ihn — da steht er — streckt seine blutigen Arme gegen mich aus — ich höre den Fluch der sterbenden Lippe über unser Geschlecht — er ist's — es ist mein Vater — ich — ich habe ihn ermordet!" —

Erschöpft sank der unglückliche Greis zusammen. Clarmont glaubte in eine Hölle versetzt zu seyn. Hastig hüllte er sich in seinen Mantel, umgürtete sich mit dem Degen, und stürzte

Hilfe suchend durch die langen Gänge in die Zimmer des Grafen von Wildac.

„Auf Graf von Vildac, retten Sie; noch ist Zeit zur Hilfe und zur Sühne! Eilen Sie, ehe er stirbt!" raunte er dem Schlummernden in das Ohr, der sich erschrocken aufrichtete, — und die Posaunentöne der Rache zu vernehmen glaubte.

„„Wen meinen Sie?"" —

„Deinen Vater, Verruchter, den Du lebendig begrubst!"

Diese Worte klangen wie Donnerstimme im Wetterrauschen in seine Seele; todtenbleich starrte ihn Vildac an, seine Sprache stockte; er sprang vom Lager, und riß ihn mit sich fort zum Thurme.

„„Die Hölle hat sich aufgethan!"" schrie er laut, als er die Thüre geöffnet sah — „„Wo ist mein Vater?""

Clarmont führte den Grafen in das Zimmer. Noch lag der unglückliche Greis auf der Stelle, wo er ihn verließ. Er hatte ausgelitten! Schneller Tod hatte seine Leiden geendet!

Da erwachte dem Sohn das Gewissen, und die Reue sprengte die eisernen Fesseln der wilden Brust; das stille Meer der Vergangenheit tobte wüthend empor, und an den tief verborgenen Klippen seines Innern brach die zurückgedrängte Brandung. Es war, als wollte donnerndes Sturmgetöse ihn jetzt schon herunterreissen in den starren Abgrund des gähnenden Meeres der Rache, aus dem ihm aus vermoderten Gerippen und Schädeln, die heisere Stimme seines Vaters klanglos erschallte: „Sohn, Du hast Deinen Vater gemordet!" — Ueber die kalte Leiche stürzte er sich hin, und laut wiederhallten seine gräßlichen Jammertöne, aber des Vaters Herz war gebrochen; nimmer sah das erloschene Auge die Thränen, welche

dem Lebenden nie geflossen; nimmer hörte sein Ohr des Reuigen Worte; verstummt war sein Mund, um dem Sohne zu vergeben, um von dem Himmel für die eigene Sünde Vergebung zu erflehen. —

Als der Graf ruhiger geworden, faßte Clarmont, edel genug für die Neuvermählten bedacht, seine Hand, und gelobte ihm ewiges Stillschweigen. Auf seinen Knien dankte ihm Bilbac. Der Leichnam blieb den Tag über in dem Gemache liegen; bei Einbruch der nächsten Mitternacht brachten ihn der alte Diener, der noch einzige Mitwisser der That, der Graf und Clarmont in aller Stille in die Gruft des Hauses; dort sollte er uneingesegnet ruhen neben den Gebeinen des von ihm erschlagenen Vaters, neben der Asche seiner längst entschlummerten Henriette, welche des Gatten Unthat dem frühen Tode in die Arme führte. Der Eid des Stillschweigens wurde hier erneuert, aber der feindliche Dämon, der über dem Hause waltete, hatte den Fluch des Ahnen in das Buch der Erinnyen geschrieben.

Graf Clarmont reiste mit dem grauenden Morgen und mit dem Entschlusse, nie wiederzukehren, aus dem Schlosse, wo er so schauerliche Stunden verlebte.

Die Flitterwochen des jungen Ehepaares waren froh und heiter verstrichen, und Saint-Ville mit der schönen Aurelie bereits auf seinen eigenen Gütern.

Graf Bilbac blieb nach Außen der Alte. Sein Geist war umnachtet, und mit Flammenzügen stand das volle Bewußtseyn der Schuld in seinem Innern. Einsam wandelte er in den Gängen seines Schlosses; nirgends fand er Ruh und

Rast; beständig umschwebte ihn der Schatten seines unglücklichen Vaters. Die Stürme der Empfindung durchtobten mächtig die Seele des Verzweifelnden; sein in Reue wallendes Innere brauste tobend, und die Folge seiner Leiden war Wahnsinn, der mit aller Heftigkeit in Kurzem ausbrach. Alle Kunst der Aerzte scheiterte. Niemand war im Stande, seinem Wüthen Einhalt zu thun; wer sich ihm nahte, war in Gefahr. Das erste Opfer, das durch ihn fiel, war jener alte Diener, der ihn nie verließ, und da er den Wahnsinnigen hinderte, gegen sich selbst einen zufällig erhaschten Dolch zu gebrauchen, von ihm durchbohrt wurde. So tobte er mehrere Tage in der höchsten Raserei, bis die Kraft des Geistes und der Nerven der Natur unterlag und ein schmerzhafter Tod ihn hinwegnahm. Vor seinem Ende entdeckte er in einem schauderhaften Anfalle seine gräßliche That nebst dem Verbrechen seines Vaters, und brach den furchtbaren Eid, den er in der Gruft geschworen.

Er war der letzte männliche Sprosse des Hauses.

Aber auch auf der unschuldigen Tochter ruhte der unselige Fluch des gemordeten Ahnen.

Aurelie, die einzige Erbin des Namens und der Güter, die geliebte Gattin des Barons von Saint-Ville starb an der Entbindung von ihrem ersten Kinde, einem todten Knaben.

Das Stammschloß Vildac vernichtete im wilden Sturme das Feuer des Himmels.

So erfüllte sich der Fluch des Hauses von Vildac!

Das Ende vom Lied,

oder:

das Lied vom Ende.

Ich wandle tiefbewegt an Lottchens Seite
Dahin durch die verjüngte Flur;
Mein feuchter Blick irrt trunken in die Weite,
Und meine Lippen flüstern nur,
Indem ein süßer Schauer mich durchbebet:
„O Theure sieh, wie Alles liebt, was lebet!
Wie dort die Vögel kosen an den Zweigen,
Wie hier selbst Blumen sich zu Blumen neigen,
Und ich allein soll lieben und entbehren,
Denn du erwiederst meine Liebe nicht! —“
Doch sie erröthet nur und spricht:
„Wenn das der Vater und die Mutter hören! —“

Da schwimmt der Mond in üppig goldner Fülle
Empor am blauen Aethermeer;
Von ferne tönet durch die heil'ge Stille
Die Klage Philomelens her.

Im Blüthenschnee der duft'gen Zweige rauschen
Zephyre, die die Sängerin belauschen,
Und flüsternd dann vorüberziehen.
Ich ward gerührt. „O wär' es mir verliehen —"
Also begann ich unter heißen Zähren —
„Bei dir, mit dir zu sterben jetzt!"
Sie sprach, als hab' es sie verletzt:
„Wenn das der Vater und die Mutter hören!"

„Nicht länger kann ich" — fuhr ich fort zu klagen,
Und küßte ihr die Schwanenhand, —
„Nicht länger solche Schmerzenslast ertragen,
Empfinden, was ich schon empfand! —
Ich fühl es wohl, und ach! du wirst es sehen,
Bald bricht mein Herz, das du nicht kannst verstehen, —
Schon seh' ich sie, des Todtes Pforten offen! —
Du bist gerührt? Du weinst? O darf ich hoffen?
Und wirst du endlich, endlich mir gewähren,
Was ich so lange schon erfleht? —"
Sie seufzt, und spricht wie im Gebet:
„Wenn das der Vater und die Mutter hören!"

Und als ich nun an ihren Rosenwangen —
Wie seelenglücklich war ich da —
Die Thränen freudiger Gewährung hangen,
Den Thau verschämter Liebe sah;
Da wagt' ich es, sie an mein Herz zu drücken,
Und lallte, Küsse raubend, im Entzücken:
„Beschützerin der Liebe, heil'ge Nacht, erscheine,
Verstumme holde Sängerin der Haine!
Nichts soll der Liebe Freudenfeier stören!"
Doch Lottchen zieht die Stirne kraus,
„Hinweg!" ruft sie erzürnet aus,
„Wenn das der Vater und die Mutter hören!"

„O zürne nicht!“ so sprach ich unumwunden,
Du liebst, dein feuchtes Auge spricht!
Es haben unsre Herzen sich gefunden,
Und unsre Lippen dürften's nicht? —“
Du bist nun mein! Mit heißen Küssen weihen
Den Bund wir; jener Rasenbank verleihen
Das Recht wir zum Altar'; zum Priester wähle
Den Mond ich, und zur Zeugin Philomele!
Wohlan! mein Weib, ich will dir Treue schwören!“
„Dein Weib?“ so ruft sie freudig laut,
„Ich bin dir also angetraut? —
„Wenn das der Vater und die Mutter hören!“

Da schaute ich, — man denke wie entsetzlich,
Und welchen Schrecken ich empfand! —
Der frohen Lotte Elternpaar, das plötzlich
Wie hergezaubert vor uns stand.
„Wir hörten,“ — sprachen sie, — „dort still verborgen,
Wie ihr um gute Zeugen seyd in Sorgen;
Da sind wir nun! — Laß't alle Sorgen schwinden,
Euch soll der rechte Priester bald verbinden,
Dann seyd ihr glücklich, und ihr seyd's in Ehren! —“
Mich fror es bald, bald glüh'te ich,
Und schaudernd sprach ich nun für mich:
„Wenn das der Vater und die Mutter hören!

Kriegshaber bei Augsburg.

Brüll.

Das alte Bild.

Von

M. Gessert.

Es ist eine alte verschollene Geschichte, die ich Euch erzähle, und in der Kaufinger Straße zu München an die Wand eines Hauses gemalt. Derer, die vorüber gehen, sieht selten einer hinauf, und wer je hinaufsieht, glaubt nicht daran; so ists eben so viel, als ob niemand hinaufsähe. Vor alten Zeiten war da ein alter Lohnbedienter in der Königsstadt, ein abgeschossenes, verwittertes Männlein, der selber aussah wie eine Fabel. Solcher war der Einzige, der die ihm anvertrauenden Fremden auch vor das alte Haus hinführte, in die Kaufinger Gasse, und das Bild auslegte, besser als ich es kann. Er sagte: das ist die Geschichte von dem Unglück; die kennen Sie wohl? — Die Fremden sahen hinauf, und sagten: nein! — Da lächelte das abgeschossene, verwitterte Männlein heimlich, und erzählte: Sehen Sie dort den grünen Fleck an der vermorschten abfallenden Wand? — Und drunter quer den blauen? — Der grüne ist die edle Prinzeß Türkise — oder vielmehr

ein Stück vom grünen Mantel, den sie umhatte; der blaue aber ist der edle Prinz Amethist — oder vielmehr sein gepanzertes Bein, so er trug. Sonst ist am Bild nichts mehr, weder von der Prinzeß, noch dem Prinzen. Die Zeit hats weggefressen. —

Die Fremden lachten nicht, denn das Alter verlacht man nicht. Auch hätte ja sonst der Alte nicht vonnöthen, die Geschichte zu erzählen, wenn sie noch dort stand an der Wand in den ursprünglichen Umrissen und selbst redenden Farben; und deßhalb war nun der alte eine aufbewahrte Copie der verblichenen Fabel, und erzählte sie folgend:

„Es ist eine Liebesgeschichte, wiewohl dennoch eine geistliche; in den meisten Liebesgeschichten kommen Märtyrer vor; darum sind die Liebesgeschichten zumeist auch geistliche Geschichten. So ist es denn die Legende von der hassenden Liebe und dem liebenden Hasse, was ich jetzt statt des Bildes erzähle.

„Die Prinzeß Türkise trug sich wie die Erde am schönen heiligen Ostertag, nämlich grün; so das Haar, die Augen, der Mantel. — So sollen auch die Meerjungfern sonst gegangen seyn. Vielleicht war sie eine.

„Prinz Amethist aber trug sich, wie der Himmel in der schönen heiligen Weihnachtsnacht, nämlich dunkelblau; so Augen, so Bart, so Harnisch.

„Wohl wärs besser gewesen wenn beide für und für so wären auseinander gestanden, wie der heilige Ostertag und die heilige Weihnachtsnacht, und das Kalenderblatt zwischen beiden hätte Ewigkeit geheißen. So aber hieß es nur acht Wochen, und sie sahen sich bald.

„Ich weiß nicht, ob es viel Zeit braucht vom Sehen bis zum Lieben. Leute sagen: gar keine; denn hin und wieder hätten sich Menschen schon in einander verliebt, eher als sie sich

nur gesehen. Das mögen sie erweisen. Ich rede nur von der Prinzeß und dem Prinzen. Wie's bei diesen ging, erzähle ich Euch jetzt.

„Der Junghere sah das Fräulein schlafen im grünen Schilf, am Meeresstrand, als er dort lustwandeln ging. Mit den langen grünen, im Winde wehenden Flechten war sie selbst ein schlankes, anmuthiges Schilf, und dem Prinzen pochte das Herz immer heftiger und heftiger, bis es Sprache annahm und rief: „Wehe mir Unglücklichen, daß ich dich gesehen! Nun muß ich wohl dich lieben!"

„Und das Fräulein erwachte ob des Prinzen Schrei, und sie wähnte in den schönen tiefblauen Weihnachtshimmel hinauf zu schauen, und lächelte. Sie sah aber nur in die schönen tiefblauen Augen des Prinzen Amethist, und da sie's gewahr wurde, weinte sie: o über mich Unselige! Daß ich nie dich gesehen, so hätte ich nie dich zu lieben gebraucht.

„So erklärten sich die Beiden ihre Liebe.

„Sie gingen nachdenklich auseinander, und sahen sich wohl lange nicht mehr.

„Auf hohem Berge, von wannen man schauen kann hinab in die tiefen Thäler umher, saß oft der Prinz. Er hatte sein Haupt in die Hand gelegt, und über seine Stirne zogs wie Wolken. Wie aber die ächten sich in Regen auflösen, so lös'ten des Prinzen seine sich in Worte. Die lauteten also:

„Sie hat mich unglücklich gemacht, da sie mir Liebe eingeflößt, und darum muß ich sie hassen. O, ich liebe sie unendlich — und eben darum, und gerade so unendlich hasse ich sie auch! Die Diebin! Sie hat mich mir selber gestohlen, jetzt bin ich nur mein Schatten, ein Null, ein Weib. Ich hatte schöne Gedanken, die nahm sie mir alle, und ließ mir

dafür Einen: Sie selbst. Sie wußte, daß ich nur Ein Herz hatte, und das nahm sie mir ganz. Die Böse! Jetzt habe ich kein Herz mehr für meine Landen, meine geliebten Falken und vielgeliebten Rüden. Die Zauberin! sie steht im Bunde mit meinen Beinen, meinen Augen, meinen Händen! Meine Beine schleppen mich zum Schilf am Meeresstrand, meine Arme strecken sich aus, sie zu umfahen, meine Augen, sie zu verschlingen — ich befehle ihnen ein Anderes, und sie gehorchen mir nicht mehr. — O, ich bin namenlos unglücklich, daß ich sie hassen muß, sie, die ich so heiß liebe! Mein Haß ist glühende Liebe und meine Liebe glühender Haß! —? wehe mir! —

„So dachte und seufzte der Prinz. Die Prinzessin seufzte und dachte eben so; drum will ichs für ihren Theil hier nicht wiederholen, zumal es Euch auch langweilen dürfte.

„So stand es denn wohl ein Jahr und drüber, und meidend suchten, und suchend mieden sie sich, die Beiden, Liebenden, Hassenden.

„Es ist das wohl zu glauben. Viele wissen Haß und Liebe nicht zu scheiden und nehmen eins fürs andere, oder gar beide nebeneinander. Es soll Leute geben, die sich aus Liebe morden. Und doch ist der Mord nur der tödtlichste Haß.

„Aber ich wills kurz machen mit der Geschichte.

„Wie denn aller Widerspruch in der Länge unerträglich, das Weib aber stärker ist und ausdauernder im Tragen des Ungemachs, denn der Mann, so kams zuerst an den Prinzen, den trostlosen Jammer zu enden, auf welche Art immer. Er gebot daher seinen Beinen, und seinen Augen und seinen Händen nichts anderes mehr, als sie selber wollten, und die Beine trugen ihn eben hinunter zum Schilf am Meeresstrand, die Arme umrankten, und die Augen verschlangen die Gesundene, die es duldete, und Liebe und Haß küßten sich wechselweise von ihren

zusammenwurzelnden Lippen, wie unser Herr geküßt ward am Oelberge von Judas Iskariot.

„Die Lippen sprachen endlich statt Küsse wieder Worte, und zwar zuerst aus des Prinzen Munde:

„O wie haß' ich dich, du Geliebte!"

„O wie lieb' ich dich du Gehaßter — gab zurück die Prinzeß."

„Haß und Liebe zu dir tödten mich durch ihren Widerspruch — ach, wann und wo wird er enden —?"

„Da lächelte die Prinzeß — ach, die böse Zeit hat weggefressen das selige engelhafte Lächeln von dem Bilde, und wie es dort gemalt gewesen, beschrieb es doch keiner mehr — da lächelte sie, die Prinzeß, und schaute noch tiefer hinein in den tiefblauen Weihnachtsaugenhimmel, und ihr rechter Arm hob sich, und wies gen den andern Himmel, wo ein Regenbogen stand.

„Ja — verstand sie der Prinz — der Himmel gehört der Liebe allein; nur an der Erde hat der Haß Theil; hinauf zu jenem, da wir des Hasses nur mit der Erde frei werden — hinauf zu jenem!

„Wieder lächelte die Prinzeß, auf die Art wie es die Zeit vom Bilde weggefressen, der Jungherr aber zog sie sanft an den langen grünen Schilfhaaren an seine Brust, und sie starben beide — vielleicht an dem zweigespitzten Dolch, den er zwischen ihrer Beiden Herzen gelegt. Ein Bogen rothen Blutes sprang wie ein Triumphbogen über sie.

„Es wissen nur wenige Leute mehr die Geschichte von dem Prinzen und der Prinzessin, vielleicht wüßten sie auch deren

Namen nicht mehr, hießen nicht ein Paar edle Steine nach ihnen."

„So?" pflogen dann die Fremden zu sagen — „jetzt führet uns den fürstlichen Braukellern zu und der Sattelkammer."

Bilderchen en crayon.

Aus einer ****schen Provinzial-Hauptstadt.

Von

Dahlström.

I.

Abend wars. Ich saß im Fenster in der Wohnung eines meiner Freunde, und schaute hinab auf die volkreiche Straße. Die Laternenanzünder begannen ihr Nachtwerk, und bald war über das kothige Pflaster, und die darauf sich tummelnde Menschenfülle eine romantische Dämmerung verbreitet. Und hinauf bis zum ersten Stockwerk waren die Mauern der Gebäude vom trüben Laternenlicht übergossen, daß sie Piedestalle einer riesenhaften Statuensammlung schienen, von denen hinauf ins Unendliche des grauen Himmels die darauf ruhenden Colosse starrten, unbegrenzt, unabsehbar. — Da saß ich. Mir gegenüber machte das, herrlich wie eine Majestät mitten unter Vasallen, sich erhebende ständische Landhaus tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Im Style des sechzehnten Jahrhunderts gebauet, mit seinen gealterten schwarzen Mauern, seinen gespitzten Fenstern und seinem Thurme, dazu von unten schwach beleuchtet, und oben hinaus in das Dunkel der Nacht sich ins Unermeßliche ver-

lierend, war es ein Bild der Erhabenheit, das meinem Geiste die kühnsten Schwingen lieh. Und je länger ich hinschaute auf den stolzen Bau eines sich fühlenden Jahrhunderts, desto grandiöser ward es vor mir, und wuchs zur Ueberschwenglichkeit auf, daß es meine Brust zu erdrücken drohte. Mir flogen die Bilder einer Zeit, die Kraftgedanken in Thaten der Kraft zu verwandeln verstand, wie Ossian die Geister seiner Helden, vorüber. Hinein dachte ich mich in die Hallen des nun verödeten Gebäudes, und belebte sie mit den Gestalten der Männer, die im Bewußtseyn ihrer Macht einst drin gewandelt und gewirkt. Aber da stand es jetzt, das gewaltige Haus, wie die hohle Form zum Gusse eines Riesen, der verwitterte Leichenweiser seines Jahrhunderts! und als bestellter Cicerone an dem hehren Grabmale jenes Jahrhunderts steht von früh morgens bis zur Nacht der ständische Portier mit weißgrüner Schärpe, gewaltigem Stocke, und Tressenhute unter dem hohen Portale des Hauses. Aber ein Satyr ist er, dieser Portier mit Landesfarben, wenn gleich nicht auf eigene Faust, doch auf Kosten seiner Herren, der Stände. Er langweilt sich den Tag über gar sehr in der schönen Livrée einer verschollenen Herrschaft, und wenigstens zeigt es von Geist der Schicklichkeit auf Seite der Erben jener verstorbenen Herrschaft, daß sie die alte Livrée in Ehren halten, und diese heiligen Ueberreste nicht längst schon dem Spekulationsgeiste eines Trödlers preis gaben. Aber eben darum ist der langweilige Mann unter dem Thore die Ironie der Zeit! und jagte er nicht zum Zeitvertreibe manchmal einen Hund, der des Hauses ehrsame Mauern verunreinigen will, mit Grandezza von dannen, so könnte man meinen, er sey der versteinerte Pförtner in der Vorhalle irgend eines Zauberschlosses.

Doch nein. Ich thue dem Manne wahrlich zu viel, wenn ich sage, er esse müßiges Brod. Es kömmt schon auch seine Zeit, wo er sich tüchtig herumtummelt, und sich mit eingezogenem Athem an die Einfahrtwand drückt, um von den hineinrasselnden Karossen nicht niedergefahren zu werden. Und das ist seine Zeit! Sehet, wie er nicht müde wird, zu salutiren, jetzt

ein hochgräfliches Wappen, jetzt eine Prälatenmütze! denn vor beiden hat er gelernt Respect zu haben, und sind gleich die Wappen zu weiter nichts nütze, als die Wagenschläge zu verschönern, oder einen hochadeligen Brief zu siegeln, so sind es doch Wappen, und das ist genug! Auch macht der an solchen Tagen nimmer Ermüdende seinen Brodherren keine Schande, und auch er hat Vernunft genug, um zu wissen, daß man den gestrengen Herrn Bürgermeister, der so eben in einem erbärmlichen Fiaker einfährt, und kein Wäppchen hat, nur zweifelhaft grüßen dürfe. Der Mann ist nicht dumm, er hat auch etwas von einem Aristokrätchen in sich!

Armer Mann! wie glücklich fühltest du dich, wenn es im Jahre mehrere solche Festtage gäbe! etwa des Monats einen, das wäre denn doch etwas! Aber — ein Morgen nur, und ein Stündchen dieses Morgens nur in einem ganzen Jahre umschließt den Cyclus deiner eigentlichen Lebensthätigkeit! Dann versinkst Du wieder in dich, und mußt aus Verzweiflung vor dir die Pflastersteine zählen, etwa auch, um nicht immer zu Boden zu starren, eine oder die andere halb abgerissene Affiche lesen, die man dutzendweis an die Pfeiler deines Thores klebt, und die nun jämmerlich da im Winde flattern, wo einst stolze Fahnen den Eingang des Hauses umrauschten. Armer Mann! wirst du denn ewig der Popanz unsauberer Hunde nur seyn? — — Aber ich bedauere dich, und denke und fühle mit dir, wenn du still vor dich hinrufest: „O wäre die Welt nur nicht so grammatisch-kleinlich, so würde das herrliche, große Wort — Landtag — vielfach genommen werden!"

„Landtag — was ist das?" frug mich jüngst an einem solchen Festtage ein gemüthlich aussehender Jüngling, der neben mir stand, als eben ein stolz dahertrabendes Prachtgespann uns beide mit Koth anwarf. Und als ich ihn belehrte, es sey eine einstündige Versammlung von Uniformen, wie diese im Wagen da, hört! da lachte der Gutmüthige dennoch recht sarkastisch auf, und ging heim die Pantalons zu wechseln.

Aber nicht alle des Volks denken so indifferent, wie mein guter Junge. Leute, die nicht von heute erst sind, bleiben bei solchen Aufzügen daheim, weil sie sich des leeren Gepränges schämen, das man hier mit dieser ehrwürdigen Institution treibt. Auf der Gasse ist nur Publikum, das einen pompösen Aufzug unentgeltlich schauen will; das denkt sich, hier sehe ich unbezahlt, was im Theater Geld kostet, und beides ist ja nur Schein! Da steht mitten unter Lastträgern, Kärnern und Handwerksjungen die wohlbeleibte Figur des hiesigen Zeitungsschreibers, eine belletristische Seele in einem kolossalen Fleischklumpen; der Mann blinzelt wohlgefällig aus seinen triefenden Augen auf den Zug der Wägen, zählt sie genau, und — morgen Früh enthalten die Spalten seines Blattes mit geschäftlicher Pünktlichkeit die Relation über die Zahl der Zwei= und Vierspänner, den Schnitt der Livréen, und das Wetter, das den großen Festtag begünstigte, oder nicht begünstigte. Honnette Leute schauen wohl auch zu, doch wenige, und höchstens solche, die sich das Schauen zur Profession gemacht haben, und Glossen machen, wie ich. — Uebrigens läuft so ein Zug, die allfälligen Kothspritzer abgerechnet, ohne Intrigue, gefahrlos und unblutig ab, und wir solides ****sches Volk kennen Pistolenschüsse, Ludwig=Philipps, Bergeron's und Consorten nur aus der Zeitung, und weit entfernt, an solche „antike" Thaten, wie Börne die Ermordung Capo d'Istrias nennt, nur im mindesten zu denken, kennen wir nicht einmal die „romantische, gemalte Freiheit", die durch eine wohlgebildete Grenzwache von unserem Landesterritorio abgewehrt wird. Zwar gäbe es vielleicht bei uns auch Capo d'Istrias, aber es fehlt uns an „kühnen Spartanern" und wir befassen uns daher weder mit der Romantik, noch der Plastik, folglich — mit Nichts.

Großes Aufsehen machte beim letzten dieser Landtags=Aufzüge der Staatswagen des landesfürstlichen Commissärs. Acht Tage sprach man von nichts anderm, und man wußte bis auf den Heller, was die reich mit Silber überdeckte Carosse, und was die neuen Lakeyanzüge gekostet; aber — was dort drin in

dem traurigen Hause verhandelt wurde, kümmerte Niemanden. Mir schnitt es durch die Seele, als ich eintrat in den hohen, prächtigen Saal, wo die Scharlachröcke, Infuln und Bürgermeisterperücken sich durch einander drängten; und als ich sah, wie die Hochmögenden mit leeren Mienen und noch leererem Herzen die Verlesung des landesherrlichen Rescripts anhörten, gerade so, wie man auf einen Bühnenprolog Acht hat. Und als es denn zu den Forderungen kam, die an das Land gemacht wurden, da meinte ich mich vollends in eine Musterschule der Etiquette aus Ludwig XIV. Zeit versetzt, solch' complaiçante Verbeugungen, in denen sich die vollkommene Zustimmung der hohen und gestrengen Herrn unterthänigst aussprach, würden den damaligen Hofkavalieren zur Ehre gereicht haben! „Das sind ja lauter positive Größen," sprach neben mir ein Witzling, „wie — keine Negation in so vielen Köpfen?" Und unten vor dem Hause spielte die Regimentsmusik prügelsteifer Grenadiere lustig den Marsch aus dem Kreuzritter, und es schritten die Herren mit Silberdegen, und Silberspornen und goldenen Epulett's recht wie Kreuzritter en miniature, wieder aus dem Saale, stiegen mit Würde in die Wägen, und fuhren zum Diner. Und die alten Karthaunen auf dem halb rasirten Citadell brummten die dabei ausgebrachten Toaste solenn über die stumm horchende Stadt, und der Landtag war geendigt. — Abends im Theater wurde recht bachantisch Weihrauch auf Landesfürst und Stände in dem eigens dazu verfaßten Gelegenheitsstücke gestreut. Schlag auf Schlag gings bis zum Unverdaulichen. Und bei jeder Stelle Applaus. Besonders neben mir machte sich ein Männlein grauen Gesichts durch loyale Gesinnung bemerkbar. Das war das obligateste Klatschen, das ich je gehört habe. Was will man nur mit dieser Physiognomie werden? dacht' ich, und bedauerte den fruchtlosen Aufwand seiner Künste. Laß ihn, sagte ein Kamerad zu mir, er klascht nach Brod. Ich ward traurig, und verließ Stände, graues Männlein und Applaus.

Und ich saß noch da am Fenster, und konnte mich nicht müde schauen an dem steinernen Memonto, welches mir geister=

haft ein vergangenes Jahrhundert von drüben zuflüsterte. Hart darneben angebaut steht das ständische Zeughaus mit seinen zwei Statuen über dem Eingange. Mars und Bellona, tüchtig bestäubt, und durch die Unbill der Zeiten ergraut, scheinen sie, zürnend der langen Vernachläßigung, im zitternden Licht der Laternen sich zu regen, als wollten sie herab steigen von ihren Biesen, und auflärmend die strafbare Stadt durchziehen. Aber der Eingang zu dem Tempel, den sie beschützen, ward wohl lange nicht geöffnet. Spinngewebe spannt sich von den Thürpfosten hin ans Gesims, und das zarte Netz, des heiligen Friedens Sinnbild, sperrt das uralte Haus der Waffen. Doch drin regt sichs, auf dem von Feigheit noch unbesudelten Boden dröhnen die alten Schilde und Helme, und Lanzen krachen zusammen, und die Geister der Helden, die sie einst führten, sie sehe ich, wie sie unwillig an die verrammelte Pforte pochen, und dennoch nicht das zarte Spinngewebe, das sie, fester als Schloß und Balken, umstrickt hat, zu zerreißen vermögen. „Da drinnen spuckts," sagte die alte Oebstlerin, die ihr Ständchen mit des Friedens Früchten an dem Thore des Waffenhauses aufgeschlagen hat, jüngst zu mir, als ich dort stehen blieb, um die beiden Statuen näher zu beschauen, „ja, ich habe es leibhaftig gehört — nehmen Sie doch von diesen schönen Salzburgern! — ja, junger Herr, leibhaftig gehört letzthin Abends, als Concert im Landhaussaale war, da hört' ichs, wie es drin rumorte, erst leise, dann immer heftiger, Gottsjemine! ich kramte geschwind zusammen, und eilte davon. Mein Dachzimmerherr aber, der Mundirer Wirbel, ein studirter Mann, der sagte, als ich schlotternd vor Schreck nach Hause kam, und ihms erzählte, der sagte mir, sie hätten im Concert den Tell gemusizirt, und das hörten die Ritter, oder was da drin ist im Arsenal, gar gern, und, sagte er, sie hätten dabei Waffentanz gehalten, und das wäre....." — Ja wohl ists treffliche Musik, und traun! leicht glaublich, daß ihr erstandet, und beifällig horchtet der Ouvertüre zu Tell, ihr Geister da drüben! Ich fühls, wie euere Herzen schwollen, wie ihr mit Flammenblick grifft an das Schwert, als gings zur That, zur herrlichen Männerthat! Aber fruchtlos war euer

Erwachen. Sehet, dieses Geschlecht ist blutscheu! Laßt es! und wenn ihr zu euern Urenkeln in die Schlafstube trätet, und empor sie riefet aus unzeitigem Schlummer! sie kröchen vor Angst unter die Matratze, und zögen die Nachtmütze übers Gesicht, um nicht in euer flammendes Auge schauen zu dürfen. Bleibt dann ruhig zwischen den erzenen Waffentrümmern euerer erzenen Zeit, die das feige Geschlecht euerer Nachkommen in diese Rüstkammer zusammenwarf, um nicht, durch unzeitiges Erblicken derselben im eigenen Hause, Frost zu kriegen! —

Ich wurde allmählig verdrießlicher, das Landhaus in der finstern Nacht unsichtbar, die Gasse leer; mich fror's. Ich warf das Fenster zu und ging.

II.

Ich bin garçon, und bewohne ein armseliges Zimmerchen in einem Hintergäßchen; daher lebe ich alle Zeit, die ich von meinen Studien und Arbeiten erübrige, im Freien, auf der Gasse und in Wirths= und Caffeehäusern. So besuche ich des Abends regelmäßig ein Gasthaus, wo ich den Tag gemüthlich wiederzukauen pflege, und mich für meine Nachtmühen stärke. Ein langer Tisch wird nach und nach von Personen besetzt, die viel von Kanzlei, Egalisirung, Knöpfen, Kamaschen u. d. gl. reden. Es sind Militärbeamte. Ein zweiter, kleinerer Tisch wird nach dem Ende des Theaters von vier Personen besetzt, denen ich meine Aufmerksamkeit zu Zeiten schenke. Der erste von den Vieren ist ein Advokat, von dem man sagt, daß er viel Schulden habe. Das ist allerdings etwas Empfehlendes. Er ist ein großer, stattlicher Mann, ungefähr in den Fünfzigen. Sein schwarzes Haar hängt perpendikulär auf die flache Stirne, und unter buschichten Braunen schauen stark überglas'te schwarze Augen eben nicht wild, aber auch nicht einnehmend hervor. Der

Mann legt Mantel und Hut ab, und setzt sich an der Wandseite des Tisches; dann schaut er sich die Gäste der Nachbartafel mit der Brille bequem an, ohne daß er dabei viel zu denken scheint. Es ist aber auch aus ihnen nicht viel heraus zu denken, obschon ich auch dort sitze. Allein der Mann war in seiner schönern Zeit in Paris, wo er auf Erlernung des ton degagé sein ganzes väterliches Erbe, wie man erzählt, aufgehen ließ, und so ists seine Gewohnheit, die er aus der Weltstadt mitgebracht, vornehm, doch eben nicht beleidigend die nächsten Objecte seiner Umgebung zu beaugapfeln. Er hat sich zurecht gesetzt, da tritt sein College, ein kleiner Advokat von großem Vermögen, ein, und nimmt hypochondrisch Platz. Dieser hat bedeutende Kenntnisse in der Literatur, ist jedoch in seinen Urtheilen zurückhaltend, und rückt gewöhnlich nur als Reserve mit seiner Meinung heraus. Er ist ein vollkommener Deutscher. Indifferent, gelehrt bis zum Ekel, grammatisch korrekt in seiner Rede, unpartheiisch in Aeußerungen über das Fremde, hart und lieblos gegen das Einheimische. Seine kleinen rothen Augen blinzeln, wie Irrlichter, recht geistreich umher, aber fassen nichts fest und tief. Während nun die Beiden über das gesehene Stück converciren, langen die letzten Zwei der täglichen Abendgesellschaft an. Der eine ein gut genährter Kaufmann mit dickem Fleisch im Gesicht und schwerfälligen Beinen; der andere ein banquerottes Genie, oder besser, ein bon esprit, der sich zum Genie hinauf gelumpt hat. Ein schlotternder Kapott, ist mit einem Knopfe nachläßig auf der Brust zusammen gehalten, der Hut tief in die Stirne gesetzt, ein steifer Spanier seine Stütze. Der Mann war einst ein Galanthomme, und noch vor einigen Jahren galt die Façon seiner Halskrause für das geachteste Modejournal neben dem Wiener. Seitdem hat er jedoch bedeutend nachgelassen, und der schwarze, gezaus'te Bart, der jetzt die Trümmer seiner Schönheit überschattet, wäre ein schönes Stück in einer Shakespear'schen Hexenfratze. Daher wird er von unsern Fashionabls auch nicht mehr zum Muster genommen, und man trägt sich, wie billig, gegenwärtig ganz nach dem Wienerjournal. Das ist nun in allem und jedem das Ora-

kel; ja selbst unsere Belletristen, und deren haben wir einige, schneiden und parfümiren alle ihre Produkte nach den hohen, von Schick herausgegebenen Mustern zu, und ihre Reime und Novellen duften nicht minder süßlich, als irgend ein Blatt des genannten Journals. Aber darum nimmt das Blatt auch keine gemeine Protektormiene an; und als ich, pseudonymes Schriftstellerchen, vor einigen Jahren es wagte, dasselbe mit einer Zusendung zu behelligen (es waren moderne Verse, die mir recht Wiener zeitschriftmäßig dünkten), da machte — nein es machte gar kein Gesicht, sondern warf den Plunder verächtlich bei Seite, und meine Verse, so schön sie auch gereimt waren, erschienen nicht darin. Damals ärgerte es mich; jetzt möchte ich für die Verweigerung recht herzlich danken, aber — der Herr Redakteur kehrt sich wahrscheinlich den Teufel um meinen Aerger, so wie um meinen Dank; und das ist gut. Aber — um zu meiner vorigen Figur im trappfarbenen Kapott zurückzukehren, die sich während dieses meines unschuldigen Ausfalles gesetzt hat; so sage ich, daß es dennoch recht geistreiche Augen sind, die aus dem wüsten Gesicht hervorfunkeln; und es muß doch etwas Wahres daran seyn, was der Geniale so oft mit resignirendem Stolze zu seiner Gesellschaft sagt, daß nämlich an ihm ein ächtes Genie zu Grunde gegangen sey. Erst gestern hörte ich aus seinem eigenen Munde wieder, als er der Tischgenossenschaft aus Heine markige Stellen vorlas, den er — nebenbei gesagt — als Lieblingslektüre trotz des strengen Censurverbotes dennoch in seiner weiten Klappentasche führt; da hörte ich ihn sagen: „Schade um mich! meinen Sie nicht, Herr Doktor, daß ich das Kleeblatt zu diesem und Börne vollständig machte?" Der zu bedaurende! Wer hat ihn um sein Genie geprellt? — Jetzt schreibt er Theaterrezensionen in die Bäuerle'sche Originalzeitung. Das ist zwar nun wohl auch Schriftstellerei, und wird gleich sein Name nicht bei den besten genannt, so macht er denn doch, wenn er des Gottes voll ist, auch Verse, und zwar humoristische Verse, wie er sie nennt, die er der Gesellschaft vorzulesen pflegt; und hat er sich heiser gelesen, und ist gebührender Beifall gegeben worden, so steckt er sein Manuscript gemüthlich in

die Tasche zu dem „verwandten Geistesbruder", wie er sagt; nimmt sein Glas, und ruft jovial zu dem indeß eingeschlummerten Kaufmann, der den Humor durchaus nicht göttlich finden will: „Schlumm're sanft, du Krämerseele!" trinkt, wirft das Glas heroisch auf den Tisch, und heißt das *seinen* Humor. Aber der gelehrte Advokat nimmt doch öfter auch den kritischen Roßkamm, nnd hächelt den armen, humoristischen Theater-Rezensenten durch, daß an ihm nichts struppig bleibt, als sein Backenbart. Dann sagt er gemüthlich kleinlaut: „Doktor, Sie haben Recht! aus mir wäre dennoch nichts geworden!" Und diese Apotheose ist gewiß rührend und lobenswerth von dem Banquerottisten! Nicht alle Leute seiner Gattung haben dieses Verdienst. Da gibt es Kerlchen mit Brillen über der hochweisen Nase, in Frankreich würde man sie trotz ihres Breitthuns petit maiters nennen; die thun gar geistreich, springen ächt Jean Paulisch von Kalbsbraten auf Metaphysik, von Politik auf Hopfenbau und Mode, kurz — gestalten sich recht wie Proteuschen des Wissens und Geistes; aber die Nemesis bleibt nicht aus, und über die Lippen solcher Leute kömmt das Geistreichste nur wie ekler Speichel, der aus dem aufgerissenen Maule eines Cretin rinnt. Das ist der Fluch der Usurpatoren des Genies! Zur Fratze wird in ihrem unreinen Munde das einfachste Bildchen; allein das ists eben! Romantik ist ja an der Tagesordnung, und je verzerrter die Gestalt, die sie mit den buntscheckigsten Lappen behängen, desto potenzirter ist, ihrer Ansicht nach, die Poesie derselben; darum reißen und kneipen sie auch an dem Schönen und Einfachen, bis sie es in Lumpen gerissen haben; und das ist originell! Aber, haben sie auch Börne gelesen und wieder gelesen, so was lernt sich nicht. Die empörendste Gemeinheit, die sein zermalmtes Gemüth als Larve braucht, um die Zähren des Schmerzes hinter der rohen Leinwand zu bergen; die Frivolität, aus deren leidenschaftlichsten Fanfaren der tiefe Ton der warmen Seele, wie ein Wohllaut durch betäubende Mißklänge, versöhnend hallet: diese athmen noch Aether! Aber die Kerle sehen nur den Sautrog, und übersehen die Perle darin; was wunder — wenn sie dutzendweis Mistpfützen improvisiren,

und drinnen wühlen, und nichts als Schmutz herausziehen? Ist die Schmeißfliege gleich bei Zartbenervten tief unter dem Schmetterling, so hat sie dennoch Flügel und Farbe! und der Mistkäfer weiß so gut gesundes Leben aus dem Abwurf zu ziehen, wie der Papillion, der es aus Blumenkelchen saugt!

Doch wozu das Alles? Um die Leutchen zu bekehren! — Bei Leibe nicht! Sie besitzen zu wenig Ehrgefühl, um dazu Hoffnung zu haben. Der Hund zieht den Schwanz ein, wenn man ihn schlägt; das aber sind indianische Hähne, und sie unterstehen sich zu geifern, wenn man ihr Genie auspfeift. —

So anspruchslos aber auch mein Bankerottist ist, so möchte er doch auch gerne vielseitig seyn; daher debütirt er jeden Abend mit etwas Neuem. Geschichte scheint er zu lieben; vorzüglich Revolutionen und Tyrannenmorde dienen ihm zum Stoffe; und er spricht davon mit Wärme, obschon öfter eine kühne Unwahrheit in der Darstellung des Factums mit unterläuft. Solche Absprünge vom Wahren rügt aber sogleich der kleine Doktor als unfehlbarer Commentar. Auch Aesthetik, des Trappfarbenen eigentliches Metier, wird besprochen. Alle guten und nicht guten Bücher, worunter auch Pölitz natürlich nicht fehlt, bis selbst auf Braunthals „ästhetische Dame“ hinauf kennt er von innen und außen, kennt Aristoteles, Lessing, Schlegel und noch manches dramaturgiesirende Männlein neuester Zeit, und dieß alles hat der Aermste studirt, um — schlechte Stücke und schlechte Komödianten zu rezensiren! Aber — er ist auch Producent. Erst kürzlich hat er eine in acht Tagen gedichtete Tragödie theilweise uns zum besten gegeben, und der alte William ist ein Hundsfott dagegen, was Originalität, Charakteristik, Schauerlichkeit, pompöse Geistercitirung und Grandiosität anbelangt. Oder — ists nicht mehr als Originalität, wenn der Held des Stückes von vorne hinein gleich als Geist erscheint, und nicht erst, wie Andere es gemacht haben, nach langwierigen fünf Acten todtgeschlagen werden muß?

Da könnten Houwald und seines wässerigen Gelichters viele lernen, daß man in Tragödien nicht Silberperlen weinen darf, und daß, wenn es schon durchaus Thränen geben muß, diese ehern, wie die Helden des Stückes seyn, und die Geisterwangen herabrollen müssen, wie böhmische Glasperlen — schwer, dumpf und tönend in die Arena der Bühne rauschend.

Aber Geschichte, Aesthetik und schöne Literatur ist ihm doch eigentlich Plunder, denn (o böse Zeit, das hast du auch auf dem Gewissen!) Politik, die ist das Lieblingsthema seiner Abendunterhaltungen. Da muß man nur sehen und hören, wie der Mann glühet und schreiet! Es ist wirklich schade, daß er nicht Mitarbeiter an der famösen Wirth'schen Tribüne war. Wer taugte mehr auf den Katheder, als er, der so kernig, so populär und so präcise die Dingers zu sagen weiß, daß man nur bedauern muß, ein solch begabtes Hambacher=Mirabeauchen in unserm inconstitutionellen Staate versäuern zu sehen. Der solide Kaufmann, sein Tischgenosse, läßt es an Abmahnungen von solchen Teufelsprinzipien nicht fehlen, und macht ihm recht väterliche Vorstellungen, als z. B. daß solches Gerede zu nichts weiter führe, als in die ominösen Sibyllenbücher der wohllöblichen geheimen Polizei, und daß man sich wohl hüten müsse, jener Gorgo anheim zu fallen, sonst käme man nie auf ein grünes Gräslein u. s. w.

„Ei was," ruft dann der Tribun in edler Selbstaufopferung, „was futir' ich mich um Polizei und Inquisition! ich bin ein Mann, ein armer Mann; was kann man dem fahrenden Ritter Habenichts noch nehmen? Darum will ich reden, und stünde selbst meine Autorschaft auf dem Spiele!"

Sehet! wie er niemals vergißt, daß er auch ein Autor ist, ein Autor so gut, wie die Universellen an der Spree; die er, wie ich jüngst hörte, auch nicht um ein Härchen aus ihrer schäbigen Perücke beneidet. O man hat auch Autorstolz! — Und sein Refrain am Schlusse einer politischen Tirade ist, wie

jener des unversöhnlichen Cato: „Preßfreiheit! — oder hohl' euch alle der Teufel, Fürst, Vaterland und Volk!" welche Börne=schen Worte mit Frakturbuchstaben zu Hause über dem Pulte unseres banquerotten Autors zu lesen sind.

Tief herabgebrannt sind schon dann die Lichter der Gast=stube, und andere schweben zu Häupten des Rapsoden. Ich aber habe ein Blättchen mehr für diese meine unschuldigen Bilderchen.

Frische Morgenstrahlen
am
Horizont der Münchener Kunst.

Bloß einzelne Morgenstrahlen können in diesen Blättern aufgefangen werden, das weite Morgenroth, welches in der innern Ausschmückung der neuen Residenz bereits aufgegangen ist oder rasch seiner Vollendung entgegenwächst, ist zum Theil schon anderswo öffentlich berührt und wird gewiß in seinem Zusammenhange noch manche Feder beschäftigen, hier genüge es an der Schilderung eines einzelnen Gegenstandes. Vielleicht ist das Fragment dennoch nicht übel dazu geeignet, einigen Vorgeschmack, wenigstens eine ungefähre Ahnung des Ganzen zu geben.

Wir betreten das erste Gemach, es eröffnet die Reihe der griechischen Bilderwelt und vergegenwärtigt den Argonautenzug. In dem nächsten ist die Theogonie des Hesiodus zur Anschauung gebracht. Daraus erhellt sogleich, daß die Folge der Darstellungen hauptsächlich und nach wohldurchdachtem Plane nicht die Strenge der chronologischen Ordnung beabsichtigt, sondern vielmehr die Verdeutlichung des alterthümlichen Kunststyls in seinem

verschiedenartigen Fortgang; denn verhielte sich die Sache anders, so müßte wohl der Ursprung der göttlichen Geschlechter an der Spitze stehen.

Der Argonautenzug ist das älteste, vollständig durchgebildete Faktum der poetischen Geschichte; es konnte für den bezeichneten Zweck kein schicklicheres und ansprechenderes aufgefunden werden, die getroffene Wahl rechtfertigt sich unbedingt durch ihre innere Nothwendigkeit. Dem Eingange gegenüber beginnt der Anfang des Cyklus und läuft in der obersten Abtheilung des Raums rechts an den vier Wänden wie ein aufgehängtes Blumengewinde hin. Die Decke, eine Holzconstruktion, nach der Angabe des Herrn Oberbaurath von Klenze, entspricht der Mosaik des Fußbodens, die ebenfalls aus Holz besteht, in schlichter Einfachheit; beide unterhalten den Eindruck des Hochalterthümlichen aufs Vortheilhafteste und helfen so den malerischen Schmuck tragen, ohne sich auf dessen Kosten unbescheiden vorzudrängen. Die Malerei ist im Style der ältesten griechischen Vasen durchgeführt, einfarbig (als Monochrom) in einem wirksamen Roth. Die Uebereinstimmung mit einer der frühesten Kunstweisen versetzt den Beschauer je länger je mehr in die Jugendzeit des Griechenthums zurück; es mag seyn, daß diese Nachahmung für manches Auge zuerst etwas Befremdliches hat; geübtere Beobachter dürften aber in dem Ueberraschenden einen eigenthümlichen Reiz empfinden und ihn um keinen Preis missen wollen. Auch in den Formen der Gestalten waltet das angedeutete Vorbild hindurch, und wenn das Heldenhafte dem heutigen Geschmack vielleicht hier und da zu stark entgegentritt, so wolle man erwägen, daß die ausgebildete Schönheit der spätern griechischen Kunst hier nicht einmal völlig an ihrem Orte wäre, könnte ein Meister unserer Zeit auch darüber frei gebieten. Die Malerei ist nach den Zeichnungen des Herrn Bildhauers Schwanthaler ausgeführt, der den Umfang und die Kraft seines schönen Talents, noch ein junger Mann, bereits in mehreren Arbeiten der Skulptur rühmlich bewährt hat, und, nach seinem bisherigen Auftreten zu urtheilen, für die Zukunft Ungewöhnliches verheißt. Welchen Gewinn der

vertraute, fortgesetzte Umgang mit den plastischen Formen des Alterthums dem Zeichner gewährte, dessen Bemühungen auf Aehnliches abzielen, lehrt der Augenschein auf die erfreulichste Weise. Besonders ist es ihm gelungen, die unglückselige Modernität, das schwerste Kreuz der heutigen Kunst, energisch von sich abzuweisen. Ein Theil dieses seltenen Verdienstes dürfte übrigens der malerischen Ausführung zugerechnet werden, deren Urheber Referent für itzt nicht kennt, sonst würde er ihn nennen. Ein zweiter wesentlicher Vorzug ist die ungemeine Lebendigkeit der Darstellung; wo es der Gegenstand erforderte, erhebt sie sich bis zum vollsten Schwung und reißt die Betrachtung unwiderstehlich mit sich fort. Um nun den Werth der Komposition nicht in allgemeinen Ausdrücken hervorzuheben, die immer nur so lange und so viel gelten, als der Leser Vertrauen in das Urtheil des Sprechers setzt, sey es verstattet, den Weg der indirekten Deduktion einzuschlagen. Er liefert zwar keinen bündigen Beweis, führt doch aber auch nicht so leicht zu blauem Dunst, der sich an keinem Horizont sonderlich ausnimmt.

Der Argonautenzug bewährt seine Abkunft aus dem dunklen Alterthume hauptsächlich in dem kühnen Fluge, mit welchem dabei die Phantasie der Verknüpfung, dem Wechsel, dem Zwecke des Wunderbaren nachstrebt, indem sie dasselbe zugleich nach seiner äußern Grundlage wieder in die Rundung eines bestimmten Zusammenhangs einzuschließen sucht. So stellt sich gleich das Schiff, welches die Minyerschaar ihrer Bestimmung entgegenführt, mit seinem Maste aus dem prophetischen Eichenwalde Dodona's, als eine übernatürliche Erscheinung dar; es ist nicht sowohl der Wiederhall der Poesie als vielmehr ein lebendiger Theil ihres Wesens; es segelt unter ihrem Wimpel, es verweilt bald hier bald dort an ihrem wechselnden Küstenlande, es kehrt endlich unter ihren Sternen und Markzeichen auch wieder in die Heimath zurück. Die Abenteuer der Helden dienen dem Spiegel der Darstellung zur Folie oder zur Einfassung, sie wollen oder sollen für sich allein nicht gelten, der wesentliche Gegenstand bleibt überall die Poesie selbst, und zwar in der Ge-

stalt, wie sie verbündet mit der Stärke eines hochherzigen Geschlechts von Anfang bis zu Ende ihren Zauberkreis durchwandert. Die Leier des Orpheus wurde nach seinem Tode, wie eine schöne Sage meldet, durch die Strömung der Gewässer von den thracischen Ufern nach dem gesangreichen Lesbos getrieben; so schwimmt auch die Argo auf der Fluth, und die Kunst muß ihr daher auf diesem Wege folgen, wie die Gesellschaft der Tritonen und Nereiden den Gottheiten des Meeres, wenn sie über die Wellen dahin eilen. Eine flüchtige Musterung der zusammengereihten Darstellungen wird dem Leser zur Genüge beweisen, besser als ein unmotivirtes Urtheil, daß die Lösung der Aufgabe mit der eben angezeigten Bedingung in einer glücklichen Parallele durchgeht. In einem Kunstblatte würde ein solcher Walzer vielleicht nicht ganz am rechten Orte seyn, in einem Unterhaltungsblatte nimmt er füglich eine Stelle ein, und es wird hier bloß darauf ankommen, ihn vor dem Menuettenschritt zu bewahren.

Unter den Augen der zunächst betheiligten Götter, die auf einer altarähnlichen Erhöhung versammelt stehen, und so in der unmittelbarsten Nähe zwischen Himmel und Erde als Zeugen der außerordentlichen Unternehmung walten, während Pelias, der Beherrscher des thessalischen Joklos an den Rüstungen zur Abfahrt die Geschicke seiner Zukunft im Dunkel des drohenden Orakelspruchs abwägt, und Orpheus ihm zur Seite mit den Tönen der Leier Herz und Hände zum vollsten Takt vereinigter Anstrengungen beschwingt, wird die Argo gleichsam zusehends und unaufhaltsam in die See gezogen. Chiron, der weise Centaur, der Erzieher aufkeimender Helden, ein Meister des Gesangs und jeder nothwendigen Lebenswissenschaft, lockt durch die Nähe seines Aufenthalts und den Ruf seines Namens die Argonauten bei ihrer Vorbeifahrt unwiderstehlich heran; die gelandeten und vorgefundenen Musenkünste tauschen ihr Köstlichstes gegeneinander aus, und damit es ihnen weder an einem Stoffe für die Zukunft, noch an einem würdigen Pflegesohne fehle, horcht Achilles, der Knabe, welchen sein Vater Peleus im Geleite der aus-

gestiegenen Helden besucht, mit Entzücken auf den Wettstreit der beiden Sänger, schon jetzt bereit, wie es scheint, Homer, dem Herolde seiner künftigen Thaten, die Leier zu stimmen. Der Nebelschleier, welcher an dieser Stelle, so wie an andern, aus der Zukunft des trojanischen Krieges über die Häupter der Argonauten hinzieht, ist einer von den Goldfäden des Gedichts, der auch in der Composition überaus anmuthig durchscheint. Unterdessen lauert bereits der Ueberwinder der Götter und Menschen schalkhaft im Hinterhalte, er winkt und die Argonauten stürzen sich vom ersten bis zum letzten in die offenen Arme der Lemnierinnen, die gerade damals aus ärgerlicher Verzweiflung über die Marmorkälte ihrer Männer nahe daran waren, die Gluth unerhörter Sehnsucht, wie späterhin Sappho, in der Kühle des Wassers auf ewig zu löschen. Die Ankunft so zahlreicher und stattlicher Gäste erspart ihnen im gefährlichsten Augenblicke ein tragisches Ende; Hypsipyle, die Königstochter, geht mit ihrem Beispiele beherzt voran, sie übertrifft noch an Unternehmungsgeist Jason, den Führer der Genossenschaft, wenn man dem Vorwitze der nachspähenden Kunst glauben darf. Amor der Schütz erscheint zugleich als Landschaftsmaler und seiner zweckmäßigen Gruppirungen; jenes ist er für Jason und seine überglückliche Freundin in anmuthiger Einsamkeit, dieses für die sämmtliche Paare, die auf der Argo Hand in Hand sitzen. Orpheus hat sich weislich zurückgezogen, wohl wissend, daß sein Lied da überflüßig ist, wo die Liebe unter wogenden Umarmungen zum Chorus auffordert. Je länger aber die Argonauten auf Lemnos ihr weiteres Ziel aus den Augen verloren, desto schneller müssen wir ihnen auf dem Gebiete des gastfreien Cyzikus nachfolgen, den Herkules in einem übereilten Zusammenstoß der wilden Menge unvorsätzlich tödtet, worüber die zurückgelassene Gattin dergestalt in Verzweiflung geräth, daß sie ihrem Leben durch den Strick ein Ende macht. Der vorerwähnte Kampf, die sühnende Bestattung des Cyzikus, zu welcher die Argonauten von der Gottheit ausdrücklich aufgefordert worden sind, das am Baume hängende Opfer jenes besinnungslosen Schmerzes, füllen den Grund der Scene mit nächtlichem Graus, sind die Vorboten einer schwe-

tern Unthat, die zuletzt ebenfalls nur durch göttliche Dazwischenkunft beigelegt werden kann. So hören wir schon jetzt die Rächerinnen des Unrechts heranschleichen, aber auch wieder auf höheres Geheiß zurückrauschen. Um so freundlicher bringt Hylas in der Felsengrotte uns entgegen, wo schmachtende Najaden nach dem schönen Wasserschöpfer hinauf verlangen, um ihn, den Liebling des Herkules, in die trauliche Tiefe hinabzuziehen. Letzterer führt gewissermaaßen oben für bildlich aus, was unten vorgeht, nach einem Hirsch schießend, und frischt dadurch das Stillleben der Natur aufs Erfreulichste aus. Wie der Mann es persönlich mit dem Mann aufnimmt, wie die Macht der feindlichen Massen sich auflös't in eine Menge von Zweikämpfen, zeigt uns in einem einzelnen Bilde der König der trotzigen Berbyker, erschlagen von Castor. Auf der nächsten Stelle breitet sich Bithynien aus, hervorragend, so zu sagen verkleidet, in einem wohlgeordneten, burghaften Bauwerke. Dann kündigen zwei Männergestalten, im schwunghaften Andrange, die eine mit Flügeln phantastisch ausgestattet, wie ein in der Luft zum Ziele schnellender Gedanke, den Schauplatz der abenteuerlichen Durchfahrt an; man sieht die cyanrischen Felsen, die sich der Sage nach gleich einer Scheere bald öffneten bald schlossen, während die Argo den glücklichen Augenblick der Oeffnung ergreift, mit den Schwingen des Pfeils durchdringt Orpheus, das bewegliche Gestein bändigt und ein Reiher als glückverheißender Führer voranfliegt. Ob Referent den Sinn der höchst lebendigen Darstellung richtig aufgefaßt hat, überläßt er fremdem Urtheil. Jetzt sind die Argonauten in Kolchis angelangt, von wo Jason im Auftrage seiner Sendung das goldene Widderfell holen soll, bewacht von einem furchtbaren Drachen im schauervollen Hain, dem er nicht eher nahen kann als bis er, so will es Aeetes, der König des Landes, für dießmal auch Jasons Gesetzgeber, mit flammenschnaubenden Stieren eine Strecke des Bodens gepflügt, und die geharnischte Saat von Männern besiegt hat, die plötzlich aus der Erde hervorsprießen werden, sobald er die ihm eingehändigten Drachenzähne des Kadmus, ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, hervorgebracht durch Phrixus, in die aufgeworfenen Furchen ge-

streut hat. Bezaubert von Jasons Kraft und Schönheit, rüstet ihn Medea, die Tochter des Aeetes, bei einer heimlichen Zusammenkunft, unter dem Schwure gegenseitiger Liebe mit Zauberkräften aus. Dieß beiläufig zur Erläuterung des Folgenden. Vollkommen Herr über die Gewalt der Stiere, die sich unter seinen Arm gehorsam beugen, wirft Jason den von Medea empfangenen Zauberstein unter die Sprößlinge der Erde, die dadurch hingerissen in den Wirbel der Verblendung, die Waffen gegen sich selbst kehren, indem Andere ihres Geschlechts sich eben erst den Erdschollen entwinden, und Aetes, bereits über das erste Erstaunen hinaus, auf seinem Sitze über den schlimmsten Besorgnissen brütet, wie einer, den plötzlich ein Schlag des Verhängnisses getroffen hat. In der Nähe steht dessen Tochter Medea, auf Jason, sein und ihr Werk mit lebhafter Theilnahme hinblickend. Die letzte und schwerste Probe ist noch zurück, die Wegführung des kostbaren Pfandes, wovon das Glück des Ausgangs abhängt. Zinnen und Mauern der Königsburg bezeichnen die Stätte der Hauptunternehmung. Pandora und Hekate hausen im Vorgrunde des Aufenthalts, wo der Drache, dessen Betäubung die beigefügte Figur des Schlafes anmeldet, mit unverkennbarer Beziehung auf die Hülfe des darzureichenden Zaubertranks aus Medea's Hand, seine Mißgestalt in weitläufigen Krümmungen auswickelt, und mit ihrem Ende den Baum, welcher das goldene Vließ trägt, bis zur Spitze umschlingt. Die Furien, Gesellinnen der geheimnißvollen Hekate, aufgescheucht von der Ankunft der einzelnen kühnen Fremdlinge, halten am Haupte des züngelnden Scheusals Wache, auch darum nicht ohne Ursache auf der Lauer, weil sie im Voraus den Dampf des unschuldigen Blutes zu wiehern scheinen, welches Medea, die entflohene Tochter, die unnatürliche Schwester, im Sturme der streitendsten Empfindungen vergießen wird, um sich, Jason und den Erfolg ihrer leidenschaftlichen Schritte zu retten. Orpheus verstärkt durch die Besänftigung der Musen die Gewalt des Zaubertrankes, im Lager der beschworenen Schrecknisse erfreulich wie ein reiner Bote der Götter. Jason mit dem Widderfell auf der Schulter, strebt, eine Stelle weiterhin, aus allen Kräften vor-

wärts; er kann die Gewißheit des unschätzbaren Besitzes noch nicht ganz fassen, er scheint sich über den errafften Gewinn einigermaaßen selbst verloren zu haben. Kastor und Pollux, die Tyndaniden, welche zufolge der Sage Jason bei der Wegnahme des Vließes zur Seite standen, behaupten auch nach vollbrachtem Geschäft ihren Platz neben ihm und stellen durch die Milde und Hoheit ihrer brüderlichen Erscheinung Maaß und Haltung in den Strömungen des Augenblicks her. Mopsus, der Kalchas der Argonauten, veranschaulicht uns jetzt, wo Eile Noth thut, gleichsam das Auge der Gesammtheit; er deutet kräftig mit der Hand nach der Gegend, wo das Ziel der Fahrt liegt. Unversehens reißt die Kette des Glücks, zerstückt liegt sie vor dem Blick in dem Leichnam des Absyrtus, des als Geisel mitgenommenen Königsohnes, auf einer Erhöhung des Strandes, um welche sich fortan die Ereignisse der Rückkehr, wie um eine frisch eingesetzte Angel drehen. Mopsus hat die Abfahrt nicht umsonst beschleunigt, er sah im Geiste den nachdrängenden Aeetes schon in der Nähe. Medea hat Absyrtus geopfert, um den Vater im Nachsetzen aufzuhalten; nun sind die Furien ihres früheren Postens ledig, im vollen Anzuge, wenn gleich unsichtbar in der Darstellung, dennoch gegenwärtig für das Bewußtseyn der Schuld, schütteln sie im Rücken der Argonauten die Schlangenhaare. Mitten aus dieser verborgenen Schlangenwelt des Gedankens steigt der Palast der Cirke, einer Tochter der Sonne, der Schwester des Aeetes, strahlend hervor; bei ihr, einer zweiten Hekate, suchen die Argonauten die Büßung des Mordes nach; aber zürnend, so lautet die Erzählung, verweis't sie dieselben für solchen Zweck auf ein entferntes Heiligthum. Aus der Tiefe scheint Hekate den Fortschiffenden mit bedeutenden Gebehrden nachzuschauen. Der mühselig verflochtene Knäuel der weitern Irrfahrt, unfähig einer künstlerisch klaren Darstellung, entwirrt sich dafür aufs Anmuthigste an der Spindel eines Symbols, das sich zum Theil wieder versteckt in dem Reize des Natürlichen. Peleus reicht seiner Gattin Thetis im Schooße des Meeres, dem Elemente ihrer göttlichen Verwandtschaft — nicht zu verwechseln mit Thethys, der Gattin des Oceanus — mit größter Herzlichkeit die

Hand von der Argo herab; die stark geschwellten Segel trennen die Freude des flüchtigen Wiedersehens und führen die Minyer wie mit der Schwelle und auf den Zacken des Blitzes, unzähligen verdeckten Ländern vorüber, welche sich die Phantasie dazwischen denken muß, an den Schlund der Charybdis und Scylla, wo die geflügelten Sirenen mit süßen Flötentönen ihre Verführungskünste erproben, schwache Gesangsheldinnen gegen den sieghaften Orpheus. Den unermeßlichen Zwischenraum der Fahrt knüpft sehr zweckmäßig erst wieder die Insel der seligen Phäaker an, der nachherigen Wirthe des großen Dulders Ulysses. Im lieblichsten Dämmerlicht verschmelzen sich solchergestalt zwei Zeitalter der Heroen auf dem gastlichen Eilande, dem Sitze eines poetischen Friedens. Zur Vollendung desselben schwebt Aeetes aus grauer Ferne mit seinem Schiffe verfolgend heran, aber Jason und Medea sind von dem gütigen Fürstenpaare bereits ehelich zusammen gegeben, und zeigen daher das Glück ihrer rechtmäßigen Liebe offen dem Auge der Sonne, so daß der Vater für seine Rache nichts weiter zu thun übrig findet, und wie die Sache sich mittlerweile gewendet hat, dem Geschicke wider Willen nachgeben muß. Endlich reinigen sich die Minyer vor dem Bilde der Gottheit durch Opfer und Flehen von ihrer Schuld, unter dem Vortritte des Orpheus. Die Andeutung heiliger Abwaschung, welche unmittelbar darauf folgt, beschließt die Vorstellung der vollkommenen Abbüßung, und das Ende des Cyklus windet sich mit dem eingeschlungenen Vließe auf Iolkos wieder in seinen Anfang zurück, zum Erstaunen des Pelias, der sich freilich auf seinem früheren Platze wird umwenden müssen, will er dem heimgekehrten Argonauten ins Antlitz sehen.

Die Farben.

Von

Dr. Schafberger.

Weiß ist der Spiegel des Quells und schwarz des Ozeans Abgrund.
Weiß ist der Tag und das Licht, doch schwarz sind sternlose Nächte.
Blau glänzt heitere Luft, grau dehnen sich Wolken und Nebel.
Gelb strahlt Helios Licht und roth flammt irdischer Gluthauch.
Grün prangt Gäas Gewand, braun lacht dir fruchtbares Erdreich.
Farbenklassen sind acht, zahllose Töne in jeder,
Hell und Dunkel gemischt in Natur und im herrlichen Kunstwerk.

Weiß.

Der helle Blüthenmond streut weiße Sterne
Auf Blumen und Gewächse hin, er säet
Der Früchte zarte Hoffnung; so erstehet
Aus Licht und Wasser Jugendleben gerne.

Und auch der Winter zeigt uns nah und ferne
Der Silberflocken Tanz, der leicht sich drehet;

Er zeigt krystallne Fluth zu Eis gewehet,
Die helle Decke ist von dunklem Kerne.

Der Lilien Pracht, der Blumenkränze Fülle
Reicht Lenz der weißgeschmückten Braut, ergeben
Dem Bräutigam zum süßen Hochzeitfeste.

Doch Winter ist der Kraft, des Muthes Hülle,
Und Eislauf, Schellenfahrt und buntes Leben
Zur Fastnacht ladet jenen uns als Gäste.

Schwarz.

Geh' schwarzer Bauersmann im muntern Trabe
Der Arbeit fort! aus Sklaven werden Freie.
Der Tod allein, daß Alles ihm gedeihe,
Führt Tugend so wie Laster schwarz zu Grabe.

Wohl dem, der jubelnd sagend kann: Ich habe
Vom Ziel des Schwarzen nie gefehlt! ich leihe
Ihm gern den Obolus, daß er nicht scheue
Den Charon oder Hermes mit dem Stabe.

Schwarz ist und feucht die Tiefe, doch es bringet
Aus ihr der Bergmann wunderreiche Schätze,
Die Herrscher zieren, uns in Wonne wiegen.

Doch alter Unhold! wo dein Werk gelinget
Der Finsterniß, daß uns beherrscht ein Götze,
Da ist der Fluch geboren, Gott wird fingen!

Blau.

Der Genius ersann sich zarte Freude
Und malte, rein vom Luftazur umflossen
Das Sonnenbild im Kleinen hingegossen
Auf dich Vergißmeinnicht! Im Blumenkleide

Wähnt' er zum Glück der Liebe und zum Leide
Des Unbestands sammt seinen Lustgenossen
Zu deuten, was aus höhrer Macht entsprossen,
Daß sich am Himmelslicht die Erde weide.

Sieh' da erwiederte Natur sein Sinnen,
Schuf Knaben, Mädchen, hold mit blauen Augen,
Voll Muth und Scherz, voll Innigkeit und Scheue.

Die Freude wollte sie ihm abgewinnen;
Doch am Vergißmeinnicht sich Wonne saugen
Hieß jene er, sie schwuren ewig Treue.

Grau.

Grau ist der Horizont im Wolkenzuge,
Der uns die Himmelsleuchten birgt, umnachtet,
Und Nebelschleier, nah wie fern betrachtet,
Umgiebt das Auge, welches späht, mit Truge.

Der Wassermann entströmt die Fluth dem Kruge
Vom Wolkenmeer herab: Wie irrig dachtet
Nun ihr, die Blau und Grau für eins geachtet,
Die heitre und die dunkle Luft, Unkluge!

Kömmt manchmal Leid und Ungemach vom Grauen,
Erfrischt es auch und mildert Licht und Hitze,
Ist tiefer Weisheit Alters her verwandt.

Und in des Lebens graue Stürme schauen
Kann ruhevoll, wer Tugend paart mit Witze,
Wem holder Musen Gabe ist bekannt.

Gelb.

Gelb ist des Himmels erstes Lebensfeuer,
Es blinkt aus den Gestirnen wie sie kreisen,
Urschön zu schau'n! Gelb höre ich dich preisen
Von Gold umstrahlt, das deinen Blicken theuer.

Allein der Dämon wacht, dieß Ungeheuer,
Das grimmig, Schreckensherrschaft dir zu weisen,
Neid, Krankheit, Tod zum Trotz des Weltalls Gleisen
Im Gelben schuf, an Gott ein Ungetreuer.

Der gelben Veilchen, Rosen, Nelken Düfte,
Der Primel und des Goldlacks Pracht entzücken:
Doch gleißt auch giftig manche gelbe Pflanze.

Opal und Topas bieten Erdenklüfte,
Nebst Schwefel, der zum Heilen und Ersticken:
So wogt der Wahrheit Seyn im Farbenglanze.

Roth.

Sahst du die Glut der Erde je entbrennen,
Und fühltest sanft von Wärme dich durchdrungen
Hieltst die Geliebte innig heiß umschlungen,
Wirst du der rothen Farbe Sinn erkennen.

Sie schafft uns was wir Lust des Lebens nennen,
Durch sie wird dem Genuß der Kranz errungen;
Und scheint sie manchmal wild und unbezwungen,
Dringt ihre Schönheit doch in Herz und Sennen.

Des Mädchens Rosenwangen, Purpurlippen.
Ihr süßer Ton, am vollen Marmorbusen
Ein Scharlachtuch, verrätherisch gewährend:

Da will ich nicht bloß schmachten, zärtlich nippen,
Will keck und stolz seyn, will der Gunst der Musen
Mich freu'n, zu dir Burgunderflasche schwörend!

Grün.

Wenn ich im Schatten dichtbelaubter Bäume,
Dem Lied der Sänger, die sich bis zur Höhe
Auf Aesten wiegen lausche, wenn ich sehe,
Wie fernhin glänzend durch die blauen Räume

Der Berge Spitzen ragen, o! ihr Träume
Der Jugend dann wie schön! Wie fröhlich gehe
Ich hin zu dir Agathe! und gestehe,
Daß Wonne mir im Seelenbecher schäume:

Und zieh' dich fort ins Freie, mitzufühlen,
Was mich entzückt. Du folgst mit leichtem Tanze
Auf grüne Flur, und schäckernd ziehst du nieder

In Blumen mich, die Glut mir abzukühlen:
Und Floras Pracht gewunden dir zum Kranze,
Ertönen anmuthsvoll nun unsre Lieder

Braun.

Das dunkle, braune Land nährt Menschenwichte,
Die sich gesellig streiten und vereinen.
Was ist das Braune nun? Ich sollte meinen
Ein Erdensklave, mürrisch von Gesichte,

Doch reich an Fruchtbarkeit bei warmen Lichte,
Der beste Kloß, der werden kann aus Steinen
Und aus des Wassers Schlamm, was zu beweinen
In Wahrheit ist und in der Weltgeschichte.

Schlingst du blutdürstig nicht der Menschheit Glieder
In dich, o harte Erde! Und wir lachen,
Und freuen uns dir auf dem Kopf zu tanzen!

Allein was du genommen giebst du wieder,
Und Kunst kann immer Neues aus dir machen,
Auch Obst gewährst du, Wein und Erndtepflanzen.

Schluß.

Es giebt vier hydrogene Farbenklassen, nämlich weiß und schwarz, blau und grau, weil Wasser und Luft Hydrogene sind. Diesen stehen vier oxygene Farbenklassen entgegen, nämlich gelb und roth, grün und braun; denn Feuer und Erde sind Oxyde. Jedes Element hat in dem Gegensatze von zwei Farbenklassen die Polarität von Licht und Schatten. Der hellste bis zum dunkelsten Ton einer Farbengattung, z. B. milchblau, himmelblau, kornblau, dunkelblau, violett u. s. w. wird hier Farbenklasse genannt.

Nichtpolitische Abhandlung
über
politische Gegenstände.

Eine humoristische Vorlesung.

Von

L. Feldmann.

Wie doch die Welt lügt! Sagt man immer, die Frauen können nicht schweigen. Jetzt bitte ich Sie, meine Herren, sehen Sie, welche Ruhe. Ich meinerseits bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich je so einen gottlosen Gedanken gehabt haben sollte; die andern Herrn mögen es im Stillen thun. Zugleich finde ich mich verpflichtet, Ihnen dadurch eine kleine Revange zu geben, daß ich Sie — meine verehrten Zuhörerinnen nenne, — da doch die Welt auch sagt, die Frauen wollen nicht hören! — Sind Sie mit dieser Satisfaktion zufrieden? — Ja, ich sehe es Ihnen an. — Sie sind gar zu gütig.

Nun zur Sache. — Gemäß des Titels meiner Vorlesung (nichtpolitische Abhandlung über politische Gegenstände) werden Sie glauben, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, ich spreche

von der Revolution in Frankreich oder von den Unruhen in den Niederlanden. O! Sie irren; es gibt noch weit politischere Gegenstände, — ich spreche von der Frauenwelt! — gestehen Sie nur, meine verehrten Hörerinnen, das kleinste Dämchen hat mehr Politik in sich, als der größte Diplomat. Das gereicht Ihnen jedoch zur großen Ehre; Sie müssen deßhalb nicht ungehalten seyn, denn der Politik geht Verstand voraus, und wer jetzt nicht politisch ist, ist nicht vernünftig. Deßhalb verehren, achten, lieben und schätzen wir auch die Damen; doch liegt in diesen vier Huldigungen wieder ein großer Unterschied. Verehren, achten, lieben, schätzen, das ist schnell gesagt. Doch was versteht der größte Theil der Welt darunter? —

Erstens — die Verehrung, worauf das schöne Geschlecht schon von der Natur aus die größten Ansprüche hat, wird zwar von den Männern sehr beachtet, aber meistens falsch angewendet. Denn Komplimente, und was sonst zu diesem Zucker und Honiggelichter gehört, kann man nicht zur Verehrung zählen, es sind angenehme Lügen, die wir für baare Münze an den Mann oder vielmehr an das Weib bringen möchten. Aber Weiberlein haben Luchsaugen, und es ist Ihnen die Physiognomik angeboren, wie den Bienen die Botanik; sie lassen sich nicht täuschen, und wissen Verehrung vom Komplimenten so gut zu unterscheiden, wie ächten Kaffee von Runkelrüben.

Zweitens. Achtung. Es ist zwar nicht der Fall, daß man uns Männern erst wie beim Militär Achtung kommandiren muß, wir fühlen wohl selbst, daß wir selbe den Damen schuldig sind; doch gibt es wieder viele unter uns, welche die Frauen nur dadurch achten, weil es im gewöhnlichen Leben heißt, wen man fürchtet, den achtet man.

Das ist nun freilich wieder ein großes Unrecht; ist denn ein Frauenzimmer ein Klaubauf, vor dem man sich fürchten muß? Wagt es nur, ihr blöden Ritter, euch dem holden Geschlechte zu nähern, und ihr werdet einsehen lernen, daß man

auch achten kann, ohne erst fürchten zu müssen. Freilich, wem die Furcht angeboren, dem predige ich vergebens,

Ein Holzapfel wird auch im Paradiesgärtlein nie eine Ananas.

Drittens — lieben — jetzt erlauben Sie mir, verehrte Hörer und Hörerinnen, vorerst einen rechten Seufzer — denn wenn ich von Liebe rede, da wird mir immer so schwer ums Herz, wie einem Bäcker, wenn die Brodbeschau kömmt. Liebe, ach! Mir hat einst ein guter Freund versichert, Liebe wäre so ein angenehmes Gefühl, daß er in dreizehn Liebesverhältnissen stände. Erschrocken fuhr ich zusammen, und bat meinen Freund fußfällig, er möchte doch eins von seinen Verhältnissen aufgeben, denn dreizehn sey eine so verhängnißvolle Zahl, daß gewiß eines seiner Mädchen sterben müßte. — Wenn es ja möglich ist, daß es, außer jenem Freunde, noch Herren gäbe, die solchen flatterhaften Sinnes sind, so bitte ich inständig, meine theuern Herren, verlieben Sie sich höchstens ein dutzendmal, damit doch wenigstens alle Geliebten am Leben bleiben.

Den Frauen ist die Liebe das Leben selbst; doch eine Zuthat nur zum Leben, die es würzt, ist sie den Männern.

Wohl dem der geliebt hat! wer es überstanden, ist nicht zu bedauern. Es gibt wahrhaftig Menschen, die durch Erfahrungen über vieles sich aufgehört haben zu verwundern, aber daß sich zwei Liebende ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaunen Sie noch immer. Glauben Sie mir, meine Verehrten, ein Irrthum des Herzens macht oft weit glücklicher, als die größte Wahrheit des Verstandes. O dürfte ich jetzt kommandiren — die Hand aufs Herz! — Mancher und Manche würde mir beifällig zunicken — ich hätte recht! — Jedes Herz hat seine Ebbe und Fluth, nur hütet euch, ihr kalten Liebverächter, daß nicht ein Mädchenblick zur rechten Zeit euch trifft, da hilft

kein Männervorsatz, da ists gerade, als wenn ein Feuerfunke unter Schießpulver fällt, die festesten Grundsätze werden in die Luft gesprengt, nur das Brandmal bleibt zurück. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist, daß alles in der Natur sie erkennt, sie erwartet, ihr vertraulich angehört, daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, lieblicher werden.

Zwar jene romantische Zeit ist vorüber, wo man sich mit seiner Geliebten in einer einsamen Gegend zu armen Hirten wünscht, wo Quellen murmeln, kühle Lüfte säuseln, Vögel zwitschern, Blitze durch das schwarze Gewölke schlängeln, wo Wasser und Brod durch gegenseitige Liebe zum Konfekt wird.

Man liebt jetzt eben so innig, aber bequemer, die Liebenden ziehen ein gut eingerichtetes Haus dem Tempel der Natur vor, und einen Schlegel in der Rahmsauce jenem hausgebackenen Konfekt. Denn auch in die Nachtigallentöne schmelzender Liebe mischt sich das Knurren des unbefriedigten Magens, und wenn man auch noch weit inniger lieben würde, wie ein August Lafontainischer Liebhaber oder wie das Käthchen von Heilbronn. Der Magen ist einmal ein gewaltiger Herr, und gibt erst, wenn er befriedigt ist, der Leidenschaft neue Stärke.

Drum liebt vernünftig! sollte man allen Menschen zurufen, dann braucht ihr bei euern Hochzeiten das Klirren der Ehefesseln nicht durch kunstreiche Töne zu übertäuben, und steht nicht nach den Flitterwochen da, wie Trinker, die mitten unter Thorheiten nüchtern werden. Doch in jedem Falle liebt! denn ich versichere noch einmal, wer nie liebte, dessen Leben ist die geschlossene Knospe, die trocknete, ehe ihre Blume vollendet war, und abfiel. Dessen Loos ist das der Arbeitsbiene, ein Tagwerk ohne Lohn, eine Nacht ohne Sterne.

O! daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Nun kommen wir zum vierten Punkt — Schätzen! — Man sollte glauben, achten und schätzen wäre hier gleich bedeutend — aber

Die Sünd' ist menschlich, und es ist zu lesen,
Daß siebenmal am Tag der Fromme fällt,
Und daß der Reuige vom höchsten Wesen
Auch siebenmal Verzeihung neu erhält.

Die Männer verstehen unter schätzen ganz was anders, als unter achten, und sagen z. B. wenn sie von irgend einer Schönen sprechen, es ist ein Mädchen, dem zur Göttin nichts fehlt, als hundert tausend Gulden. Sie können nun, meine verehrten Hörerinnen! selbst berechnen, wie weit die männliche Götterlehre geht. Mit fünfzig tausend Gulden ist man nur eine Halbgöttin, mit fünf und zwanzig tausend eine Viertelsgöttin, mit zwölftausend fünfhundert eine Achtelsgöttin, und so geht es fort, bis man endlich eine tauselndste Göttin, und zuletzt gar keine Göttin mehr ist. Das ist das „schätzen" der meisten Männer. O arge Welt! werden Sie sagen, wo man versilbert seyn muß, um oft nur einen hölzernen Mann zu bekommen.

Doch glauben Sie nicht, meine Verehrtesten! daß wir alle so sind, schon Schiller sagt: Es ist einmal so in der Welt, daß die Guten durch die Bösen schattirt werden, und die Tugend im Contraste mit dem Laster das lebendigste Kolorit erhält. Halten Sie uns deßhalb, die wir hier versammelt sind, gütigst für schattirte Geschöpfe, und wir wollen Sie nicht nur für versilbert, sondern durch ihre Güte für vergoldet halten.

Nun, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, habe ich diese Punkte durch, und gehe oder (weil es nobler ist) fahre zu einem andern Thema über.

Als ich noch in die Schule ging, hat mir mein Lehrer versichert, es gibt drei Reiche der Natur, nämlich das Pflan-

zenreich, Mineralreich und das Thierreich. Oft führte er mich hinaus zur freien Natur, und machte mich auf die verschiedenartigen Gegenstände der drei Reiche aufmerksam. Ein Stück Holz, ein Klumpen Eisen, ein Insekt war gewöhnlich der Stoff zur Unterhaltung, oft wünschte ich alle Reiche zum Teufel, so lästig wurde mir in meinen Kinderjahren dieses Studium. Doch als ich größer wurde, sah ich den Werth dieser Lehre ein, und raffte meine fünf Sinne ein Bischen zusammen, und brachte es so weit, daß ich gar nicht mehr nöthig hatte, die drei Reiche in der lieben Natur zu suchen, indem ich selbe zu meinem größten Erstaunen in dem Geschlechte der Frauen fand.

Erstens — das Pflanzenreich. Wenn ich annehme, daß ein Mädchen an und für sich schon der Maiblume gleichen, geräuschlos, wie sie, sanft und lieblich seyn soll, so läßt sich erwiedern, ein Mädchen soll wieder nicht der Maiblume gleichen, denn seine Vorzüge müssen auch noch im Herbste des Lebens fortdauern. Also muß ich, um mein Pflanzenreich in der Frauenwelt zu finden, andere Beweise liefern, jedoch wie leicht wird mir dieses, wenn ich nur mein Auge frei erhebe. Wollen Sie sich mit überzeugen, meine Herren? Sehen Sie die Rosen auf den Wangen, die Veilchen in den Augen, die Lilien auf dem Nacken, ja ringsum blühen Tausendschönchen. O himmlische Flora! wie herrlich ist dein Reich, schade, daß sich Schmetterlinge darin einschleichen. Sollte ich durch diesen meinen Beweis vielen Herren die Lust zur Botanik eingeflößt haben, so soll es mich freuen, nur wünschte ich nicht, daß ich unter andern auch einen Bock zum Gärtner machte.

Zweitens — Mineralreich. Wenn ich hier annehme, daß ein Mädchen an und für sich einem Goldstücke gleichen, das durch seinen innern Gehalt in der ganzen Welt werthvoll erscheinen soll, so läßt sich erwiedern, ein Mädchen soll wieder keinem Goldstück gleichen, indem es dem Wechsel zu sehr unterworfen ist, und dadurch immer mehr am Cours verliert. Also muß ich auch hier, um das Mineralreich in der Frauenwelt zu

finden, andere Beweise liefern. Auch das ist leicht, haben wir nicht die Alabasterarme, das goldene Haar, die Silberstimme und endlich die eiserne Beharrlichkeit?! Bösgesinnte wollen Letztes freilich bei Frauen Eigensinn nennen — aber Gott bewahre mich und andere für solch einen Gedanken. Hier ist mein Handschuh, wer es wagt, der nehme ihn weg. Es kömmt keiner? Es sind lauter Gutgesinnte.

Ja! in Bayern haben wir nichts zu fürchten. Nun zum dritten und letzten Punkte; zum Thierreich.

Abgesehen davon, daß der Mensch ohnedieß zum Thierreiche gehört, könnte es doch so einen artigen jungen Mann geben, der aus purer Complaisance nur die Herren dazu zählt, und die Damen davon ausschließt, was freilich ein seltenes Compliment wäre, und vielleicht von manchem Philosophen bestritten würde. Doch bei jetziger Zeit muß man auf Alles gefaßt seyn. — Also angenommen, es wäre so, so gäbe es doch immer Gelegenheit, das Thierreich in der Frauenwelt zu bewundern. Wer erkennt nicht in einem liebenden Mädchen ein girrendes Täubchen? wen entzückte nicht schon ein Schwanenhals? wer wurde nicht schon hingerissen von Nachtigallentönen? nnd wer hat sich je feindlich gegen ein niedliches Kammer k ä tz ch e n gezeigt?

Doch nun bin ich in einer schönen Falle, wenn jetzt ein Uebelgesinnter auftreten und sagen würde: Sie haben behauptet, die Frauen fassen alle Reiche in sich, aber kein Reich angegeben, das eine Frau in sich faßt, also sind Ihrer Meinung nach die Frauen sogar unter dem Thierreiche? — Wahrhaftig, ich wäre im Stande, und würde sie in der Eile aus lauter Angst und Verlegenheit mit Gottes Erlaubniß schnell zum Himmelreich zählen. — Und warum nicht? Sie sind ja unsere Engel, sie flechten ja die himmlischen Rosen ins irdische Leben, sie sind es, die durch Anmuth und Milde die unauslöschlichsten Bilder in unsere Seele einprägen, die unsere Herzen warm erhalten. Sie sind unsere hohe Schule, haben wir bei Ihnen das Exa-

men bestanden, dann kommen wir gewiß überall in der Welt durch. Des Gemüths vorherrschende Meinungen werden durch sie entwickelt, ja sogar unserm Charakter wird durch ihre Gewalt ein dauernder Stempel aufgedrückt. Alle Herrlichkeit und Pracht verbreiten sie, kömmt von ihnen; sie machen aus den gewöhnlichsten Werktagsfiguren die schönsten Sonntagspuppen, sie erheben uns über das Alltägliche, kurz, sie sind Engel, gut, still, sanft, bescheiden und liebreich, — das heißt, wenn sie allein sind, kommt aber noch eine dazu, dann ist der Teufel los. — Doch der gehört nicht zum Himmelreich.

Zudem wage ich es auch nicht, meinen eben aufgestellten Satz für logisch zu behaupten, indem ich doch eben jetzt sehr viele Damen in der ehrenwerthesten Harmonie zusammen leben sehe. — Auch gibt es einen Dichter, welcher darauf besteht, daß eher zwei Frauen zusammen harmoniren können, als ein Mann und eine Frau. Die Ursache, welche jener Dichter angibt, ist sehr melodisch — wahrscheinlich war er ein gekränkter Compositeur — denn er sagt:

Die meisten Männer
Sind schlechte Kenner
Von Melodie.
Schade für Frauen,
Die sich ihnen vertrauen
Zur Harmonie.

Doch auch dieses läßt sich widersprechen, ich glaube es harmonirt eher ein Mann mit einem Weibe, als eine Frau mit einem Mädchen.

Denn das beste Weib verzeiht der besten Freundin Alles, nur nicht den Vorrang jugendlicher Reize, — das liegt auch in der Natur der Sache. Mädchen sind Sonnen, Weiber sind Sterne, der Mann ist der Mond. Nachtlichter werden durch den Tag verdunkelt. Sonnen leiden kein anderes Licht neben

sich. Es scheint, daß dieses schon den Kindern in ihrer frühesten Jugend eingeprägt wird, denn in dem „Mädchenspiegel, ein Lesebuch für jüngere Mädchen," zu finden im königl. Central=Schulbücher=Verlage zu München, ungebunden um 10 Kreutzer, gebunden um 15 kr., heißt es in einem kleinen verblümten Gedichte unter dem Titel: „die Sternlein", wie folgt:

„Und die Sonne (also ein Mädchen), sie machte den weiten Ritt
um die Welt,
Und die Sternlein sprachen (die Weiber), wir reisen mit
um die Welt!
Und die Sonne (das Mädchen), sie schalt sie:
Ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus,
Bei dem feurigen Ritt' um die Welt.
Und die Sternlein (die Weibchen) gingen zum lieben Mond (zum Manne)
in der Nacht,
Und sie sprachen: Du, der auf den Wolken thront
in der Nacht,
Laß uns wandeln mit Dir, denn Dein milder Schein,
Er verbrennt uns nimmer die Aeugelein!
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht. —"

Also Lehre:

Mann und Weib harmoniren,
Frau und Mädchen intriguiren.

Doch hier will ich schließen, der Punkt ist zu kitzlich, sonst möchten die Damen mit mir nicht mehr harmoniren, die Strafe wäre zu hart.

Der Wunsch.

(Aus dem Neugriechischen.)

Dort unten in der Straße,
Da wohnt ein Greis mit seinem Weib,
Er hat ein junges Mädchen
Gar schön von Antlitz, schlank von Leib;
Doch hat er auch, der Alte,
Ach! einen großen, bösen Hund:
Ich wollt', die mürr'schen Alten,
Sie stürben beide gleich zur Stund',
Man gäbe einen Giftrank
Dem großen Hund, dem bösen Thier,
Daß ich das schöne Mädchen
Zum Liebchen könnte nehmen mir!

J. M. Firmenich.

Epigrammatisches Mädchen=Alphabet.

Von

L. Feldmann.

A.

Wenn ich Amalie seh', da klopft mir stets das Herz,
Klopft es auch nicht im Ernst, so klopft es doch im Scherz.

B.

Babette lieb' ich sehr, sie ist ein holdes Kind!
Doch Kinder lieb ich nicht, weil ich sie läppisch find.

C.

Es bleibt die Carolin' von mir stets hochgeehrt,
Denn allerwenigstens ist sie eilf Gulden werth.

D.

So oft ich Dinchen seh' erröth ich immerdar;
Ihr Vater ist Frisseur, und käm' mir leicht ins Haar.

E.

Wie ich Elise lieb', das ist nicht zu beschreiben,
Es muß daher die Lieb' in meiner Feder bleiben.

F.

Der Flora bleib' ich stets mit treuem Herz ergeben,
Man braucht im Sommer nur mit dieser Holden leben.

G.

Mein Gretchen ist so schön, ich muß es immer küssen,
Doch zieh' ich mich zurück, es muß der Mensch nicht müssen.

H.

Was ich für Hedwig fühl, das läßt sich nicht ergründen,
Such' ich so tief ich will, kann ichs im Herz nicht finden.

J.

Jeanetten bleib ich treu, so lang ein Aug' mir offen!
Das schwur ich, als ich jüngst im Traume sie getroffen.

K.

Hold Käthchen liebet mich, ich liebt es gerne auch,
Doch ist es noch zu weit von dem Holunderstrauch.

L.

Nur ihr bleib' ich stets treu, der einzigen Lisette,
Pariren wir, mein Freund, und ich verlier' die Wette.

M.

Mariens holder Reiz entzückt die halbe Welt,
Ich leb' in jener Hälft', wo minder sie gefällt.

N.

Dich Ninchen lieb' ich stets, so wahr ich vor dir stehe!
So schwur der Holden ich, und saß in ihrer Nähe.

O.

Ach, überleb' ichs wohl, Ophelia zu verlieren!
Viel kann der Mensch ertragen, will er es nur probiren.

P.

Wenn ich mich je verspreche, ists mit Paulinen nur,
Jüngst hab' ich mich versprochen, als ich ihr Treue schwur.

Q.

Das Mädchen das so heißt, wie dieser Buchstab' spricht,
Ist nur für Metzger gut, die lieben nach Gewicht.

R.

Rosaura ist so schön, nichts Schöners gäbs im Leben,
Würd es nicht außer ihr, auch andere noch geben.

S.

Besäß Sabinen ich, wahrhaft das Glück wär' groß,
Und wenn ich sie verlör — beneidenswerthes Loos!

T.

Mein Trudchen lieb' ich sehr, doch immer nur recht ferne,
Denn Truden hat kein Mensch in seiner Nähe gerne.

U.

Urania nur allein kann ihren Mann beglücken,
Die Holde, sie ist stumm und schweiget zum Entzücken.

V.

Victorchen ist so schön, daß alle Welt sie preis't,
Der Preis ist mir zu hoch, wofür man schön sie heißt.

W.

Walburgen fehlt nicht viel, sie hat nur wenig Mängel,
Wär' sie ein reicher Schatz, so glich sie einem Engel.

X.

Xantippe räth mein Freund, als Weib mir zu erkießen,
Xantippe werd' ich wohl einst jede nennen müssen.

Z.

Zemira ist die Letzt', o würd' ich sie nicht kennen!
Das Ende wär dann gut und Alles gut zu nennen.

Amor am Schleifstein.

Werktag war es, grad wie heute,
Amor just in wicht'ger Eile
Schliff die schärfsten seiner Pfeile,
Sich're Waffen seiner Beute.

Und ein Mädchen in der Ferne
Sah den jungen holden Schleifer,
Lachte über seinen Eifer
Wollte geh'n und blieb doch gerne.

Ei Gefahr wird's wohl nicht haben,
Dachte es mit starkem Muthe,
Und im Schamroth-Rosenblute
Schlich es zu dem Götterknaben.

Schneller tritt das Schleifer-Rädchen
Nun der lose Liebes-Ritter;
Plötzlich flog ein kleiner Splitter
In das Herz des armen Mädchen.

Und die Augen schlug es nieder,
Und die Lust weilt nun nicht länger,
In der Brust ward's ihm nun enger
Frohsinn kehrte so nicht wieder.

Traurig schlich das Mädchen weiter,
Silberthränen auf den Wangen,
Sehnsucht hieß das heiß' Verlangen,
Ohne Ruhe, nimmer heiter.

Ach, sprach es in schweren Stunden:
„Welche Sehnsucht, welches Hoffen,
Nur ein Splitter hat getroffen,
Wie muß erst ein Pfeil verwunden?!"

Seht, ihr Mädchen, seht die Thränen,
Scherzet mit der Liebe nicht!
Gräßlich ist ihr Strafgericht,
Will man lachend sie verhöhnen.

L. Feldmann.

Hoffmanns Manier.

I.

Der junge Dichter saß an einem herrlichen Junitag an seinem Schreibtisch. Die Luft kos'te, balsamisch, im Gezweige der Bäume, die, vom Garten her, in das Fenster hineinwinkten — das, darüber hinweg, eine weite Aussicht beherrschte. — Allenthalben war Jugend und Jugendluft, und auch auf den Wangen des schreibenden Musensohns blühte, aus seinem Auge strahlte sie — und tief, im klaren Herzen, trug er ihr schönes Leben. Dennoch war er eifrig bemüht in dieser hellen Umgebung ein finsteres Bild zu fertigen; — malen kann ich nicht sagen, denn er hatte keine Farben dazu, und schleppte mühsam, aus den verborgensten Fächern seines Gedächtnisses (da in seiner Phantasie nichts derlei vorräthig war) Baumaterial zu seinem Geschäft herbei; — Schatten und Schrecken, und Unerklärlichkeiten; denn das Bild sollte mit allen Schauern einer geheimnißvollen Welt auf den Leser eindringen. Die Hoffmann-Manier begann eben in der Schriftstellerwelt epidemisch zu werden, und Albert war einer der Ersten, der sich berufen fühlte, Nachtstücke in seinem Geiste zu schreiben. Vergebens erschienen die lieblichsten Gestalten auf der Spiegelfläche seines eigenen Seelenquells, und baten: male uns! Er verschmähte es Originale zu schaffen, — denn der Ruhm, ein Jünger des wunderbaren

Meisters zu seyn, erschien ihm so lockend, so groß, so beneidenswerth, daß er freudevoll alle schöne Wahrheit seines glückbegünstigten Daseyns in diesem Augenblick für einen recht bösen, recht furchtbaren Traum gegeben hätte. Aber ach! es ging nicht; vergebens schloß er die Augen, um den Traum zu erwarten; — Engelsköpfchen tanzten auf den Sonnenstrahlen der Freude davor herum. Jetzt ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; das wirkte einen Augenblick, aber die zusammengequälten Gestalten waren noch immer nur Abarten des rechten Kapellmeisters Kreisler; doch sollten sie schon noch werden, und obgleich die citirten Schauer, vorläufig nur wie Zugluft, schmerzhaft auf die angestrengten Kopfnerven des Nachtstückgebärers, und nicht nach innen wirkten, nach und nach sollten sie schon mit Ahnungshänden fröstelnd in den Busen des Publikums greifen. Er hatte sichs einmal geschworen! Das Tageslicht stört mich wohl — dachte er, als ihm auf einmal wieder der Phantasieathem ausging, und zog die Jalousien an den Fenstern zu.

So wirds besser seyn, beruhigte er sich, wieder am Pult, und zerriß, schnell entschlossen, die zwölf Bogen, auf deren erster Seite er an diesem lieben Vormittag nicht mehr als zwölf Phantasiestücke angefangen hatte, ergriff frischen Muthes den dreizehnten, um in der, jetzt erst ganz nachtstücklichen Stimmung, das Rechte zu vollbringen, und schrieb mit einem heldenkühnen Federzug den dreizehnten, heut erdachten Titel:

„Die Gruftengel".

Doch auch diesen Dreizehnten strich er augenblicklich, unbarmherzig und ärgerlich, wieder aus. Dieser Titel konnte keine Hoffmanniade tragen; die freundliche Lösung lag ja in „Engel" bedingt, und kohlrabenschwarzes Dunkel mußte darin bleiben, Chaos und Nacht, bis zum jüngsten Tag. Jetzt fühlte ers bestimmt und klar, nichts fehlte ihm als der rechte Titel. Ach, um einen recht schauerlichen Titel sein halbes Leben: „A horse, a horse, a whole kingdom for a horse!" — Da flog es

plötzlich wie Sonnenschein über seine gefaltete Stirn; — der Biegelstahl der Freude zog glättend darüber hin, und ein dutzend Jubelbuchstaben flogen aufs Papier; dem Titelteufel war sein köstlichstes Besitzthum abgerungen, da stand es wie Sieg und blieb stehen; der Damm war ausgestochen, und jetzt strömte es aus der entfesselten Tiefe; burleske Ungethüme, halb Thier, halb Geist, trieben ihr Wesen, und der Teufel en personne tanzte in wunderlichen Verkappungen unter ihnen herum. Dazu war die Sprache großartig, bald Donnergebraus, bald Flötenlispel; blaue, grüne und gelbe Mirakel fehlten nicht. Albert schwelgte schon im Vorgenuß der Recensionen über sein Werk. Dem todten Hoffmann sah er die Lorbeerkrone von der zerstäubten Stirne gerissen und seine blühende Schläfe damit umwunden. Immer tiefer schrieb und dachte er sich hinein, immer chaotischer, immer bunter gestaltete sich das Wirrniß seiner Schöpfung; es war schon der Wunder wunderbarstes, wenn er sich wieder herauswinden konnte.

„Kein Stern," schrieb er eben — da, plötzlich! leuchteten vier statt eines durch die grüne Dämmerung seines Zimmers, zwei blaue und zwei braune Sterne, und eine sehr angenehme Stimme sagte, mit Beziehung auf das verfinsterte Gemach: „Nacht muß es seyn wo Friedlands Sterne strahlen."

Aber Friedland-Albertus wollte ja, — wie wir wissen, in diesem Augenblick um Gotteswillen keinen Stern, daher es ganz natürlich ist, daß er mit Grimm vier auf einmal erglühen sah.

„Hinaus, Ihr!" schrie er — und seine Stimme war Donner und seine Blicke obligate Blitze: „Hinaus, Ihr!" schrie er mit den Geberden eines Wahnsinnigen, „Ihr seyd mein Verderben!"

Die Sterne verschwanden.

II.

Ins anstoßende Wohnzimmer traten die zwei verjagten Sternbesitzerinnen mit sehr verschiedenem Ausdruck in den blühenden Gesichtern; die Eine ohne sich von lautem Lachen erholen könnend, die Andere sehr ernsthaft, betrübt sogar.

„Ach!“ seufzte eben letztere, der die blauen Sterne gehörten, „wie magst Du lachen? welch ein Empfang ist das, und so ist er jetzt oftmals.“

„Laß Dir das keine Sorge machen,“ — tröstete die braunsternige; „er meints nicht böse; es rappelt der Majestät nur ein Weniges, nach Dichterart, und im Ganzen ist es gut, wenn Du seine Launen als Braut gewöhnst; sie sind Dir dann in den Flitterwochen weniger schreckhaft.“

„Ach! wenn es Launen wären. Aber ich versichere Dir, so kleinliche Fehler hat mein Albert gar nicht. Wie gern wollte ich mir die gefallen lassen. Kummer muß ihn drücken; gewiß! nur Kummer erbittert ihn gegen seine Theuersten; er ist ja ganz verändert; ein geheimer Gram nagt an ihm.“

„Es kann seyn!“ versetzte Louise. „Doch, Gottlob, an seinem Appetit merke ich nichts davon bis jetzt, und sein Schlaf leidet auch nicht außerordentlich darunter, denn als ich heute Nacht (Du weißt, ich habe die löbliche Tugend mich vorm Gewitter zu fürchten) nach dem heftigen Schlag in sein Zimmer flüchtete, lagen der Herr Bruder schnarchend, — wie man meines Wissens den Gram nicht malt, — und ich habe ihm die Donnergeschichte und die meines nächtlichen Besuchs diesen Morgen beim Frühstück erzählt.“

„Geschnarcht wird er nicht haben,“ meinte Marie empfindlich.

„Das ist freilich prosaisch; dennoch muß ich Dir gestehen, er schnarchte sehr heute Nacht.“

„Aber höre, liebe Louise, deßhalb kann er doch Kummer haben, wenn er auch ißt und schläft; der Gram liegt ja nicht im Magen, und vielleicht ist er gerade vor dem Gewitter eingeschlafen; der erste Schlaf ist fest, da kann er noch immer den Rest der Nacht verseufzt haben.“

„Warum nicht? wenn es Dir Freude macht. — Doch was mich betrifft, — j'en doute!“

„Ach, Freude! Louise! — Aber wenn er keinen Gram hat, warum fährt er uns denn so an? — Das ist doch wahrlich recht grob. — Ach, er liebt mich nicht mehr!“

„Ach!“ parodirte Louise mit einem angezogenen Seufzer.

„Louise, Du bist recht spöttisch.“

„Weil Du kindisch bist!“ sagte Louise (die blauen Augen küssend, in welche Empfindlichkeit Thränen trieb); „kindisch und viel zu gut. Ach! — (und siehst Du, jetzt muß ich ernstlich ach! sagen) wenn Du Dir solche Kleinigkeiten so zu Herzen nimmst; wie kannst Du nur das arme Herz, mit all der Last, die es zu tragen bekömmt, durchs Leben schleppen!?“

„Aber das ist doch keine Kleinigkeit, wenn er mich nicht mehr liebt!?“

„Wenn! — Doch mein bestes Aber, das hast Du unter allen Bräuten zuletzt zu fürchten; ich vergaß Dir zu erzählen, daß Albert während der Donnerscene sehr süß von Dir träumte.'“

„Du hast ja,“ sagte, noch immer schmollend, aber das

abgewandte Köpfchen doch schon Louisen zudrehend, die junge Braut, „Du hast ja nicht in seinen Schlaf hineingesehen, wie kannst Du dann wissen, wovon er träumte?“

„Nun freilich, ganz gewiß weiß ichs nicht, und es ist immer möglich, daß er Andachtsstunde im Schlaf hielt, und mit der Mutter Gottes conversirte, die man jedoch meines Bedünkens nicht so irdisch zärtlich tituliren sollte! Alles was ich weiß ist, daß er mehrmals im Traume: O, meine süße Marie! wiederholte.

„O, meine süße Marie! hat er wiederholt gesagt?“ — fragte die im Traume genannte, und rückte pfeilschnell ihren Stuhl ganz nahe zur Schwester, deren Hand sie ergriff.

„Wiederholt sagte er: O, meine süße Marie!“ bekräftigte Louise mit komischem Pathos.

„Ach, er ist doch ein Engelsmann!“ jubelte die Ueberzeugte, und hing sich liebkosend an die kaum erst gescholtene Schwester.

III.

Indessen und während die beiden Mädchen sich in die Wiener Modezeitung vertieften, um einen auf dem Tische liegenden Stoff nach dem neuesten Muster zuzuschneiden, erging es dem „Engelsmann“ — der heute so gern mit der Hölle verkehrt hätte — sonderbar in seinem wohl verschlossenen Gemache. Die Erscheinung der Braut und Schwester hatten ihn nämlich ganz aus dem Concept gebracht; dazu kam, daß er sich seiner Rohheit gegen Beide schämte, daß er für sein Leben gern hinüber

wäre, um seiner Marie guten Morgen zu sagen, — daß sie ihr anmuthiges Gesichtchen neugierig und freundlich zwischen ihn und seine Schreckbilder hineinstreckte; kurz es war total vorbei mit der Begeisterung von vorhin, und um sie wieder zu bewerkstelligen begann er das alte manoeuvre von neuem. Wieder ging er mit Goliathsschritten auf und ab; noch tiefer zog er die Rouleaux herab, und machte völlig Nacht in der zehnten Vormittagsstunde, um bei Lampenschein zu finden, was er im Tageslicht vergeblich suchte. Die rechte Stimmung dämmerte bereits, und um ihr Entwickelungszeit zu lassen, schloß er — auch wie früher — die Augen. Aber er schloß sie, — war es die Hitze draußen, oder die Anstrengung innerlich, oder das Großschritterexerzicium, was ihn so ermattet hatte? — nicht zum wachen Traum, sondern zum festen Schlaf; und der Traumgott unterhielt ihn während desselben mit einem Phantasiestück, wie er sie allnächtlich aus dem Aermel schüttelt, und das er eigens für diesen Schläfer improvisirt haben mußte.

Albert befand sich nämlich während seines Vormittagsschlummers wachend in dem uns bekannten Zimmer, genau in der uns gleichfalls bekannten Absicht ein Nachtstück in Hoffmanns Manier zu schreiben. Wie wir es gesehen haben, mühte er sich ab seine Seele schwarz zu färben; er that Alles, was wir ihn thun sahen, ja er schloß sogar die festgeschlossenen Augen zum Nachdenken, als plötzlich — Albert hatte entweder das Besuch verkündende Klopfen überhört, oder der Besuch die Meldung überflüßig gefunden — ein Fremder vor ihm stand.

„Mein Herr!“ fuhr Albert auf, dem die Störung höchst ungelegen kam; „was berechtigt Sie so bei mir einzudringen? Sie begehen einen Diebstahl an der Welt, indem Sie mir einen Gedanken abschneiden, der eben am Baume meines Geistes Frucht wurde.“

„Dann war“ — lächelte der Fremde höflich, trotz des ungastlichen Empfangs — „dann war, dünkt mir, der rechte Au-

genblick zum Abschneiden eben gekommen. Uebrigens ist meine Absicht nicht Ihnen etwas zu rauben; — zu geben komme ich — sey nun That oder Rath."

„Ich verstehe nicht, mein Herr!" stotterte sonderbar verschüchtert der Jüngling; „ich sehe Sie heute zum ersten Mal."

„Ich bin Ihr Freund, lieber junger Mann; Sie haben Rechte an mich, denn Sie wollen ja mein Andenken durch Nachahmung ehren! —"

„Heda, mein Herr!" sagte aufbrausend Albert, der irgend einen Schriftsteller in der hagern Erscheinung vermuthete, „keine Beleidigung! Niemals habe ich einem Autor nachahmen wollen, niemals mich mit fremden Federn geschmückt. Alles was bis auf den heutigen Tag ich schrieb, war mein eigenes, vom heiligen Geist der Poesie empfangenes Geschöpf. Was können Sie mir wollen."

„Ihnen rathen in dem fortzufahren was Sie bis zum heutigen Tage gethan. Oder wollten Sie auch heute nicht nachahmen. Mir war als hätte die Dichtungsart eines gewissen Hoffmann — —"

„Still!" unterbrach ihn zornglühend Albert, „keine Blasphemie! Eines „gewissen" Hoffmann, wagen Sie zu sagen. Hoffmann ist der größte, der einzige Dichter, der jemals mit wahrem Recht dieses Namens werth war. Ich werde Sie lehren diesen „Gewissen" anders zu nennen."

„Nun, nun!" beschwichtigte der Fremde, der sich aus seinem Sessel erhoben, und ans Fenster gestellt hatte, an welches er mit langen Fingern trommelte; „ich weiß zwar seit einigen Jahren wenig mehr von dieser Welt, welche nie die meinige war, sonst aber durfte man ungescholten zu seinem Heu Stroh sagen!"

„Wie kommt dieser Gemeinplatz hieher?"

„Ich glaube er ist am Platz; — ich selbst bin Hoffmann."

Albert sah entsetzt in des Mannes Auge, und je länger er in das tiefliegende blickte, je mehr Wahrscheinlichkeit gewann das Unglaubliche. Ja es war — es war Hoffmann, nur ihm konnte dieß Gesicht, nur ihm dieser Ausdruck gehören, und wie hätte es Albert auch nur einen Augenblick übersehen können, daß diese Gestalt, deren eiskalter Hauch jetzt seine glühende Stirn berührte, nicht mehr dem Leben angehörte. Die Moderfarbe der Wangen war nur von dem Feuer des Geistes überglänzt, der — vielleicht um sich zu rächen — auf kurze Frist in seine Hülle zurückgekehrt war.

„Ja Du bist es, Meister und Lehrer!" seufzte er und sank fast ohnmächtig zu seinen Füßen.

Hoffmann lächelte sonderbar auf ihn herab; er rückte ihm einen Stuhl mit dem Fuße hin. — „Stehe auf und setze Dich!" sagte er, „ich will Dir meine Hand nicht zum Aufstehen bieten, da Du so schreckhaft bist, denn sie ist etwas kühl; aber," setzte er mit völlig verändertem freundlich ernstem Tone hinzu, „meine Seelenhand will ich Dir dennoch bieten."

Dieser Ton versicherte den zagenden Musensohn wieder; er setzte sich nah zu Hoffmann, und blickte offen und begeistert wie ein Kind in des Vaters Antlitz, in des geehrten Meisters Züge.

„Du willst," begann dieser, „ich weiß es, den Weg einschlagen, den ich ging. Nachahmen wird mir keiner; aber ich will Dir das Geheimniß mittheilen, das meine Schriften beseelt."

„Du willst!" jubelte Albert; „Du hältst unter den Tau=

senden, welche jetzt Dir nacheifern, mich, mich Unwürdigen Deiner Hülfe werth."

„Ja, Du sollst Ich seyn! —"

„Werde ich das jemals können?"

„Warum nicht? Meine Seele ist vakant. Hoffmanns Seele hat im Himmel nichts zu thun, dessen glückliches Einerlei ihr widersteht. Wirf die Deinige weg, und ich hauche Dir die Seele ein, welche so wunderbare Gebilde schafft; ich sichere Dir Nachruhm, irdische Ewigkeit. Willst Du? —"

Albert schwindelte! — Seine Seele, seine Liebe — und Hoffmanns Geist und Ruhm! Umsonst streckte Maria die Hände nach ihm aus, umsonst sagte die Sonne: Ich muß Dir untergehen, umsonst lächelte sein ganzes, stillschönes, reiches Leben ihn an. Er zerdrückte die Thränen, welche der Abschied von seinem Selbst ihm in die Augen trieb. Der Lorbeer winkte! „Ob ich will?" fragte er. „O Hoffmann nehme Dein Wort nicht zurück!"

Und die Erscheinung nahm ihr Wort nicht zurück. Ein Kuß auf Alberts Lippen küßte seine frohe Seele hinweg, und einen zerrissenen Riesengeist in seine jugendliche Hülle.

Der Fremde verschwand. —

Was jetzt geschah? — Albert war Hoffmann geworden. Groß und wunderbar drängte sich der Gestalten Fülle wogend in seinem Innern; er konnte jetzt leicht ein Buch schreiben, wie die Elexire des Teufels, aber das Geheimniß, die bewegende Feder dieser ungeheuern Phantasie, war ein ungeheurer, namenloser Schmerz.

IV.

„Albert was treibst Du denn? sollen wir heute nicht essen?“ schrie Louise vor der Thüre und pochte stürmisch an der verschlossenen.

Der erweckte Schläfer fuhr sich besinnend mit der Hand über die Stirn, als wollte er dort einen wüsten Traum bis auf die Erinnerung verwischen.

„Ich komme sogleich!“ rief er zurück. Doch seine erste Bewegung war die Laden zu öffnen. Er holte tief Athem; — er sog mit Herz und Auge Licht und Duft der zauberschönen Erde in seine dankvolle Seele, dann eilte er zu den Seinen und drückte Marie zärtlich an seine Brust.

„Aber was hattest Du vorhin, Albert?“ forschte das schnellversöhnte, liebenswürdige Mädchen.

„Nicht wahr, ich war verstimmt? — Verzeih, liebes Kind, aber ich hatte ernste Arbeit.“

„Doch keinen Kummer?“

„Dein Bräutigam? — Nein, Liebe! aber ich bin Schriftsteller, weißt Du; da giebt es so vielen Stoff zum ärgern; ich schrieb ein Phantasiestück, — Du wirst lächeln — gegen die eingreifende Manie, — Phantasiestücke zu schreiben. Die Thoren-Autoren wollen lauter Hoffmanns seyn; sie vergessen, daß — selbst ohne intellectuelle Unmöglichkeit ihn zu erreichen — es kein Heil für sie wäre er zu seyn. Er war ein großer Unglücklicher; ich ziehe es vor ein kleiner Glücklicher zu seyn, und eine Palme ist schöner als der Dornenlorbeer um das zerrissene Herz.“

Marie küßte den weisen Mund ihres Freundes; Louise verzog den ihrigen in etwas ironischer Ungläubigkeit; sie kannte ihr Publikum.

Einige Tage später las man in einem norddeutschen Journal: „Der Heilungstraum, Phantasiestück von Albert.“

Henriette Ottenheimer.

Die Sternseherin,

von

A. J. Büssel.

(Schluß.)

IV.

„Nun," hub der verwundete Gast und Freund des Hauses an, indem er sich so wohl und behaglich fühlte auf dem elastischen Ruhebette, „nun beglückt uns endlich der lang gehoffte Friede! Sie fanden sich, theure Agnes, ganz vortrefflich in das Schicksal einer Penelope. — Sie blühen! Mechtild entzückt durch ihre maifrische Gestalt und Alles wäre vortrefflich, fänd ich auch meinen Sohn und säße nun Ihr Gatte, mein Kamerad und Freund, an unserer Seite."

Die Gräfin seufzte tief auf und betrachtete mit tiefverhaltenem Schmerz den Freund ihres Gatten.

„Sie brauchen Ruhe und Erquickung! Ich will Sie verlassen," sagte sie, „meine leidende Gegenwart wirkt unangenehm auf Sie, ich fühle es — ich bin mir heute selbst lästig und freue mich, Sie morgen zu sehen. Meiner Dienerschaft ist Ihre Pflege aufgetragen, leben Sie wohl, lieber Roderich, und schlafen Sie friedlich unter dem friedlichen Dache Ihres Freundes!"

Er drückte ihr die Hand und sagte recht munter: „Liebe Agnes, Dein Jugendfreund Roderich drückt Dir wie ein zärtlicher Genius die Augen zu. Lebe wohl!"

Nach einer Stunde ließ sich Roderich in das ihm angewiesene Gemach führen. Eine grüne Atlasdecke überhüllte das hohe Bett; Vorhänge von weißer Seide wölbten sich in zierlichen Verschlingungen über die Fenster hin und goldene Quasten schimmerten aus dem mondbeglänzten Gewölbe derselben.

Raymond hatte eine große Nachtlampe auf den Tisch gestellt, und die magische Flamme leuchtete mit ihrem stillen Lichte. Ein Nachtschirm milderte den hellen Schein, der sich über das Schlafgemach ausgoß. Er war das Werk der kunstreichen Mechtild. Er stellte die Einnahme Karthagos unter der Leitung des Scipio vor. Mechtild schuf die reizendsten Mädchengestalten, die bewaffnet gegen die herzlosen, zerstörungssüchtigen Römer mit den schönsten Jünglingen in den Reihen den letzten Kampf voll Heldenmuth kämpften. Roderich glaubte in einem der Jünglinge seinen Arthur zu erkennen.

Der Schlummer goß die erquickende Schale über den Ermüdeten aus und führte ihn süßlabend in das selige Reich der Träume. —

Mechtild ließ Rosalie nicht von der Seite; sie drang so lange in sie, bis sie ihr entdeckte, wie es mit dem Blumenstrauße herging, der für sie bestimmt war und das Opfer einer seltsamen Zerstörung wurde.

„Mein gnädiges Fräulein," hub Rosalie an, „Sie sollen den Hergang der Sache erfahren! — Sie wissen, daß mich das unheimliche Wesen Gulizza's schon oft mit einem gewissen Grauen erfüllte — daß ich oft mein Mißtrauen zu erkennen gab und Sie vor aller Vertraulichkeit mit ihr warnte. Wenn Gulizza glaubt, daß in unserem Hause etwas gegen die Launen ihrer

Sternseherei — gegen den Weltplan, wie sie es mit allem Ernste nennt, geschieht, so bemüht sie sich, heimlich oder offen, Alles zu vereiteln, nnd wäre es auch noch so herzlich und sinnig gemeint. Und dann, Fräulein! ich bitte fußfällig, erschrecken Sie nicht über meine Entdeckung! Gulizza liebt den — Arthur! — —"

Bei diesem Geständnisse erblaßte Mechtild — sie glich einem weißen Marmorbilde und sank auf das schwellende Kissen zurück. Ein tiefer Seufzer wollte aus der zarten Wölbung ihres Busens stöhnen, sie unterdrückte ihn, erhob das schöne Lockenhaupt mit stolzer Resignation und sagte: „Fort, fort mit Deiner Erzählung! Ich bin auf Alles gefaßt — selbst auf den Tod. Ich kenne nun den Zusammenhang — die Sternseherin im Fichtelgebirge — jene Granit-Niobe, jene erstarrte Jungfrau, die er aufzusuchen öfter vorgab, lebt in meiner Nähe, um mich in einen leblosen Fels zu verzaubern."

„Doch nicht, holder Engel," fuhr Rosalie fort und flehte mit gefalteten Händen, während ein Strom von Thränen ihre Wangen netzte.

Die Frau Gräfin vergnügte sich Morgens am Fenster mit dem Ausblick in das grünende Thal.

Raymund wollte sie mit dem Blumenstrauße überraschen — stellte ihn, von ihr unbemerkt, in die Vase auf dem Seitentische im linken Ecke des Zimmers, und froh über sein Gelingen, schlich er wieder hinaus.

Gulizza, die schon am frühen Morgen sich einfand, da sie noch im Bette lagen, schwärmte muthwillig im Schlosse herum, zeichnete Sternbilder an die Wände, sann und dichtete vor denselben und eilte, den Finger geheimnißvoll auf den Mund gelegt, wie eine nordische Fee, von Zimmer zu Zimmer.

Sie kam endlich in die Nähe der Wohnung Ihrer Mama, öffnete leise die Thür — huschte hinein, nahm flugs die Vase mit dem Blumenstrauße weg und flog, ich sage flog, mit flatterndem Gewande in das dritte Stockwerk.

Dort beschaute sie bald lächeld, bald zürnend die Vase und die Blumen. — Mittlerweile traten sie selbst in den Garten unter das Fenster und unterhielten sich mit der Mutter. Gulizza guckte schelmisch aus dem Fenster — zerzaus'te den Strauß, und ließ die Blumen auf sie hinabflattern, ohne bemerkt zu werden, denn sie barg sich lustig hinter dem Vorhang.

„Aber," wendete Mechtild ein, „sie kam doch zu mir vom Hügel herunter! Wie konnte sie im Schlosse gewesen seyn?"

„Sie machte sich," antwortete Rosalie, „wie der Wind aus dem Zimmer."

„O Du Verrätherin!" rief Mechtild aus, „Du bist selbst mit der boshaften Schwärmerin im Bunde gegen mich — Du verschwiegst mir Athurs Liebe zu ihr. — Du hast mich schändlich verrathen!"

„Nein, nein, meine Gnädige!" betheuerte Rosalie. „Glauben Sie mir, daß ich eines Verrathes, einer Tücke fähig bin! Ich kann im Beichtstuhle meine Unschuld bestätigen — aber ach, Sie wissen nicht, wie dort jedes schuldbelästete Gewissen jede geheime Schuld durch das kleine, durchbohrte Blechgitter in das Ohr des Priesters reuig flüstert! Säßen Sie nur zu beichte, Sie würden bis auf den tiefsten Grund meines Herzens schauen und Sie fänden ihn rein und blank wie den hellsten Krystall! Konventiren Sie nur auf ein halbes Jahr, gehen Sie zur Ohrenbeichte wie ich; vertrauen Sie Ihr Innerstes dem frommen Konventual Chrysologus vom benachbarten Stifte, und Sie überzeugen sich, meine gnädige Gräfin, von der Gewalt über die Gewissen! In unserem Hause rückt Alles aus den Angeln —

es ist viel Liebe zu finden, aber keine gottesfürchtige, keine religiöse — und der Glaube und die Hoffnung verschwärmen ins Unbegränzte, wo das Herz nichts mehr zu umklammern hat! — Mag übrigens unsere Italienerin den Arthur lieben, so erwiedert er nie Gegenliebe! Ich kenne ihn zu gut! Er liebt nur Sie! Sie Beide sind von Ewigkeit her für einander geschaffen; Sie sind Ein Wesen in doppelter Gestalt; Ihre Geister strömen über ineinander wie zwei Lichtstrahlen, die sich ewig suchen um sich auf ewig zu vereinen.

„Gulizza ist weiter nichts als eine schöne Phantastin, ein überspanntes Geschöpf, das im steten Taumel, im ununterbrochenen Sinnenrausche fortlebt, und uns allen die Köpfe verrückt! Das ganze Ereigniß, die ganze Flucht ist nur ein Geniestreich — ein Traum bei hellem Tage, bei voller Besinnung.

„Sie sagten selbst: es jagte jüngsthin ein Genie, ein deutsches Genie von der Heimath hinab nach Italien, um dort ganz auszutoben und auszuruhen und, wie die Zeitungen sagen, den Karfunkel des Ruhms zu holen.

„Auch unser Arthur kömmt zurück, wenn er zur Besonnenheit gelangt ist. Er liebt das Seltsame, weil er ein Genie ist- und Gulizza selbst will nur Ihre baldige Verbindung mit ihm, nur müsse diese augenblickliche Trennung statt haben, um, wie sie phantasirt, von den Sternen herab Sie mit einem unauflöslichen Bande zu verbinden. Gulizza erwartet übrigens ja selbst ihren Geliebten, der am Lago maggiore wohnt."

„Wie?" fragte Mechtild voll Erstaunen, „Gulizza hat selbst einen Geliebten? Und das verbargst Du mir, Du Falsche?"

„Nicht sie selbst," antwortete Rosalie, „entdeckte mir dieses Geheimniß! Ich hatte sie jüngsthin belauscht, als sie unter der großen Eiche stand. Dort sang sie, die Augen himmelswärts gerichtet, und ganz verzückt zu ihrer Mandoline:

„Südwärts
Schlägt das Herz,
Flieht die Liebe
Ohne Halt!

Nordlands Lüfte —
Schauergrüfte,
Fremd der Liebe
Allgewalt!

Blumendüfte
Weht mich an!
Wogt herauf
Warme Südensbahn!

Lustgefühl,
Südlich Kind!
Ach hier sind sie
Kalt gesinnt! —

Einen fand ich,
Diesen band ich
Mit der Macht
Meiner Gluth!

Stilles Weben
In der Brust;
Wie ergeben
Glüht sein Blick!

Holde Sterne,
Liegt es ferne
Unser Glück?
Winkt mir's traulich zu!

Schweige Herz!
Himmelswärts
Dich erhebend
Findest Ruh'!"

„Nun, gnädiges Fräulein, was sagen Sie dazu? Spricht sich hier nicht das deutlichste Geständniß aus, daß sie ganz Jemand anders fesselt?"

Mechtild war entschlummert. Die großen, seelenvollen Augen hatten sich geschlossen; Rosalie streichelte immer noch die Locken über die friedliche Stirne der reizenden Schläferin, die kaum mehr die letzte Strophe vernommen hatte, wiewohl sie Rosalie mehr sang als deklamirte.

„Sie schläft," flüsterte Rosalie; „wie sanft, wie süß! Der Friede des Himmels ruht auf dieser heiteren, blendend weißen Stirne; er leuchtet, wie der Abendstern am tiefblauen, Ruhe athmenden Himmel! Arthur, Arthur, du solltest sie nun sehen! Alle deine gedichteten und erdichteten Himmel würden nur ein trübes Gewölbe seyn gegen diesen deiner treulos verlassenen Mechtild!"

Sie schlich auf den Zehen davon in das anstoßende Gemach und löschte das Lampenlicht aus, das wie von einem gespenstischen Hauche bewegt, hin und her wankte.

„So ist doch endlich Ruhe im ganzen Hause! Schlafe, schlafe, schlafe, selig träumend, du leidendes Mädchen!"

Ruhe im ganzen Hause? Noch nicht! Die Träume jagen mit wilden Phantasmagorien über den Betthimmel und durch die Gardinen der Gräfin, und Gulizza steht mit einem weißen Stäbchen, an dessen Spitze eine kleine, goldene Kugel befestigt ist, vor dem Toilettentischchen. Eine Karte liegt vor ihr ausge-

breitet, auf welcher der Planetenlauf mit dem ganzen Sonnensysteme abgebildet ist.

Sie verweilt mit stiller Betrachtung bei den Zwillingen, denn die Erde stand gerade in diesem sinnreichen Zeichen der aufblühenden Natur, von Sehnsucht und Liebe durch alle Höhen und Tiefen der Tellus ihren Wonnelaut verkünden! Im Zwillingspaare erblickte sie Arthur und Mechtild, die Gräfin Agnes mit ihrem Otto, Roderich mit seiner künftigen Braut Ottilie, Raymund und Rosalie, kurz alle Theuren, die ihr am Herzen lagen, erweiterten ihr die sinnige Symbolik des Sternbildes, und waren in ihrer Bannformel begriffen, die sie aus einem alten Astrologen geschöpft hatte.

Gulizza, schon als ein Mädchen von dreizehn Jahren in den Deutungen der Sternbilder eingeweiht, verfolgte mit leidenschaftlicher Liebe einen geheimnißvollen Gegenstand, der ihrer exzentrischen Phantasie besonders zusagte. Ihr Vater, den ein merkwürdiges Schicksal aus den reizenden Gegenden des Comersees vertrieb, der aber in dieser nördlichen Region ein Asyl fand, nährte den Hang seiner Tochter noch mehr durch seine eigene Vorliebe für die Astrologie. Als ein phantasiereicher Virtuos, der sein Instrument mit hinreißender Meisterschaft spielte, erweckte er im reichbegabten Mädchen eine hohe Schwärmerei, die sich immer mehr in die Sternenwelt hinaufschwang, jemehr sie mit dem Schicksale ihrer Familie vertraut wurde. Beide erwarteten ihr Heil — den Wendepunkt ihres Looses — in den Deutungen des Himmels, und Gulizza wurde bald in dem Hause der Gräfin so beliebt, daß man sie so zu sagen zur Familie zählte.

Die Gräfin Agnes, seit geraumer Zeit dem Mysticism hingegeben, flüchtete selbst zu den Sternen und horchte mit gespannter Theilnahme den Aussprüchen der jungen Seherin, die mit der südlichen Gluth ihres Charakters zugleich eine besondere Liebenswürdigkeit verband. Gulizza gab oft Aufschlüsse über

Dinge, wenn sie auch im fernsten Hintergrunde der Vergangenheit standen, mit einer solchen Bestimmtheit, als hätte sie ihr Auge in ihrem Entstehen und in ihrem Fortgange beobachtet.

Sie bildete daher gleichsam den orakelhaften Mittelpunkt in der Familie und theilte allen Gemüthern diese eigenthümliche Richtung mit, wie sie sich im Verlaufe dieser Ergebnisse ausprägte.

Die Sage von der Sternseherin im Fichtelgebirge — dort, wo so viele seltsamgestaltige Granitgruppen Bewunderung erregen, gewann daher ein steigendes Interesse in den jungen, dichterischen Gemüthern. — Dort ragt sie hinauf, die versteinerte Seherin, zum Himmel mit allen weiblichen, gigantischen Formen — dort taucht sie forschend ihr Haupt in die unendliche Bläue und scheint in der Erstarrung die geheimen Räthsel der Schöpfung lösen zu wollen! —

Die holde Unholdin, die schöne Sternseherin Gulizza, entschlummerte endlich. Das Stäbchen lag neben ihr auf dem Tische und schimmerte gespenstisch durch das geheimnißvolle Dunkel der allmählig entfliehenden Nacht, wie das Wetterleuchten durch das finstere Gewölke, und der goldene Knopf leuchtete wie ein funkelnder Stern in der nächtlich tiefen Bläue des ruhigen Aethers.

Eine wunderliebliche Ruhe goß sich aus über das ernste Antlitz der Schläferin; nur selten zuckten die Wimpern als wollten sie sich öffnen, um das Erlöschen der Sterne dem forschenden Auge zu verkünden.

Aber wie quälten die Träume die edle Mechtild! Sie wog im Schlafe wie einst die unglückliche Halzyone nach ihrem Ceyx, den die Fluthen verschlangen. Sie sah Arthur hinanklettern bis zu den höchsten Gipfeln des Berges — sah ihn am äußersten Rande einer weithinausragenden Granitklippe und dann

niederstürzen in die rauschenden Wogen des Stromes, die über ihm zusammen schlugen! Allein der gute Goldgruber und sein Sohn Wenzel reichten ihm, der eine die Violine in der Linken, der Andere das Waldhorn in der Rechten, hülfreich ihre Arme und die früher beschriebene hohe Männergestalt im einsamen Thalgrunde trug ihn rettend aus dem Schooße der Fluthen, auf deren aufgestürmten Wogen der Morgenstern in voller Pracht erglänzte.

Goldgruber jubelte vor Freude über den Geretteten; er entriß seinem Sohne die Violine und phantasirte einen hellauftönenden, harmonischen Hymnus, der durch die anmuthigsten, mannichfaltigsten Akkorde, unter Doppelgriffen sich wiegend, wie von einem Zauberer gespielt, weit hinein in die Bergschluchten jauchzte. Die Gestalt des Eremiten blies dem geretteten Arthur Leben ein, und führte ihn, von Goldgrubers Tönen begleitet, über den Strom weg, als schritten sie auf festem Boden.

Mechtild hörte im Traume ihren Namen rufen, es war ganz die Stimme Arthurs, der in ihre Arme zurückeilte. Sie erwachte und war so froh des Traumes und doch wieder so wehmüthig über den Gaukler, der ihr mitten unter aller Täuschung das Glück des Wiedersehens verhieß.

V.

„Wer bist Du?" rief Arthur einem Jünglinge zu, der ihn immer begleitete und mit ihm gleichen Schritt hielt. „Wer bist Du? — Du äffest mich, Verwegener!"

Der nebenher schreitende Jüngling glich ihm vollkommen an Gestalt, an Kleidung, an Geberde und jeglicher Bewegung. Arthur eilte, der Jüngling that dasselbe; er hielt inne und ruhte — der Doppelgänger beobachtete dieselbe Stellung und Ruhe. Arthur nahm den Wanderstab, blickte zur Höhe — zum Him=

mel auf, der Begleiter ahmte Haltung und Blick aufs Vollkommenste nach.

„Das bin ich ja leibhaft selbst!" rief er endlich aus, „das ist mein eigenes Ich. Seh' ich mich doppelt? Verwandelt sich mein Schatten in meine Gestalt? Gewinnt er Leben, Athem, Form und Bewegung? Ist dieß eine Fortsetzung meiner tollen Vision in der Wohnung des Eremiten? Oder übt die Nähe der versteinerten Sternseherin eine magische Kraft, die mich verdoppelt? — Wäre die räthselhafte Gulizza zugegen, so glaubte ich, daß sie mir eine Nase dreht und mich durch irgend einen optischen Spuck an mir selbst zweifeln macht!"

„Das bist Du selbst!" rief eine männliche Stimme — „Du selbst, Dein eigenes Bild — Dein eignes Ich! Zittre nicht," fuhr die Stimme fort, die nun als Gestalt des Eremiten vor ihn hintrat, „ich will Dich belehren über diese Doppelerscheinung Deiner selbst! Betrachte mich, sieh, neben mir wandelt die nämliche Gestalt, die ich selbst bin. Ich selbst aber bin der Humor, und der Humor verzweifacht sich, um sich in seinem Kontrefei zu belustigen. Ich sage Dir, der Humor, der geniale und joviale Doppelgänger, der uns und sich selbst foppt — denn das ganze Leben, mein Sohn, ist nichts als eine Fopperei! —"

Er drückte dem Jünglinge die Hand und entfernte sich wieder. Arthur erinnerte sich, von einem Urdarlande und einer Urdarquelle, die darin so mächtig strömt und fluthet, gelesen zu haben. Er besann sich des Humors — er half seinem Gedächtnisse nach und es wurde ihm klarer, was der Eremit gesagt hatte; er ward sichs bewußt, daß der Humor der schalkhafte Doppelgänger sey, der aber nicht Jedem zur Seite wandelt, sondern nur wenigen Begabten, die von der Natur mit Genialität und reicher Laune ausgestattet wären. Ohne sich eine bestimmte Richtung vorzunehmen zog er nachsinnend immer aufwärts. Die stille Einsamkeit der großartigen Natur gönnte ihm,

sein Inneres frei aus sich hervortreten zu lassen. So wie er jeden Pulsschlag seines Herzens laut vernahm, hörte er seine ganze geistige Welt, seine ganzen Mikrokosm, jeden Ton seiner Gefühle, jeden Laut der Empfindung; ja er sah ganz in sich selbst hinein!

Er erblickte wie in einem klaren Spiegel seine Gedankenwelt und alle Phantasien, wie sie sich allmählig entwickeln und wie Blumen auf dem sonnigen Grunde seines Gemüthes ihre goldenen Kelche entfalteten. Er belauschte das rastlose Schaffen, das rege Fortschreiten, das feurige Ringen und Trachten des thätigen Genius und freute sich, wenn das schöne Bild seiner Mechtildis in seine lebendige Schöpfung herniederschwebte und die süße Wehmuth des Liebeschmerzes anfachte.

Es schlang sich ein so wohlthätiges Sehnen um die Brust; er glaubte, die weiche Hand der Liebe entwinde ihm den Wanderstab, den er ins Weite, ins Unbestimmte — in eine täuschende Phantasmagorienwelt richtungslos trug! —

Plötzlich schwärmte eine Biene auf von einem hohen Rosenstrauche! „He!" rief er, „Du bist dieselbe, die mich gestern in den Finger stach!" Er wollte sie mit dem Stabe tödten! — Aber wie staunte er, als sie im Auffluge immer größer, immer glänzender, immer herrlicher wurde! Die Flügel schienen golden, aber wie jene des Apollos, der auf den höchsten Alpen des Südens lebt, mit bunten Farben durchwirkt. Ein säuselndes, harmonisches Getön, wie jenes einer Aeolsharfe, erhob sich mit ihrem raschen, auf und nieder schwebenden Fluge!

„Das ist die Biene, von welcher man mir erzählte, das ist die köstliche Königsbiene des Fichtelgebirges, die als Metamorphose eines großen Geistes die Hügel und Haiden umschwärmt!"

„Sie ist es, freue Dich ihres melodischen Gefieders," rief

die wieder hervortretende Gestalt, die sich auf einer Silberwolke niederließ. Die Wolke lös'te sich auf in kühlenden Thau und das Mädchen der Einsiedelei schwebte hervor in einem weißen Morgenkleide, das Haupt mit frischen Blüthen und Blumen umflochten.

„Laß uns hier ausruhen," sagte die feierliche Gestalt, „Du hast, mein Arthur, noch eine kleine Strecke nach den Grotten des Berges, wo ich Dir die heitere Gnomenwelt aufschließen werde — wo Du gesättigt im Anschauen nach Deiner Braut Dich sehnest und dann in die Heimath zurückkehrst, eingeweiht von mir in das Heiligthum der Poesie, das eine Pforte gegen die Erde, und eine andere gegen den Himmel immer offen hält. Du mußt lernen, zwischen beiden zu verkehren. Du — vielmehr Dein Genius trat bei dieser herein und flüchtet wieder nach dieser zurück, wenn ihn die kalten Schauer des Lebens unsanft erfassen. Das Leben borgt für seine Ausgangspforte das erquickende Licht von jener des Himmels — Du wandelst, so lang Du athmest, so lange Du das Weltbürgerthum übest, zwischen beiden Thoren und entrichtest bei jedem den Zoll des Strebens und Wirkens, des Empfangens und Gebens, der Freude und des Schmerzes. Die Poesie läßt vom Himmelsthore den erwärmenden Strahl der Geisterwelt hereindringen und schmückt die Blume der Wirklichkeit mit dem farbigen Dufte des Genusses. — Der Dichter gehört Beiden an, sonst hört er auf, es zu seyn. Entzweit er sich mit dem einen oder dem andern, so nimmt ihn entweder der Himmel in seine Arme oder wiegt ihn das Leben an seiner schwellenden Brust. Er verweile nirgends zu lange in üppiger Schwelgerei, denn sonst entweicht ihm entweder der Blumenboden des Lebens, dem er seinen Tribut schuldet, oder er verschließt sich den Rückweg in die klaren Regionen des ruhig schaffenden, ewigen Weltgeistes, der ihm den prometheuschen Funken der Schöpferkraft einhauchte. Lerne die Töne des Schmerzes in wohllautende Melodien umwandeln und werde nie irre an den seltsamen Fügungen des Lebens und seinen Launen, die dem Dichter nur als ein bunter Wirrwarr er-

scheinen, der nach einer heiteren Auflösung strebt und aufgelös't ein harmonischer Dreiklang wird, der von seiner Brust in die Saiten überströmt, um als Lied in die Kreise der Menschheit versöhnend und tröstend überzugehen!"

„Das begreife ich so ziemlich," dachte Arthur bei sich, „aber was soll aus mir, was aus meiner Wanderung werden? Meine Dichterkollegen durchwandeln Griechenland und Italien — die Schweiz und das Rheingau — sie wissen, wohin sie wandern und wo sie den Rückweg anzutreten haben. O," seufzte er, „hätte ich nie die bequeme Wirklichkeit der Heimath verlassen, wo ich Alles so praktisch sicher erfassen konnte; wo sich die Welt um mich her in den bestimmtesten, deutlichsten Umrissen und Gränzen um mich her so wahr und richtig ausbreitete!! — — Die Wirklichkeit schien mir die wahre Poesie, denn diese verstanden wir; wir verkehrten miteinander in klaren Worten, in verständlichen Bildern; wir folgten dem Zuge unserer Herzen, und ein toller Anflug rasender Phantasterei lockte mich hinaus in diese Fabel= und Feenwelt, die bei jedem Schritte vor mir ins Bodenlose und Ferne versinkt! O du köstliche Poesie des „Besitzes!"

So reflektirte Arthur auf einem bemoosten Granitblocke und zeichnete mit seinem Stabe die Umrisse eines wandernden Poeten in den Sand! — — Endlich erhob er sich wieder und setzte seine Wanderung fort, als er an einer Silberquelle kam, aus welcher ihm Millionen Perlen entgegen glänzten, wo ihn Gnomen und Feen in munteren Ringeltänzen umschwebten. Dichter Nebel — nicht Dichter=Nebel — wogte auf und nieder; er schlang sich um den nackten Fels, bis er sich endlich aufzog und die Sternseherin, mild beleuchtet von der Mittagssonne, als versteinerte Jungfrau — ein weiblicher Atlas mit schwellendem Busen, mit schimmerndem Nacken und vollen, runden Hüften, mit himmelwärts gerichtetem Antlitze, den Mund zur Rede geöffnet, die rechte Hand bedeutsam gehoben, die linke nachläßig gesenkt, aus dem Blumengrunde sich erhob.

„Das ist die Sphinx dieses Gebirges!“ rief er aus! „Hier müssen sich mir alle Räthsel lösen!“

Plötzlich rasselten Wägen in einiger Entfernung — die Peitschenhiebe knallten und ein Posthorn klang mit seinem poetischen Rufe darein: „Passagiere von der Leipziger Messe oder dahin!“ Reisende Autoren mit langen, kritischen Nasen: Kritiker von Profession, die à la Turque aus langen Röhren von türkischem Weichselrohre die fertigen, fliegenden, schlagenden, lobenden Urtheile in blauen Wolken wegdampfen und Göthes Fürstenthum mediatisiren, um als moderne Wolken- und Weihrauchgötter den entfürsteten Dichterthron einzunehmen — und mit ihrem scharfen Wolfszahn sich in den riesenhaften Literaturbau der deutschen Nation so sehr verbeisten, daß ihnen neben dem kritischen Fangzahne auch die übrigen schwarz werden, zogen die entfernte Heerstraße wie die wilde Jagd daher.

Einer führte im Nachtrabe einen großen Guckkasten — er glich einer ambulirenden Menagerie und hatte links und rechts die Aufschrift in gothischen Lettern: D. A. A.

Synkronistische Tabellen der deutschen Literatur. Dieser Kasten enthielt vom Löwen bis zur Spitzmaus der Schriftsteller Deutschlands alle Abstufungen. Jedem war ein stereotypes Urtheil umgehängt, das aber meistentheils verrieth, daß der Eigenthümer seine animali scriventi gar nicht kannte und nur nach vagem Hörensagen klassifizirte! — —

„Ach, lieber Arthur!“ rief eine Stimme aus einem nahen Dornbusche, der in der Abendsonne noch flammte; „ach, Arthur, wie dauerst Du mich, wenn Du von diesem Kompilator einst in dieses Schriftsteller-Pantheon — als ausgestopfte Mumie gestellt wirst! „Gott beßers!“ — er mag zur Besinnung kommen, sonst gibt ihm der Wolf eine Lektion, die ihn zur Kenntniß seiner selbst und seiner Heroen bringt! —“

Die zauberischen Bande, die ihm Geist und Herz umschlangen, lös'ten sich mit einem Male ab. — Arthur sank der Wirklichkeit in die derben Arme und die Idylle des auf einige Tage hinweggeträumten Lebens eröffnete sich ihm an den äußersten Marken des Gebirges, das mit seinen Sagen und Mähren ihn dahingelockt und dieses — Mährchen veranlaßt hatte. —

Manches entdeckte noch die Geisterstimme dem erstaunten Arthur, was den Blumenrahmen des Mährchens sprengen würde!

VI.

„Vivat, vivat!" rief der lustige Goldgruber. „Gnädige Frau und Fräulein Mechtild! Heraus! Wenzel, laß die Geige mächtig tönen! wo seyd ihr denn Alle? Heinrich, Rosalie, Raimund und du schöne Zauberin mit dem gestirnten Bande um die kastanienbraunen Haare! Der gnädige Herr kömmt daher geritten, dort oben an der Hochstraße! Hinter ihm das ganze Regiment, wenn es noch ganz ist!" Das Waldhorn unter dem Arme, rannte er in das Schloß, riß alle Thore und Thüren auf und rief unablässig: „Er ists, er lebt!"

Die Gräfin und Mechtild flogen über die Treppe; jene erwartete in der That ihren Gemahl; diese ihren Arthur. Das ganze Haus gerieth in eine tumultuarische Bewegung; Raimund und Rosalie eilten mit Blumenkörben herbei und Gulizza allein stand ruhig und nachsinnend am Fenster ihres Gemaches. Das erste Bataillon rückte heran. Der Graf ritt an der Spitze desselben. Herrlich zierte ihn der Helm; nur ein schmales, seidenes Band, das über die linke Seite der Stirne befestigt war, entstellte ein wenig die edle Kriegergestalt. Er stieg vom Pferde; die Gräfin und ihre Tochter näherten sich ihm; er umschlang Mutter und Tochter abwechselnd und bedeckte sie mit Küssen. Sie lagen ihm schweigend in den Armen; das Bataillon lagerte inzwischen unter den breitschattenden Linden und Kastanienbäu-

men und that sich gütlich im Grünen, während ihm Erfrischungen in Fülle gebracht wurden.

„Gott grüß Dich, alter, treuer Kamerad!" rief es wie eine lautönende Kommandostimme im Hausflur — und der verwundete Gast, von Gulizza wie von einer zärtlichen Tochter am Arme geführt, sputete sich hinkend und umarmte den treuen Freund, den die Sage auf dem Schlachtfelde sterben ließ. — „Du bist glücklich, Du bist im Kreise der Deinen, und ich, ach, mein theurer, phantastischer Sohn, mein Arthur, der Teufelspoet, der immer ins Blaue schweift und in den Nebel wahnsinnig greift, geht in der Ferne anstatt auf dem praktischen, goldenen Boden, auf dem festen Terrain der glücklichen Wirklichkeit nach dem standhaften Glücke des Lebens zu rekognosciren!"

„Ich muß wie der Herzog von Sieghordsweiler nach diesem Johannes Kreisler Sekundus alle meine Jäger und Knappen aussenden und auf ihn Bresche machen. Ich will mit Dir vereint," sagte der Obrist zum Major, „auf ihn Jagd machen — ich will ihm Netze legen, ihn mit neuen Netzen umstricken, da ihn meine Mechtild losließ. Er bleibt inzwischen immer ein vortrefflicher, unübertrefflicher Junge, dem ich von Herzen gut bin!"

Roderich nahm nach dieser pathetischen Expektoration Gulizza bei der Hand und sagte, sie ihm entgegen führend: „Dieß Kind, kein Engel ist so rein, laß es Dir empfohlen seyn! Das Mädchen ist eine tröstende Seherin und zwar eine solche, welche mit eingeweihtem Blicke in die Sterne — aber auch recht klug in die menschlichen Herzen schaut — welche das Schicksal der Sterblichen dort erforscht und Deine Wiederkehr ungeachtet aller wiederholten Nachrichten von Deinem Tode verkündete."

Mechtild erröthete über diese Empfehlung, denn sie befürchtete, er wolle seinen Arthur am Ende mit Gulizza verbinden

und drückte wehmüthig ihrem Vater die Hand, während sie mit feuchten Augen nach der Mutter blickte, die wie träumerisch in der Gruppe stand und an der Wahrheit dieses Augenblickes zu zweifeln schien.

„Heute noch kömmt Dein Arthur," sagte Gulizza, „ich kenne Deine Besorgnisse; ich las sie in der gestrigen Nacht, als ich das Sternbild der Jungfrau betrachtete. Sey ohne Kummer! Mir ist Arthur fern — fern meinem Herzen! Aber der entblätterte Blumenstrauß, liebe Mechtild, erinnere Dich, daß im menschlichen Leben geheime Dämonen walten, die mitten in das Fest der Freude zerstörend greifen und die schönste Blüthe dann vergiften, wenn die Sehnsucht die Frucht eher haschen will, als es ein ewiger Rathschluß, über den Sternen und auf der Erde waltend, gestatten kann! Mein Vater ist kein Magier, aber er überkam von seinen Vorvordern aus dem Orient die Lehre, daß das Glück der Liebe eben so kreise wie die Planeten — daß Alles im Ringe sich bewege, sich scheinbar verliere, weil eine Kreisbewegung das Nächste oft zum Fernsten macht und sich wieder finde. Ich habe Deine schöne Seele mit Grauen erfüllt, als Dich die Blumen im Garten wie eine Leiche überschütteten." Sie hielt einige Augenblicke inne und flüsterte himmelwärts die unverständlichen Worte: „Dein Lebensstern welkt früh!"

„Schaudere nicht zurück vor mir," fuhr sie fort mit sanftem Tone, „ich bin Dir verwandter als Du glaubst — verwandt durch Gefühl und Empfindung und durch den Drang nach der Umarmung des Schönen. Unsere Geister blüthen auf im Frühlingsbilde, als sich Urania über dasselbe liebend neigte."

„Stoßt mich nicht aus, gönnt mir zu leben in eurer Mitte, bis mein Vater kömmt und mein Geliebter mich löset, der noch ferne ist!"

„Sonderbar, seltsam, recht seltsam!" rief Otto, der Obrist."

„Das Sonderbare,“ fiel Agnes ein, „zog mich gegen dieses Mädchen immer eben so mächtig hin als es mich wieder anwiderte und zurückstieß, sie muß höherer Abkunft seyn!“

„Das glaube ich auch,“ pflichtete Roderich und Otto bei, wie gleichgesinnte Votanten; „es ist etwas Geheimnißvolles in diesem Mädchen, das sich nur selten und nur in seltenen Naturen prophetisch offenbart, aber wahr ist nur der Kampf in der Schlacht und der Sieg und der Tod!“

„Wahr ist auch die Liebe,“ sagte Rosalie, indem sie ihren Raimund dem Grafen vorstellte; „aber zur Wahrheit können Sie, gnädiger Herr, unser Glück machen, wenn Sie, wie die gnädige Frau gestatten, daß wir an den Traualtar treten dürfen.“

„Ton, fertig,“ rief der Obrist; „schlagt ein und der Himmel gebe zum Feuer der Liebe den Segen!“

„Herr Graf!“ rief Goldgruber laut in die Familiengruppe, „die Bergleute bitten, sie nicht zu vergessen bei dieser Segensspende! Ich lebe seit Jahren im Schachte und athme nur seit einigen Tagen in freier Luft! Ich möchte doch noch eine Weile da oben leben, um einst nach Weltgebrauch wieder unterwärts zu steigen — ins Grab zum ewigen Schlummer!“

„Du sollst eine gute Pension haben, ehrlicher Goldgruber,“ sagte Graf Otto, „und den Rest Deiner Tage auf dem Waldhorne lustig wegblasen! Deinen Wenzel, den ich als einen ausgezeichneten Violinspieler kenne, laß ich reisen, damit er's zur höchsten Meisterschaft bringe! Aber beim nächsten Conzerte seyd mir zugegen! Dort will ich es wieder versuchen, alle Töne des Wohllauts in mir aufzuwecken, die mir der Kanonendonner und der Schmerzlaut des Jammers in die innersten Winkel des Herzens zurückscheuchte!“

So begann allmählich die Auflösung der Dissonanzen im Hause der liebesehnenden Mechtild in eine milde Harmonie aller Lebenstöne! Nur Ein Ton mißlautete noch; aber immer mehr und mehr sich reinigend, sich läuternd zum weichen Flötenklang der befriedigten Sehnsucht, der zärtlichen Liebe und schmachtender Hoffnung: wir meinen unsern Arthur, dem wir nun entgegen eilen wollen.

Sie wissen, daß der fromme Aeneas, um den Reise- und Sanitätspaß in die Unterwelt zu erlangen — um sich gleichfalls desinfektiren zu lassen — (damals gab es aber noch keinen Pariser Chlor) einen goldenen Zweig pflückte und mit diesem in die Thalgegenden der Lethe und des Cozytus niederstieg. Arthur erhielt nicht ohne Bedeutung von dem Knaben Goldner an der Gränze des Fichtelgebirges einen zarten Blüthenzweig. Dieser Zweig duftete immer mehr, je näher er dem Gebiete der Heimath kam; seine Blüthen trieben immer stärker, als wollten sie vor der Zeit zur Frucht werden, als plötzlich der Knabe verschwand.

„Wie ist der Zweig so schwer!" rief er aus, „und ich muß dem Auftrage des Begleiters nachkommen und ihn an der Marke aufpflanzen und in die Erde als einen Hoffnungssprößling versenken — gerade auf dem Punkte, wo meine Heimath und das Land der Phantasie, das ich bereis'te, mit ihren Gränzen sich berühren. Die Wirklichkeit und die Poesie berühren sich wie zusammenlaufende Gränzen, sagte der Erhabene. Ich werde es noch mehr begreifen lernen."

Eine glänzende Silberwolke wandelte vom Thale herab und umfieng ihn. Sonst verhüllten nur die Götter sich selbst und ihre Lieblinge mit Nebel und Gewölke, wenn sie etwas Kleines oder Großes mit ihnen vorhatten — und der fromme Aeneas marschirte auf Karthoga los, von seiner göttlichen Mama mit Dunst umgeben, weil sie ihn den profanen Blicken der Intrigue mit Schlauheit entrückte.

Arthur konnte sich dieses Phänomen nicht erklären; er wußte zwar, daß Viele im Dunste wandeln, daß viele Perlen eine Art schimmernden Ruhm=Miasma's von sich geben und wie Katzen, wenn man sie liebkosend auf dem Rücken streichelt, elektrische Funken stieben.

„Das ist der Nebel der poetischen Selbsterkenntniß," flüsterte ihm eine Stimme zu, „der sich Dir in das reinste Licht auflös't."

Der Nebel floß auseinander und Arthur befand sich wie verzaubert auf einer Heerstraße. Ein Phaeton, postartig gebaut, stand mitten darauf — und auf der Wiese weidete eine Gestalt einen Apfelschimmel, der sich sehr wild geberdete.

„Du willst fahren?" rief die phantastische Erscheinung. „Warte, ich spanne meinen Pegasus vor, er hat das Ziehen auf der breiten Heerstraße vortrefflich gelernt. Ich und dieses edle Thier sind seit Jahren zum Zuge dressirt und schweifen nur selten mehr Himmelwärts, wohin unsere Natur strebt."

Arthur wollte die Hand ausstrecken zum Willkomm — er erkannte den Albert.

„Still," sagte dieser, „Niemand erfahre, daß ich heute dichterisch fahre, die Alltagsmenschen verargen es mir und lassen mich und meinen Pegasus boshaft verkümmern!"

Der Fuhrmann spannte den Pegasus ein, der sich seinem Rufe recht gehorsam fügte, schwang sich auf den Bock und Arthur huschte in den flüchtigen Phaeton, als hätte ihn ein unsichtbarer Arm hineingehoben. — Der Apfelschimmel machte Parade, stampfte, schnob und wieherte, als hätte ihm der Eigenthümer lauter Ambrosia geweiht, und der Wagen rollte dahin mit dem jungen Apollo=Adepten.

Die Sterne funkelten wie goldene Nägel am tiefblauen Plafond des abendlichen Himmels, als sie an dem Schlosse ankamen. Nur einzelne Lichter flatterten in den östlichen Gemächern. Sie stiegen aus; Albert N— lenkte um, drückte aber im Scheiden vom Kutschbocke herab dem Jüngling noch einmal recht innig die Hand und trieb Hügelan der Sternseherin zu, wie ein fliehender Nebel mit dem Gespann, das sich in eine eisige Wolke verwandelte.

Arthur eilte dem Lieblingsbaume seiner Mechtild zu, wo sie auf einem großen Stickrahmen, der die Rückkehr des Ulysses auf dem Landsitze seines alten Vaters zum Theil vollendet darstellte, eingeschlummert war.

Laue Mailüfte gaukelten in ihren Locken; sie schlummerte so süß, sie glich einem Endymion, gewärtig des Kusses, der sie erweckt. Gulizza schlug wehmüthige Akkörde auf der Mandoline an und schaute sehnsüchtig in die südlichen Sterne. Agnes lag wieder träumerisch unter dem hohen Fensterbogen und Raymund lustwandelte mit seiner Rosalie im Garten.

Arthur schlich hinzu und küßte Mechtild auf die Stirne. Sie fuhr auf im süßen Schauer und blickte um sich! Sie glaubte zu träumen, als sie Arthur vor sich sah und sank unter Thränen an die Brust des Jünglings.

„Laß uns die Versöhnung feiern, liebe Mechtild," sagte er.

„Dein Vater, Arthur, lebt," flüsterte sie, „er kehrte zurück — er erwartet Dich mit Schmerz!"

Arm in Arm stiegen sie die hohe Treppe hinan, öffneten die Saalthür und sahen die Väter in bequemer, prosaischer Bequemlichkeit eine Parthie L'hombre spielen.

„Sind es Geister!" rief Arthurs Vater. „Bist Du es, Arthur? Leibhaft bist Du es!"

„Ich bin es, Vater!" rief Arthur; „ich war im Urbarlande, von dem Du mir so oft erzähltest! Ich bin Dir nicht verloren! Ich kehre mit einem bereicherten Gemüthe zurück; ich pflegte Umgang mit den Geistern und flüchte nun in Deine Arme, an Deine Brust, in welcher tausend warme Gefühle wuchern! Nimm auf den Sohn, nimm auf den jungen Geist, wie mich meine treue Mechtild aufnahm!"

„Hör' ich nicht Arthurs Stimme?" fragte die Gräfin und ihre Arme ausbreitend ging sie dem Jüngling entgegen. „Arthur," sagte sie, indem sie mit mütterlicher Zärtlichkeit die Hand ihrer Mechtild erfaßte, als wollte sie dieselbe in jene Arthurs legen, „wir haben Alle seit der Abwesenheit der Väter geträumt, und Du selbst jagtest im wachen Traume Traumbildern nach. Der unbegränzte Zauberkreis dieses Hinausstrebens in eine neblichte Sagenferne und dieses Versenkens in die unerforschlichen Tiefen der Sehnsucht und der Geheimnisse des menschlichen Herzens zieht sich wieder in die klaren, bestimmten Gränzen einer heiteren Wirklichkeit."

„Die heimgekehrten Väter geben ihr wieder den Schwerpunkt und" — rief Arthurs Vater, „das Halt und die feste Front, die dem Medusenhaupte verworrener und verwirrender Phantasie mit gepanzerter Brust sich gegenüber stellt!"

Im Augenblicke schritt Gulizza herein und schlang um Arthur und Mechtild eine Blumenkette.

„Diese beiden Sterne will ich auf ewig verketten und binden! Sie mögen in friedlichen Bahnen neben einander wie verwandte Planeten um der Sonne der Poesie wandeln, denn die Poesie hat euch aus sich geboren, und wer ihr entstammt, gedeiht und blüht nur in ihrem erwärmenden Lebensodem!"

Ihre Gestalt hatte etwas Feyerliches, Grandioses an sich; sie schien höheren Mächten anzugehören und nur als ein himmlischer Gast in den Kreis des irdischen Lebens herabgestiegen zu seyn.

„Das ist mir doch ein seltsamer Spuck," rief Otto aus und wischte sich die ersten Schlafwölkchen von den Augen. „Herr Bruder, sag' mir einmal, träumen wir oder diese Leutchen da? Treibt sich hier die Seherin von Prevorst als wieder verkörpertes Wesen herum? Lebt die weiße Frau unter uns als blühendes Mädchen?"

„Das ist ganz gewiß die Poesie," erwiederte Roderich, „und mein Sohn somnambulirt wie ein rasender Poet! O nüchterne Poesie, kehre wieder ein mit deinen Tugenden in uns alle und nimm uns die Binde der Schwärmerei ab!"

„Ich möchte dieses Mädchen," nahm Otto wieder das Wort, indem er anfing heller zu sehen, „ich möchte dieses Mädchen an uns fesseln; allein solche räthselhafte Figuren halten nicht Stich; man kann sie nicht fesseln, weil sie zu geistig sind und ohne tüchtige Erdschwere, ohne prosaischen Schwerpunkt des praktischen Lebens kann ich nicht sicher schreiten."

„Ich muß Dir, mein Arthur," sagte Roderich, „an die poetischen Flügel ohne Nachsicht Etwas von der Gegenwart hängen und sollte es auch die milde Mechtild seyn."

„Damit bin ich ganz einverstanden," sagte Arthurs Vater.

„Auch ich will der Tochter," entgegnete Otto, „der Tochter einen Ballast an die Montgolfiere legen, damit sie mir nicht zu hoch über die Erde fliegt; ich meine den Arthur, wenn der Kamerad mit meinem Vorschlage einverstanden ist. Frau Mama, Du bist unserer Ansicht?"

Die Gräfin nickte und nahm die Tochter zur Seite, während Arthur in den Fabelkreis der Wanderung sich wieder zu vertiefen schien. Man begrüßte sich noch einmal und wünschte sich eine gute Nacht.

„Wo ist das Bataillon?" fragen viele Stimmen. „Ist es wie eine Gnomenschaar über die Berge hinaus verschwunden? Sahen wir in einer Camera obscura seinen Anmarsch als eine Täuschung? Dort schlummert es unter dem Gezelte des Himmels und unter den Aesten und Zweigen, die sich schützend über die Krieger hinabsenken! Wo ist die Folie des Mährchens — wo sein Ausgang? Da kömmt der treue Goldgruber noch einmal zu mir und bietet sich an, den Gang des Mährchens ans Ende zu führen."

„Laß es gut seyn," sagte er mit traulichem Tone, „es braucht nicht Alles ein Ende zu haben, das man mit rohen Händen greift und mit irdischem Auge sieht! Was man im Leben, im geistigen, begonnen, verliert sich in geheime, tiefe Kanäle der Ahndung. Ich sah oft den Berggeist kommen, ich hätte deutlich die Stelle seines Erscheinens bezeichnen können, aber nie vermocht ichs, sein Verschwinden, seinen deutlichen Abgang zu bestimmen.

„Aber er war um mich, geheimnißvoll webend, ich fühlte seine magische Nähe und — folgte seinem Zuge. Deine Lampe will sterben, ihre letzten Athemzüge wehen mich an wie ein Mährchen, das uns neckisch umflattert und sich nie haschen läßt.

„Mein Wenzel steht vor Dir begeistert wie der liebenswürdige Pergolese!"

Kaum nannte Goldgruber seinen Namen, als Gulizza und sein Sohn, Hand in Hand, vor mir niederschwebten.

„Goldgruber, wie kömmt dieses Paar zum Schlusse?"

„Sie waren schon längst wie zwei harmonische Töne verschmolzen, wir stammen aus dem Lande der Hesperiden!"

Er stellte sich in ihre Mitte und segnete sie, das feuchte Auge himmelwärts gerichtet.

Literatur.

Ein Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München. Georg Franz. 1833.

Gegenwärtige Novellen erwecken und unterhalten schon darum ein besonderes Interesse, weil sie den Namen eines Verfassers an der Stirn tragen, der durch die Verschiedenheit seiner Leistungen dem Geschlechte der literarischen Proteus angehört, nicht dem farblosen Gewimmel, sondern den Mitgliedern des engern Ausschusses, jenen reichbegabten Talenten, die bald unter diesem, bald unter jenem Stempel ein edles Metall ausprägen. Seine Forschungen über die ältere Kunstgeschichte Italiens schließen ein Werk ab, worin die meisten und besten Tugenden des deutschen Geistes glänzen: umfassende Sachkenntniß, gründliche, oft sehr feine Untersuchung, selbstständiges Urtheil, angemessene und stellenweise überaus charakteristische Darstellung. Kein Nachfolger wird es ihm auf jenem Felde, wo er das Glück einer unabhängigen Muße bestens benutzt hat, sobald gleich- noch weniger zuvorthun; auch ist bis jetzt, genau genommen, noch keine Beurtheilung erschienen, die des ausgezeichneten Werkes würdig wäre. Ein Buch, das nach Verlauf von mehreren Jahren in unserm schreib- und druckfertigen Deutschland noch immer keinen vollwüchsigen Recensenten finden kann, ist der Seltenheit

wegen ein halbes Wunder; rückt nicht bald Ersatz an, so wird zuletzt ein ganzes daraus.

Eigentlich ist es schon und streift ganz vergnügt die Schuppen der Verborgenheit ab, wenn eine andere Schrift desselben Verfassers mit eingerechnet wird, die ihn durch das unschuldigste und populärste Mittel zu einem Wohlthäter, einem Protektor der gesammten Menschheit erhoben hat. Beim Essen viel zu denken ist nicht Jedermanns Sache, über das Essen selbst jedesmal treffende Betrachtungen anzustellen, beliebt noch Wenigern, das Essen aber gar auf die reinsten und höchsten Grundsätze des Wissens und Könnens zurückzuführen und so ganz in der Stille das Heil unzähliger Existenzen vorzubereiten: wer hat je so etwas Einziges unternommen und glücklich durchgeführt? Baron Rumohr, sagen Kenner, die für Autoritäten gelten; und zwar soll er es nach ihrer Versicherung in einer Schrift gethan haben, die nach einer gewöhnlichen Redefigur zur Gesellschaft der Kochbücher gehört, dabei aber zugleich alle Forderungen der Natur- und Lebensphilosophie erfüllt, indem sie den vollkommenen Sieg des Geistes über die Materie darstellt. Es ist mit diesem Lobe durchaus ernstlich, keinesweges zweideutig gemeint; das Buch soll wirklich in der Speiseliteratur seines Gleichen nicht haben und für dieselbe den Anfang einer neuen, klassischen Epoche begründen. Urtheilsfähige Personen behaupten zuversichtlich, es befördere durch eingestreutes Salz und ähnliche Gesundheitspulver der Seele dergestalt den Appetit zum Nachdenken, daß darüber auf der Stelle die entschiedenste Neigung zum Essen verschwinde, nur müsse der Leser, um die Probe zu bestehen, gerade eben so viel Verstand mitbringen, als er in den Tischreden vorfindet. Erforderte der reine Genuß dieser papiernen Schüsseln etwas weniger Kopfanstrengung, so ließen sie sich in gewissen kritischen Fällen sehr vortheilhaft als Surrogat der Rumfordschen Suppe anwenden, welche ohnehin seit geraumer Zeit bei ihren Kunden in Mißkredit gerathen ist. Erst ein höchst schätzbares Werk über die altitalienische Kunst zu schreiben und den unbestrittenen Ruhm hintennach muthwillig zu schwärzen durch einen so unermeßlichen

Absprung, worin vermuthlich auch einige delikate Artikel über die neuitalienische Küche vorkommen werden: das ist allerdings unerhört, beinahe unverzeihlich, und wäre es nicht auf der andern Seite wieder ein joviales Heldenstück, so könnte die öffentliche Vernunft unmöglich still dazu schweigen. Wer will jetzt noch zweifeln, daß der Verfasser ein ausgemachter Proteus ist, bald in diesem, bald in jenem Geschmack, aber jederzeit im besten?

Abermals nimmt er eine andere Gestalt an in seinen drei Reisen nach Italien, worüber der „Horizont" bereits das Nähere berichtet hat. Sie sind ein pikantes Conversationsstück, wofür in dem Reichsarchive unserer Literatur noch kein Register angelegt ist; man könnte sie einem Reise= und Gesellschaftsspiele vergleichen, wobei die gute Laune von Zeit zu Zeit mit dem Vexierbecher ihre Würfel rund umher wirft. Sie zeigen den Verfasser in einer angenehmen Gährung, nur läuft ihm hier und da zu merklich die Galle über, mitunter selbst etwas Gift; es fehlt seinem jungen Humor noch das echte Pflegma, die eigentliche Blume. Alle Anzeichen deuteten damals darauf hin, daß er auf dem Punkt einer neuen Entwickelung stehe; die vorliegenden Novellen geben über jenen Schalttag seiner innern Welt nähern und genügenden Aufschluß. Der rühmlich bewährte Kunstkenner tritt jetzt vor unsern Augen als Künstler auf, denn jeder Dichter ist Künstler, sobald er etwas Gutes rein aus sich **erschafft**. So hätten wir denn unsern Verfasser bis zu seiner letzten Verwandlung begleitet und wollen nun sehen, wie er sich als Proteus in derselben ausnimmt. Vielleicht trägt der Umweg, auf welchem wir zum Ziele gelangen, einigermaßen dazu bei, die Leser für die Aufnahme der dargebotenen Gabe im Voraus günstig zu stimmen.

Nicht mehr als zwei Novellen machen den Inhalt des erschienenen Bandes aus. Beide sind gut und schön gedacht, durchaus Erzeugnisse eines reifen Geistes, echter Bildung, tüchtiger Welt= und Lebenskenntniß. In der Erfindung unterstützen sich Verstand und Phantasie, doch ist jener mächtiger als diese.

Hier und da dürften aber Umrisse der vorgeführten Gestalten nicht warm genug empfunden seyn, indessen leuchtet auch an jenen Stellen noch das Geschick eines gewandten Skizzisten hervor, der seinen Stoff in der Hauptsache glücklich beherrscht. Das Kunstmittel, die Aufmerksamkeit der Leser von Anfang bis zu Ende in steigender Spannung zu erhalten, ohne gesuchte Maschinerie, ohne losgelassene Knalleffekte, ist dem Verfasser besser gelungen als vielen belobten Novellenschreibern. Man fühlt sich von ihm in behaglicher Stimmung fortgezogen, das Vergnügen der Theilnahme wirkt gleich einer Spiralfeder, die sich sanft aber unaufhaltsam entwickelt. Der Reiz des Natürlichen ist zugleich ein reinmenschlicher; jeder Stand, jedes Geschlecht findet eine frische, nahrhafte Ausbeute, weil das Individuelle überall mehr oder weniger auf einer allgemeinen Grundlage ruht. Ueberreife Empfindungen werden aber vergeblich Befriedigung suchen; sie verlangen nach ihrer Gewohnheit stachelndes Gewürz, brennende Beize. Die Sprache übertrifft weit den gewöhnlichen Novellenton; es scheint, als habe der Verfasser, frei von verkehrter Nachahmungssucht, an dem Vortrage Göthes seine Feder geprüft. Zuweilen werden Reflexionen eingeflochten; streng beurtheilt streiten einzelne vielleicht in ihrer heraustretenden Art und Weise mit der Form einer vollendeten Novelle; sie enthalten indessen gewöhnlich so eingreifende Ansichten, Bemerkungen und Winke, daß kein wohldenkender Leser ihnen ihre Stelle streitig machen wird.

Die erste Novelle bewegt sich auf dem Grunde einer Bauern- und Stadtfamilie; die Tochter des Städters und der Sohn des Landmannes werden zuletzt, nach manchen Verwickelungen, ein glückliches Paar und an demselben Tage getraut, wo ein Oberst und eine verwittwete Reichsfürstin sich ebenfalls neben jenen die Hand geben. Beide letztere spielen ihren eigenen Liebesroman durch, indem sie wohlwollend an dem fremden Theil nehmen; der Oberst anfänglich nicht ganz unbefangen, etwas eroberungslustig. Seine Freundin hat den verborgenen Operationsplan ihres irrenden Ritters früher durchschaut als er selbst; sie weiß, daß er eine Niederlage erleben wird, ist mit vieler Hei=

terkeit Zeuge derselben, triumphirt scherzend über seine Beschämung, und da seine edle Natur sich schnell wieder auf den rechten Weg einfindet, so führt die kleine Lektion unmittelbar zum Altar. Diese Novelle möchte Referent wegen ihrer herzigen Anmuth und gefälligen Bewegung die gelungenste nennen. Manche Leser dürften indessen die zweite vorziehen. Ihr Schauplatz ist Italien; ihr Gegenstand vergegenwärtigt uns in der Zerrüttung Neapels das ephemere Leben der sogenannten parthenopäischen Republik; ein Schlag der Ueberraschung folgt dem andern, verbunden mit den gefahrvollsten Abenteuern und andern anziehenden Scenen, deren Räthsel sich endlich zwar aufklärt, jedoch etwas sprungweise, und wie mir scheint, nicht recht natürlich. Im Vergleich mit vielen andern Novellen, die das Seltsamste auf Gerathewohl zusammenmengen und hintennach roh mit der Schaufel auseinander fegen, ist die vorliegende ein Werk berechneter Oekonomie zu nennen. Eingewebt ist ein beherzigungswerthes Räsonnement über die Verhältnisse der Gesellschaft und die heutige Stellung des Adels. Es ist aus dem Buche der Geschichte, dem Quell einer lebendigen Erfahrung geschöpft und in jeder Beziehung ein Wort zu seiner Zeit. Jeder vernünftige Bürger wird es unterschreiben und kein Jota davon wegwünschen, eher noch eins und das andere hinzusetzen, besonders, wenn er sich fragt, wie es denn wohl um seine eigenen Standesinteressen stehen würde, könnte der Rangadel je verschwinden und nähme dagegen die unvermeidliche Aristokratie der Büreau's und Geldleute den leergewordenen Platz ein. Hic Rhodus, hic salta! Die Opposition des gemeinen Liberalismus, der sich zum Theil selbst nicht versteht, zum Theil recht gut kennt, ist im Grunde nichts weiter als die Wiederholung des alten Liedes: „Stehet auf, damit wir uns auf euren Stühlen niedersetzen können.“

Schließlich noch zwei Bemerkungen, um eine Beschränkung des ausgesprochenen Lobes von fern zu motiviren. Wilhelm, der Sohn des großen Bauern, vergießt Thränen, indem er neben seiner geliebten Städterin sitzt; die überdachte Schwierigkeit der Heirath preßt sie ihm aus. Darf Wilhelm, ein schmucker,

reicher, aufgeweckter Bursche, in dem sich später die ganze Garnison vernarrt, weil er so schnell und trefflich den Dienst lernt, darf der nach statthaftem Dichterbrauch weinen? Versammeln wir, um über die hochwichtige Frage abzustimmen, einen Landtag der beiden Geschlechter, eine Art von Liebeshof. Die schönste Patronin des „Horizonts" nehme den Präsidentenstuhl ein. Die unverheiratheten Frauenzimmer werden sagen: Wilhelm ist ein lieber, braver Junge, der mit redlichem Ernst zu Werke geht; er soll allerdings weinen, und da ihm einmal das Herz bricht, wo möglich, in recht großen Tropfen. Maria wird ihm die unschätzbaren Perlen schon abtrocknen. Unser Verfasser hat die Damen für sich; er steht im Vortheile des Tasso, Referent giebt mit Vergnügen den Widerspruch auf, aber bloß um einen neuen zu erheben. Marie wird Wilhelmen durch eine häßliche Intrigue auf längere Zeit entrissen. Muß die bedrohte Liebe nicht bald die Schlingen der List merken, kann sie sich Tage, Wochen lang mystificiren lassen? Unmöglich! Ein innigliebendes Mädchen, deren Herz gehörig mit dem Kopf correspondirt, erkennt jedes eingeschobene Hinderniß ihrer Neigung mit Falkenaugen, sie ist unerträglich. In diesem Punkte will Referent Recht behalten.

Die Freunde.

Ein Künstler-Duo.

S. So lebe wohl, mein Theurer,
Zieh' zu deinen Adlern hin,
Du Adler Du, mit kühnem Flug,
Zieh zu deinen Gletschern hin,
Zu deinen Wasserfällen.

Dein Himmel sey ein Ungewitter,
Das in der Gletscher Menge
Um den Leuchtend'sten sich lagert;
Um diesen mögen Aare kreisen,
Ihm soll ein Wasserfall mitstürzen
Im stäubend-weißen Schaume
An Felsenwänden nieder;
In Tannenwipfeln möge der verschwinden,
Aus des Waldes mächt'gen Stämmen
Vorwärts brausen
Im breiten Felsenbeete;
Bei Eichen mag er sich verlieren;
Das dichte Grün des kräft'gen Laubes
Kann würdig ihn umschatten.

K. Und du, o mein Geliebter,
Gehe du zum freundlich-stillen See hin,
Zum Seee an der grünen Fläche,
Halb umkränzt vom grünenden Gebirge.

Nur schwebendes Gewölke
Mag die kleine grüne Fläche,
Die an dem höchsten Berge in der Runde
Selbst über seine Felsen sich erhebt,
Wie eine leichte Krone
Um ein liebes Haupt sich senken;
Durch frische Tannenspitzen, Buchenzweige,
Spiele silbern dann
Im Glanz der Felsenstufen
Ein Wasserfall hernieder;
Er verberge sich in Tannen und in Buchen;
An Gestein der Mühle
Mag er sich noch einmal zeigen;
Dann aber darf ein Pfad
Sich an Felsen vorwärts schlängeln
An gesell'gen Hütten vorüberführen
Zum grünen Wiesengrunde;
Hin bis zum Wiesengrunde endlich
Möge des Seees Wasser spielen.

S. So lebe wohl, mein Theurer!

K. Leb' wohl, Geliebter!

S. Hast du mir sonst — nichts mehr zu sagen?

K. So sage mir nur frei,
O du Geliebter,
Was du noch sagen willst.

S. Du mußt am Abend malen,
Und der Sonne letztes Gold
Mög in deinem Bilde glühen!
Zur linken künde fast
Schon Nacht sich an,
Es zeige sich zur Rechten
Dunkle Abendgluth.

K. Und du, du mußt am Morgen malen,
Zur Linken grüne
Das junge Leben
Im rosigen Gewande auf,
Zur rechten spiele
Aus der Nebel duftigem Gewebe
Sich immer mehr und mehr
Die schlummernde Natur hervor.
S. Male du im Vordergrunde
Wiesen, Bach und Weiden hin,
Und es werden Hirten
Im Geläute ihrer Herden
Nach Hause ziehn!
K. Und du wirst
Jenseits des Seees seyn
Am Wiesengrunde vor dem Schifferhüttchen;
Und es wird am Schilf des Ufers
Der Schifferknabe ab das Schifflein lösen.
S. So lebe wohl!
K. Du Glücklicher,
Der du Mildes, Zartes
Mit zarten Farben
Gewiß gut wiedergeben wirst.
S. O Glücklicher,
Der du mit kräft'gen Zügen
Das Kräftige ertragen
Und wiedergeben kannst.
K. Mög dich der Lerchen fernes Wirbeln,
Der Wellen leichtes Plätschern,
Der frische Morgenhauch,
Mög' dich der Morgenglocke
Friedensgruß,
Des Nebel-Spieles
Farbiges Verschwinden
Nicht ab vom muthigen Beginnen ziehn!
S. Mög dich des Donners
Wenn auch leicht'res Rollen,

Das schon durch deiner Wolken Dunkel zieht,
Mög dich der Abendsonne Gluth,
Mög dich des Wasserfalles Brausen
Nicht zum bloßen Staunen
Hin dich reißen.

K. Es wird des Wasserfalles Brausen
Brausende Musik
Zur muth'gen Arbeit seyn.

S. Es wird der Lüfte Spielen mit den Wellen
Melodische Musik
Mir zu der stillen Arbeit seyn.

K. Doch wenn du meinen wirst,
Es sey der Wellchen
Melodische Musik
Ein sanftes Echo nur? —

S. So will den lieblichen Gedanken
Ich zu dir senden,
Daß von der späten Arbeit
Bei der Herden
Heimziehenden Geläute
Er dich zurück — zur Heimath rufe.

K. Mein Freund!

S. Leb wohl, o Theurer!
Der Morgen graut, —
Du hast weiten Weg
Zu deinen Bergen; —
Schiffer rudre langsam mit meinem Freund,
Damit des Tages erster
Goldner Silberstreifen
Euer Schifflein mir beleuchte.

K. Leb wohl, leb wohl, leb wohl!

Im Herbste.

Wenn der Herbst mit kaltem Hauche
  Wald und Hain entlaubt,
Zieht so manche schwere Wolke
  Um mein krankes Haupt.

Ach, gar ernste trübe Worte
  Flüstert's mir im Sinn:
„Auch des Lebens Lenzesblüthen
  Sind für dich dahin! —"

Schweigt, o schweigt ihr Mahnungsstimme!
  Heit're dich mein Blick!
Wald und Fluren blühn ja wieder
  Kehrt der Mai zurück.

„Wohl im neuen Lenze werden
  Blumen wieder glühn,
Doch des Lebens Frühlingstage
  Nimmer wieder blühn."

An Sie.

Am Fenster sitzt ein Mägdlein
In weiß Gewand gehüllt,
Mit süßen Seelenaugen,
Ein hehres Gnadenbild!

Ein frommer Jüngling stehet,
Das Herz so minniglich;
Er blickt hinauf zur Hehren,
Und betet inniglich:

„Du sanfter Friedensengel
Ich flehe fromm zu dir;
O schenke mir Erbarmen,
Gieb Seelenfrieden mir.

„Du Bild voll Huld und Gnade,
O blick auf mich herab!
Sonst deckt den frommen Jüngling
Zu früh das finstre Grab.“

Einst und jetzt.

Ja, es ist dieselbe Sonne
Mit dem warmen Lebensstrahl;
Auch der Mond, in stiller Feier,
Blickt auf Wälder, Berg und Thal.

In den Hainen schallen Lieder
Wenn der ros'ge Morgen lacht;
Und die Blümlein blühn und duften
Noch wie sonst in bunter Pracht.

Doch bin ich derselbe nimmer,
Einst so heiter Aug' und Herz,
Jetzt, ach, düster meine Blicke,
Tief im Busen wühlt der Schmerz.

Weit vom holden, hehren Wesen,
In die Ferne hingebannt,
Steh ich einsam, ach, verlassen
In dem fernen, fremden Land.

Der Abendhimmel wölbte
Sich blau und mild und rein,
Mit Silberglanze strahlten
Der Mond, die Sternelein.

Ich stand am Fenster lauschend,
Es tönte süßer Sang,
Gleich sanften Engelstimmen
Er tief in's Herz mir drang.

Wohl strahlt in holder Schöne
Des Mägdleins hehres Bild,
Des süßen Sanges Zauber
Aus edler Brust entquillt.

Die Töne bringen Frieden,
Die Seele sich erhebt;
„Auf ewig dein du Holde!"
Es hell im Aug' mir bebt. —

Weinberg.



Der Liebe Opfer.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

Erzählung

von

Heinrich Sander.

Heilige, mit frommen, kalten Herzen,
Gehn vorüber und verdammen Dich;
Ich allein, ich fühle Deine Schmerzen,
Theures Opfer, und beweine Dich.

Aus Emils Tagebuch.

Es war früh Morgens drei Viertel auf vier Uhr, die Sonne war bereits schon im Osten aufgedämmert und eine lärmende Regsamkeit belebte allmählig die Straßen, als ich, in Begleitung meines Freundes Eduard, von Hause wegfuhr; ich freute mich unendlich, daß ich eine so gute Gelegenheit hatte, das mir so öde und langweilige *** auf einige Zeit verlassen zu können. Ich empfand ganz die Glückseligkeit eines Menschen, der nach einer drückenden Gefangenschaft zum ersten Male wieder seine lang entbehrte Freiheit genießt und sich im Bewußtseyn seiner Freiheit ganz und ohne alle Einschränkung dem Uebermaaße seiner Empfindungen überläßt.

Die wenigen ***er, die uns auf der Straße begegneten, erhöheten dieses Vergnügen und verdoppelten meine Glückseligkeit, denn ich durfte hoffen, sie binnen wenigstens vier Wochen nicht wieder zu sehen. Und welche Lust wartete meiner während dieser vier Wochen?! — Ich fuhr ja meiner Vaterstadt, meiner theuren Vaterstadt, die ich schon seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, entgegen; ich sollte ja da all meine Freunde, deren Umgang ich schon so lange vermißte, wiederfinden, und durfte — was dieses Alles übertrifft — meine innigstgeliebte, meine angebetete Albertine wieder einmal an mein frohbewegtes Herz drücken.

Nicht weniger vergnügt als ich, aber doch stiller und in dem Ausdrucke seiner Gefühle etwas mäßiger, saß mein Freund neben mir. Auch er hatte vollkommen Ursache vergnügt zu seyn, denn er fuhr ja auch dem Ziele entgegen, das meiner Sehnsucht vorschwebte, und er hoffte ja auch auf das Glück, das schon im Voraus mein Herz mit allen seinen Wonnen erfüllte.

Die Sonne war allmählig höher gestiegen und beleuchtete nun mit ihrem vollen Glanze die im Schmucke des Frühlings prangende Erde. Millionen Thautropfen funkelten, gleich eben so vielen Diamanten, an den Spitzen der Grashälmchen, welche die bunte Pracht der unzähligen Blüthen, von des Frühlings sanftem Odem wach geküßt, unendlich erhoben. Hoch in Lüften schwangen sich die Lerchen und brachten zwitschernd ihrem Schöpfer ihr Morgenlied dar. Nach und nach begann ein regeres Leben auf den Feldern; die munteren, sich auf eine reiche Erndte freuenden Landleute, die an uns vorbeiströmten, grüßten alle uns so freundlich, als fühlten sie die Lust, die auf unsern Gesichtern lag, in eben so hohem Grade, als sie unsere Herzen erweiterte.

Der Abend des zweiten Tages unserer Reise fing bereits an zu dämmern, als mir die Thürme meiner geliebten Vaterstadt in der Ferne sichtbar wurden; als sey es seit meiner Kindheit zum ersten Male wieder, rief ich, mit dem höchsten Ausdrucke meines Gefühls, bei dem so heiß ersehnten Anblicke:

„Sey mir gegrüßt, mein theures Jugendland!“

und eine Freudenzähre perlte an meinen Wimpern. „Mäßige doch deine Freude, lieber Emil,“ sagte Eduard; „Uebermaaß tödtet den Genuß;“ doch ich achtete nicht auf seine wohlgemeinte Warnung und ungehindert überließ ich mich meinen überseligen Empfindungen.

Noch eine halbe Stunde fuhren wir zwischen blühenden Bäumen, grünenden Weinbergen und reichen Saatfeldern hin, bis wir endlich an dem Ziele unserer Wünsche anlangten.

Meine Eltern waren schon seit einigen Jahren gestorben, ich fuhr daher bei einem meiner Freunde vor. Die ungeheuchelte Freude, mit welcher dieser mich empfing, vermehrte wo möglich meine Lust noch um ein Großes. Kaum ließ er mir Zeit, mich ein wenig umzukleiden; so sehr bestürmte er mich mit den Ausbrüchen seines Vergnügens über meine unerwartete Ankunft. Von meinen Verhältnissen zu Albertinen wußte er nichts, ich wollte ihn auch vor der Hand noch nichts davon wissen lassen; um jedoch, wie es mir meine Sehnsucht gebot, sie heute Abend noch zu sehen, gab ich vor, meine übrigen Freunde besuchen zu wollen, was er aber durchaus nicht zugab.

„Ich lasse Dich heute unter keiner Bedingung los,“ sagte er; „wenn es Dir aber Vergnügen macht, so wollen wir ins Theater gehen, dort wirst Du auch unsere Freunde antreffen.“

Da ich hoffen konnte, auch Albertinen dort zu sehen, so

ließ ich mir diesen Vorschlag gefallen, und wir gingen nun, in Begleitung Eduards, ins Theater.

Eine neue Oper: „Zampa", oder: „die Marmorbraut", wurde heute gegeben.

Um dem Gedränge des Parterres zu entgehen, hatten wir eine Loge gewählt; das Parterre war gedrängt voll; ich übersah die bunte Menge, die im Raume des Saales wie die unruhige See hin und her wogte, und fühlte mich recht behaglich, dem Gedränge entronnen zu seyn.

Die Ouvertüre, die eben begann, lenkte nun meine Aufmerksamkeit auf das Orchester; als sie geendet hatte, sah ich von ungefähr nach der mir schief gegenüber befindlichen Loge und ein freudiger Schreck bemächtigte sich meiner, denn mein Blick fiel auf Albertinen, die noch, von dem Zauber der Töne ergriffen, in stiller Empfindung da saß.

Verloren in süßes Anschauen, hatte ich Anfangs nicht bemerkt, daß ein junger Mann neben ihr saß, der sich sehr angelegentlich mit ihr unterhielt. Ein Mißton durchschnitt die reine Harmonie meiner Seele, als ich dieses bemerkte.

„Wer ist dieser?" fragte ich meinen neben mir sitzenden Freund.

„Es ist Assessor M —, Albertinens Gatte," antwortete er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, denn er wußte ja nicht, wie nahe mich seine Antwort anging.

Wie ein Donnerschlag trafen mich diese Worte, die mich auf einmal aus all meinen Himmeln, vom höchsten Gipfel der Freude in den tiefsten Abgrund des Elends herabstürzten. Vernichtet und keines Lautes mehr fähig, saß ich da; mein Freund ahndete nicht, was in mir vorging, aber er sah mich auf ein-

mal erbleichen und dieses war genug, um seine größte Besorgniß zu erregen. Ich erholte mich allmählig wieder, aber ohne zu wissen, was um mich vorging, saß ich da und sah gedankenlos und mit stierem Blicke hinüber nach Albertinen, die nun alle ihre Aufmerksamkeit auf die eben beginnende Oper richtete. Ich war in diesem Augenblicke nicht mehr fähig, die ganze Fülle meines Elends zu übersehen, aber nach und nach lös'te sich die gefühllose Erstarrung, in die ich versunken war, in sanfte Wehmuth auf, und in denselben Augen, die noch vor einigen Stunden von den Zähren der unüberschwenglichsten Freude geglänzt hatten, perlten nun die Thränen des höchsten Schmerzes und der unendlichsten Hoffnungslosigkeit.

Mein Freund, der wohl von Eduard den Grund meiner fürchterlichen Aufregung mochte erfahren haben, drang nun, gemeinschaftlich mit diesem, in mich, das Schauspielhaus mit ihnen zu verlassen. Willenlos ließ ich mich von ihnen leiten.

Sie brachten mich nach Hause. Alle Kräfte hatten mich verlassen; während man einen Arzt herbeirief, bereitete man ein Bett für mich. Der Arzt untersuchte meinen Puls, verordnete einige Arzneien und entfernte sich hierauf mit einer sehr bedenklichen Miene.

Die ganze Nacht hindurch lag ich in einem betäubtem, fast besinnungslosen Zustande; am Morgen besuchte mich der Arzt wieder. Mit ängstlicher Erwartung hingen die Blicke aller Anwesenden an seinem Munde. Er erklärte meinen Zustand für ein sehr bedeutendes Nervenfieber.

Ich wurde mit jedem Tage schwächer; man schien alle Hoffnung auf meine Wiedergenesung aufgegeben zu haben. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht sah ich meinem sich immer mehr nähernden Ziele entgegen, denn ich sollte ja dann meiner Leiden entledigt werden. Doch ich genaß wieder, um die Bürde mei-

nes vernichteten Daseyns zu meinem höchsten Schmerze noch länger zu tragen.

Ohngefähr vierzehn Tage, nachdem ich zum ersten Male wieder das Bett verlassen hatte, ward auf einem nahegelegenen Badeorte ein Fest gefeiert, bei welchem sich gewöhnlich sehr viele Theilnehmer einfanden, weil sich ihnen hier Vergnügungen jederlei Art darboten. Um meinen Freunden diese Freude nicht zu verderben, entschloß ich mich nach langem Zureden, ebenfalls Theil daran zu nehmen.

Die Strahlen der Morgensonne fingen kaum an den Reiz der herrlichen Frühlingslandschaft mit ihrem prächtigen Schimmer noch zu erhöhen, als wir schon in einem offenen Landauer dem Ziele, das heute so viele frohe Menschen an sich lockte, entgegen fuhren. Eine Menge Wagen, aus welchen uns die fröhlichsten Gesichter anlachten, jagten zur Rechten und Linken an uns vorüber. Alles freute sich, nur ich war düster und in mich gekehrt, die Freuden meines Jugendlebens hatte ja der Sturm, der über dasselbe hingezogen war, alle verweht. Der Schmerz, der an meinem inneren Leben zehrte, hatte mein äußeres Wesen mit einer stillen Schwermuth umschleiert, die mir unbegreiflich machte, wie man sich so sehr der Freude überlassen konnte. Ach, ich dachte nicht mehr daran, wie ich mich ja vor wenigen Wochen noch selbst in so hohem Grade von ihr hinreißen ließ.

Wir kamen an dem Orte, wo das Fest gefeiert wurde, an. Eine ungeheure Menschenmenge war schon hier versammelt. Wir traten in einen Saal, der ganz mit Gästen angefüllt war; einige Schritte war ich an der Seite meiner Freunde gegangen und — ich stand vor Albertinen. —

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, sah ich sie mit einem Blicke des tiefsten Vorwurfs an; sie erbleichte bei mei-

nem Anblicke zu Marmor. So standen wir Beide eine Weile einander gegenüber, vergebens nach einiger Fassung ringend.

„Heute Abend im nahen Parke," lispelte sie endlich mit zitternder Stimme und war, nachdem sie noch einen Blick voll unaussprechlicher Wehmuth auf mich geworfen hatte, in der Menschenmenge verschwunden.

Meine scheinbare Ruhe war dahin. Ihr beredter Blick enthüllte mir den ganzen Zustand ihres Herzens; auch sie war unglücklich. O Gott, sollte man sie zu dem Schritte, der unser beiderseitiges Lebensglück vernichtet hatte, gezwungen haben?! Mit bangem Erwarten sah ich den Abend entgegen, der mir nähern Aufschluß geben sollte.

Was mir geahndet hatte, ist wahr; auch Albertine ist unglücklich und ich gestehe es, daß mich dieses mehr beruhigt, als wenn ich sie glücklich gefunden hätte, aber ich Thor, kann es mich denn glücklicher machen, wenn auch sie unglücklich ist? was für Früchte kann mir ihr Unglück bringen? Ich bin ihr nicht gleichgültig geworden, sie liebt mich noch; das neue Band, das sie jetzt an einen ungeliebten Gegenstand fesselt, vermochte nicht, das frühere zu trennen. O, in diesem Gedanken liegt für mich eine unendliche Fülle von Qual und Wonne.

Am Abende jenes Tages, der mir Aufschluß über Manches, was mir noch fremd war, geben sollte, ging ich, noch ziemlich frühe, in den Park, um Albertinen zu erwarten. Sinnend saß ich da, den Kopf auf die Hand gestützt, als ich durch Schritte, die im Grase rauschten, aus meinen Träumen aufgestört wurde. Es war Albertine. Ich erhob mich von meinem Sitze, um ihr entgegen zu gehen. Sie wollte reden, aber ihr inneres Gefühl versagte ihr die Sprache, bewußtlos sank sie in

meine Arme. Fest drückte ich, in diesem Augenblicke alles vergessend, die Heißgeliebte an meine hochfliegende Brust. Endlich schlug sie die Augen wieder auf und kehrte ins Leben zurück. Eine süße Verwirrung malte sich auf ihrem schönen Antlitze, als sie sich von meinen Armen umfangen, ihr Haupt an meinem Busen ruhend, fand. Noch umspielte jener liebliche Zug ihren Mund, der mich früher so oft hingerissen hatte, noch senkten sich die seidenen Wimpern so bezaubernd anmuthig wie früher, ach, und alle diese Reize, die früher nur allein für mich vorhanden waren, gehörten nun einem Andern.

„Geliebte Albertine!" rief ich aus, „so muß ich Dich wieder finden."

„Glaube mir, theurer Emil," erwiederte sie, „ich fühle mich nicht weniger unglücklich als du, ich habe den Schwur der Treue gebrochen, bin aber dennoch schuldlos. O Emil, theurer Emil, Du kannst Dir nicht denken, wie unaussprechlich ich gelitten, wie ich so tief um Deinen Verlust getrauert habe. Meine Eltern haben mich zu dem Schritte, der mich so gränzenlos elend machte, gezwungen. Kein Flehen und keine Thränen konnten sie rühren. Der Mann, mit dem ich auf immer verbunden werden sollte, war reich und dieß war genug, um sie fühllos für das Unglück ihrer Tochter zu machen. In der Angst meines Herzens schrieb ich an Dich; ich erhielt keine Antwort. Ich schrieb später noch zweimal, aber immer blieb Deine Antwort aus; da hielt ich mich auch von Dir verlassen, und in meiner Verzweiflung ward ich die Frau eines Mannes, den ich nie lieben werde, denn Du bist ja meine erste, meine einzige Liebe. Später erst erfuhr ich, daß jene Briefe, die ich an Dich geschrieben hatte, von meinen Eltern unterschlagen wurden; wie sehr dieses meinen Kummer noch vermehrte, kannst Du Dir leicht vorstellen. Die Nachricht von Deiner Ankunft und Deiner Krankheit vernichtete die künstliche Ruhe, die ich mir so mühsam errungen hatte, denn ich mußte ja einzig und allein mir den Vorwurf machen, Dir den namenlosen Kummer, der Dich auf das

Krankenlager warf, bereitet zu haben. Was ich litt, davon hast Du keinen Begriff; nur das gewährte mir noch in meinen ungeheueren Leiden einige Beruhigung, daß mein Gatte nichts von meinem früheren Verhältnisse zu Dir ahndete. — Zitternd sah ich dem gegenwärtigen Augenblicke entgegen; da er nun aber gekommen ist, so habe Mitleiden mit mir und verdamme mich nicht; Du warst bis jetzt meine einzige Liebe, Du wirst sie auch bleiben, bis wir jenseits wieder vereinigt werden.

„Theure Albertine," sprach ich, indem ich sie fester an meine Lippen schloß, „Du solltest einst die Meinige werden und mein irdisches Daseyn verschönern, der Himmel wollte es anders, seiner Fügung kann der schwache Sterbliche nicht widerstreben. Ich verlasse ein Land, wo ich der Schmerzen so unzählige erduldet habe, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich seyn; ich gehe; nehme ich ja doch in dem schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens noch das süße Geständniß Deiner fortdauernden Liebe mit."

„O nein, verlasse mich jetzt noch nicht!" flüsterte sie zärtlich, „ich habe Dich ja eben erst wieder gefunden und Du willst schon entfliehen. Wenn Du weg bist, so verfinstert sich die Sonne meines Glückes wieder auf immer; bleibe nur noch einige Tage, damit ich mir die Erinnerung an dieselben für die nachher wieder eintretende freudenlose Zeit aufsparen kann."

Ich versprach es ihr. Noch einen Kuß der innigsten Liebe drückte ich auf ihre Lippen, dann gingen wir, um durch längere Abwesenheit keine Aufmerksamkeit zu erregen, wieder zur Gesellschaft zurück.

Ich weile noch immer hier, ich sehe sie fast täglich; wie durch einen allmächtigen Zauber bin ich in den Kreis, in dem

sie athmet, gebannt, aber was gewinne ich dadurch? O, ich hätte ihren Bitten nicht nachgeben, ich hätte nicht länger in ihrer für mich so schmerzlichen Nähe bleiben sollen. Je länger ich weile, desto schwerer wird es mir, mich loszureißen. Jedoch ferne sey es von mir, ihre Schwäche zu benutzen, dieses reine Götterbild durch Wünsche zu entweihen, die mich und es in den Staub der Gemeinheit hinabzögen; aber lieben, anbeten darf ich es und das will ich, so lange ich athme. Neulich war ich mit einigen meiner Freunde, die mich mit Gewalt in den Strudel der Zerstreung ziehen wollen, auf einem Balle. Auch Albertine und ihr Gatte waren da. Man hatte sich zu einem Cotillon angestellt; Albertine tanzte ihn mit Eduard. Regungslos stand ich an eine Säule gelehnt und stierte kalt in das bunte Getreibe des hellerleuchteten Saales, da kam sie auf mich zu und forderte mich zu dem Walzer, der eben im Cotillonkreise beginnen sollte, auf. In meinen Augen funkelte in diesem Augenblicke das seligste Entzücken. Sie hatte meine Verdüsterung, mit der ich vorhin dem Treiben der Fröhlichen zugesehen hatte, bemerkt.

„Sey ein Mann, Emil," flüsterte sie während des Walzers mir zu; „sey standhaft, wenn auch das Herz blutet, was ich Dir war und was ich Dir bin, bleibe ich Dir ja immer, ich werde ja immer Deine Schwester, Deine treueste Freundin seyn."

Gerührt blickte ich ihr in die treuen Augen, und drückte ihr, als eben die Walzertour endigte, eine Thräne verbergend, die Hand.

Heute soll ich sie zum Letztenmale sehen. So sehr ich mich bisher auf diesen Augenblick vorbereitet glaubte, so sehr bangt mir jetzt vor demselben. Wie werde ich die Last, die er mir aufbürden wird, ertragen? ich darf, ich kann nicht mehr länger

weilen; ich werde aber auch die Entfernung von ihr nicht überleben können. Gott, zeige mir einen rettenden Ausweg aus diesem schrecklichen Labyrinthe, oder ich bin verloren! —

Es ist geschehen! Ich habe sie zum Letztenmale an diese schmerzerfüllte Brust gedrückt. Jener gefürchtete Augenblick ist vorüber. Noch fühle ich ihr Herz an dem meinigen klopfen, noch fühle ich ihre Thränen auf meinen Wangen brennen. Jetzt erst sehe ich ganz in die Tiefe meines Elends, jetzt erst kenne ich ganz die Unendlichkeit meines Verlustes. O, Albertine, theure, angebetete Albertine, wie unaussprechlich unglücklich bin ich durch Dich geworden! —

Hier enden die Mittheilungen aus Emils Tagebuch und wir ergreifen den Faden der Erzählung, um die Begebenheiten zu Ende zu führen.

Emil hatte noch an demselben Tage, an welchem er von Albertinen Abschied genommen, seine Vaterstadt verlassen, um auf Reisen Zerstreuung zu suchen. Er irrte einige Zeit lang in verschiedenen Ländern Europas umher, aber nirgends fand er die so heiß ersehnte Ruhe und Vergessenheit seiner Leiden. An Körper und Seele zerrüttet, entschloß er sich endlich, diesen Welttheil zu verlassen, um das, was er hier nicht gefunden, über dem Meere zu suchen. Er konnte es sich aber nicht versagen, bevor er diesen Entschluß ausführte, noch einmal Albertinen zu sehen, um von ihr den letzten Abschied für dieses Erdenleben zu nehmen.

Spät Abends kam er in seiner Vaterstadt an. Seine Freunde, die ihn durch die Zerstreuungen seiner Reise geheilt

glaubten, erschracken über sein verstörtes und leidendes Aussehen, noch mehr aber über seinen Entschluß, Europa zu verlassen. Doch all ihr Bitten und Zureden vermochte nicht, ihn von diesem Entschlusse abzubringen.

Am Morgen nach seiner Ankunft stand er mit Tagesanbruch auf, nahm seine Büchse und ging in den nahen Forst, um da in der Einsamkeit so recht seinen düstern Träumen nachhängen zu können. Nach langem Umherstreifen lagerte er sich unter einer Eiche, die nicht weit von einem jähen Abgrunde stand. Tief unten wogte ein schäumender Waldstrom. Er saß noch nicht lange hier, als ein schweres Gewitter am Himmel heraufzog, fernher rollte der Donner, mächtig erhob sich der Sturm und rauschte durch die Wipfel der Bäume. Gedankenlos durchschweiften seine Blicke die wilden Gebirgsschluchten, in denen der Donner furchtbar widerhallte. Eine Unruhe, die er sich nicht zu erklären wußte, stieg in ihm auf und bemächtigte sich seines ganzen Wesens.

„O Albertine!" seufzte der Unglückliche, „kann ich denn nie Dein Bild aus meiner Seele reißen; werde ich mich denn nie mehr meiner vorigen Ruhe erfreuen!" und weinend lehnte er seinen Kopf an den moosbewachsenen Eichstamm.

Noch saß Emil da. Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke; wild blickte er in den Abgrund, der vor ihm lag, hinab und murmelte einige Worte finster in sich hinein, dann erhob er sich, um seinen Weg fortzusetzen. In diesem Augenblicke trat ein Jäger aus dem Gebüsch; Emil stand noch, gleichsam unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, an dem Felsenabhange, und schien den Jäger nicht zu bemerken; da hörte er ein leises Geräusch, er wand sich um und sein rollender Blick fiel auf Albertinens Gatten. Alle Furien der Eifersucht erwachten

bei diesem Anblicke in Emils Busen, krampfhaft zuckten seine Glieder, sein Gesicht war verstört und entstellt.

„Ha, der Räuber meines Glücks und meiner Ruhe!“ knirschte er in düsterer Verzweiflung; „aber er soll, er darf sie nicht mehr länger besitzen.“ Ein Augenblick — und sein Todesgeschoß krachte, der Mörderschuß traf.

„O, mein Gott!“ stöhnte der Getroffene und stürzte rücklings über das Geländer des schmalen Steges, den er so eben betreten hatte, in den Abgrund hinab. Noch einige Minuten hörte man sein ohnmächtiges Gewimmer, dann war Alles stille. Der Waldstrom hatte das blutige Opfer in seine Wellen aufgenommen.

„Jesus!“ rief der wie vom Scheintode erwachende Emil in wahnsinniger Wildheit; „was habe ich gethan — ich ein Mörder, der Mörder eines Menschen! Gott, Gott, warum hast Du mich das vollbringen lassen! — Warum schleuderte mich in dem unglückseligen Augenblicke meiner grauenvollen That Dein Blitzstrahl nicht in diesen Abgrund?! — Nimmermehr hätte ich das gedacht, nimmermehr hätte ich gedacht, daß aus mir noch ein Mörder werden würde! O, Menschenschicksale! — Fristete ich darum mein verödetes Daseyn, um es auf dem Rabensteine zu enden?! —“

„Nein, nein, noch weiß ich etwas Besseres,“ setzte der Unglückliche nach einer schrecklichen Pause hinzu, und seine Blicke wurzelten in dem vor ihm liegenden Abgrunde. „Sterben will ich!“ jauchzte er und seine Augen rollten im sprühenden Feuer des Wahnsinns. „Albertine!“ rief er noch einmal und der gräßliche Sturz war vollendet. Steingerölle begleitete den Stürzenden, hoch auf schäumten die Wogen des brüllenden Stromes und begruben in ihre Tiefe ihr zweites Opfer.

Die unglückliche Albertine überlebte nur um wenige Tage dieses schreckliche Ereigniß. Ihre schwachen Körperkräfte erlagen diesem furchtbaren Schlage. Ihr Leben sank dahin, und der nichts verschonende Tod nahm auch sie, als drittes Opfer der Liebe; in seine kalten Arme.

Das Kind am Grabe seiner Mutter.

Am Allerseelentage.

Schlafe wohl in Deinem Bettchen!
Leis, ihr Vöglein, weckt sie nicht!
Sieh, lieb Mutter, wie Dein Nettchen
Hier ein Kränzchen für Dich flicht!

Denn der Gärtner ist gekommen,
Und hat Blümchen mitgebracht:
Da hat Nettchen auch der frommen,
Guten Mutter gleich gedacht.

Bist zwar lang schon fort gegangen,
Doch ich denk' noch stets an Dich;
Und wenn dort die Sternlein prangen,
Weine ich gar bitterlich.

Bete dann bei ihrem Schimmer,
Doch auch früh beim Morgenschein:
Daß die Englein dort Dir immer
Gut wie Nettchen mögen seyn.

Thust gar oft mir Freude machen,
Ja, und kommst im Schlaf zu mir,
Zeigst mir ach! so schöne Sachen,
Und ich scherze, spiel' mit Dir.

Früh, sobald der Morgen grauet,
Lauf' ich dann zum Vater hin,
Und erzähl', was ich geschauet,
Wie so herzlich froh ich bin.

Doch dann sehe ich gar helle
Thränen in lieb Vaters Blick,
Und er küßt mich heftig, schnelle,
Sagt, ich sey sein einz'ges Glück.

Ja, ich bin auch brav und lerne,
Thue Alles, was er spricht,
Ach! und hab' ihn auch so gerne,
O! so gern, weiß selber nicht!

Schau! welch Kränzchen! wart, nun winde
Ich es um Dein Grabkreuz hier;
Ja, so lang ich Blümchen finde,
Flechte ich ein neues Dir.

Nun leb' wohl, tönt sanft ihr Lieder!
Sachte, Nettchen, leise tritt!
Morgen, Mutter, komm' ich wieder,
Bring' Dir frische Blümchen mit.

J. M. Firmenich.



Zum Geburtstage eines Freundes.

Von allen Gütern dieses Lebens
Ist Leben doch das höchste Gut,
Ihm gilt die Mühe unsres Strebens,
Ihm weihen wir nur Kraft und Muth;
Wie gerne hofft der Erdenbürger
So lang der Lebensfunke glimmt,
Bleibt ferne nur der bleiche Würger,
Der jede Lust zur Klage stimmt.

Mag denn zu einem Wiegenfeste
Ein Andrer goldne Wünsche weih'n,
Und Schätze, Güter, Feenpalläste
Aus seinem weiten Aermel streu'n;
Wie weit es auch der Geiz getrieben,
Zerfließt oft sein Besitz in Dunst,
Das Daseyn nur im Kreis der Lieben,
Es ist der Götter höchste Gunst.

Drum hab' ich einen Wunsch ersonnen,
Ein Ziel das Dir gefallen muß,
Dein Lebensfaden werd' gesponnen
Bis zu der Zeiten ernstem Schluß;

So lang bis eine Modedame
An Einem Hut im Jahr sich freut,
Bis nimmer wird der Zwietracht Same
Von bösen Zungen ausgestreut.

Bis Männer nur von ihren Frauen
Auf Lebenszeit gefesselt sind,
Nach keinem Stubenmädchen schauen,
Für fremde Reize taub und blind.
Bis superkluge Advokaten
Nicht mehr das heil'ge Recht entweihn,
Und ländergier'ge Potentaten
Nur ihrer Völker Wohl sich freu'n.

Bis man nicht heillosen Systemen
An Kranken mehr zum Opfer bringt,
Bis sich die Sängerinnen schämen
Wenn ihr Gesang erbärmlich klingt;
Bis das Verdienst ganz ohne Neider
Den wohlverdienten Lohn erlangt,
Und zu dem Ueberrock der Schneider
Nicht mehr als was er braucht verlangt.

Bis Treu und Glauben üb'rall hauset,
Und nimmermehr ein Ungar flucht,
Vom Marktgeld nicht die Köchin mauset
Und bis der Reim den Dichter sucht;
Bis die Verliebten nicht mehr rasen —
Doch schon genug! spricht wahr mein Mund,
So wird einst zum Gericht geblasen,
Und noch lebst Du, frisch und gesund.

Semler.

Der Begleiter.

Ein Nachtstück.

Der Ball war beendigt, die meisten Gäste waren verschwunden, die Lichter löschten nach und nach, als ich ebenfalls den Saal verließ mich nach Hause zu begeben.

Ich hatte einen schönen Abend verlebt, was ich mir wünschte war in Erfüllung gegangen; das Mädchen, das ich liebte, hatte ich gesehen und gesprochen, sie war weltfreundlich mit mir, wie mit jedem Andern. Ich hätte zufrieden seyn können, aber ich war es nicht; denn daß sie mich nicht besonders achtete, empfand ich tief, daß sie lächelte, wenn ich sie ansah, hielt ich für Spott, und jeder schöne Gedanke, der sich an den Abend knüpfte, löste sich dadurch in ein Mißgefühl auf.

Langsam und nachdenkend durchschritt ich so die Vorstadt, der Schlag der Glocke, die halb vier Uhr verkündigte, machte mich aufblicken; ich befand mich auf der Brücke als ich aufsah, ich blieb stehen und lehnte mich an das Steingeländer der Brücke; die, wenn gleich beschränkte Aussicht vor mir hatte einen eigenen Reiz für mich. Der Mond stand über mir bleich und scheinlos, der Nebel, der von dem Fluße aufstieg, der unter mir rauschte, hemmte seine Strahlen, das Ufer war nur in schwa-

chen Umrissen zu erkennen, dünne Nebelwolken verschleierten alles um mich immer mehr und mehr und bildeten die sonderbarsten Formen und Gestalten, die sich beständig erneuten und schwanden, denen meine aufgeregte Phantasie zu Hülfe kam; da war es mir als sähe ich meinen Lieblingsdichter, der alte Ossian, aus der Tiefe aufschweben, blind entlockte er seiner Harfe sanfte Töne, die ich zu vernehmen glaubte, als sey es ein Schwanenlied der sterbenden Liebe; tiefe Wehmuth schlich mir ins Herz, und Thränen fielen aus meinen Augen in den Strom hinab, der sie mit fortriß, wie meine Leidenschaft die Vernunftgründe gegen meine Liebe; das schöne Bild schwand, ein neues tauchte auf, es war ein alter Freund, ein längstverstorbener, seine Arme schienen auf der Brust gekreuzt, seine Augen blickten herab, er war früher mein Rathgeber gewesen, wie ein Vater hatte er mir oft beigestanden in mancher Noth; wie froh wäre ich jetzt gewesen wenn ich ihn jetzt an meiner Seite gehabt hätte, jetzt in dieser traurigen Lage, wo mein Herz sich, von Liebe und Zweifel zerrissen, nach einem wahren Freunde sehnte; mein Auge hing mit Sehnsucht an seinem Bilde, bis es sich vor dem Mond erhob, der es wie eine dünne Wolke durchstrahlte und vernichtete; ich blickte herab, und wieder eine neue Gestalt erhob sich, sie war es, die Geliebte, ihre Augen sahen gegen den Mond mit einer schmelzenden Wehmuth wie ich sie nie gesehen hatte, ihre Haare flogen in der Nachtluft, die mich kalt anwehte, ihre Hände waren wie betend emporgehoben, ihren Leib umschloß ein graues, weitwallendes Gewand, wie eine Gottheit schwebte sie empor, ein Idealbild, ich hätte die Arme ausbreiten mögen sie zu empfangen, aber sie hob sich höher und höher empor, ich trat zurück um sie besser mit den Augen zu verfolgen; aber meine Bewegung verscheuchte das Bild und brachte mich wie aus einem Traume zu mir selbst, ich sah nichts mehr als dunkle Nebelwolken aufsteigen, und eine eiskalte Luft wehte mich schneidend an; ich zog den Mantel fester an mich und schritt fort, noch das kaum entschwundene Bild in der Brust.

Da bemerkte ich vor mir an dem Ende der Brücke in dem

Schatten eines Hauses eine dunkle Gestalt, sie schien auf mich zu warten, ein schwarzer Mantel verhüllte sie fast ganz, auf dem fast unmittelbar der Hut zu ruhen schien, es lag etwas grauenhaftes in ihrem Anblick, ich wollte ihn vermeiden und ging auf die andere, etwas weniges vom Monde erhellte Seite, um ihr nicht ganz begegnen zu dürfen, aber die Gestalt that dasselbe; vorsichtig und so schnell als möglich näherte ich mich ihr, da das Begegnen nun nicht mehr zu vermeiden war, um sie so bald in den Rücken zu bekommen als möglich. Als ich jedoch vorübereilen wollte, stellte sie sich mir in den Weg und rief mich bei meinem Namen.

Ich war so sehr überrascht, daß es mich kalt überlief.

„Kennen Sie mich?" frug ich ihn, indem ich vorwärts ging und ihm unter den Hut sah, wo ich aber nichts erkennen konnte als zwei tiefliegende Augen, die fast phosphorartig leuchteten. „Kennen Sie mich?"

„Ruhig, ruhig," entgegnete er mir langsam und mit einer Stimme als käme sie aus dem Grabe; „fürchte nichts, höre mich still an, ich will Dich begleiten mit wenigen Worten, die Dir ein guter Wille an das Herz legt, Du bedarfst einen ernsten Rath."

Das vertrauliche, unerwartete Du klang mir noch sonderbarer.

„Es ist schon so spät, was wollen Sie von mir?" frug ich abermals, indem ich vorsichtig fortschritt und er mir dicht an der Seite folgte, was ich ihm nicht mehr wehrte und aufmerksamer auf seine Worte horchte.

„Es ist noch nicht vier Uhr und mir ist noch ein Wort vergönnt, die Zeit geht so schnell, nütze sie nach ihrem Werthe, denn zu wenige wissen sie zu schätzen; Du hast ihr oft gezürnt,

und sie hat Dir doch erst eine Wunde geschlagen; die Zeit heilt sie wieder, sie nimmt dem Glücklichen sein Glück wieder und dem Unglücklichen seine Leiden, sie ist wie Noahs Taube, die selbst nach einer Weltvernichtung doch wieder einen Oelzweig brachte. — Suche Dein Glück und Deine Ruhe nicht außer Dir, auf das, was Du Dir selbst bist, hat die Zeit kein Recht, und das nur führt Dich am ersten der ewigen Vollkommenheit zu. —

„Traue keinem Menschen, die wenigsten haben genug Zutrauen zu sich selbst, wie können sie auch noch andrer Zutrauen rechtfertigen; die wenigsten kennen des Wortes ganze Bedeutung, auf ihm ruht der Glaube an das Höchste und Ewige, darum führe all Dein Zutrauen auf den Glauben an das Höchste, Vollkommenste zurück, es trügt Dich nicht und verläßt Dich nicht, denn der Schmerz ist zu groß, sich getäuscht zu sehen, daß Du es wagen solltest leichtsinnig damit zu handeln, die wenigsten sind es werth, darum traue keinem Menschen.

„Aber hasse auch keinen Menschen, Du kannst dennoch keinen beurtheilen; der häßlichste Charakter steht vor dem Ewigen in einem andern Lichte als vor der Welt, denn er kennt seine Rückseite mit ihren Triebfedern und Angeburten; kannst Du behaupten, daß Du in seiner Lage, seinen Trieben und Eigenschaften anders handeln würdest wie er? Das kannst Du nicht; aber Du kannst ihn meiden, aber hasse deßhalb keinen Menschen.

„Lasse Deine Liebe, sie hat Dich unglücklich gemacht, sie gehört der Natur an, sie ist des reiferen Menschen nicht ganz würdig, die wahre geistige Liebe kann nie unglücklich machen, denn sie ist nur die Achtung und das Streben nach dem höchsten Ideal der Vollkommenheit, das auf Erden nicht zu finden ist. Was Dich fesselt, gebe der Natur zurück, der Geist hebe sich darüber empor, nicht unterliege, darum lasse Deine Liebe. Wirke viel und hoffe wenig, nur die Eitelkeit will Lohn und Gewährung für jede That; auch von dem Jenseits fordere nichts.

Vertraue auf den Ewigen, was Du hier von der Ewigkeit wünschest, würdest Du dorten verläugnen müssen, denn was hier dunkel und verworren ist, was hier in den zweifelhaftesten Gestalten vor Dir steht, das lös't sich dorten, in das Erhabenste und Einfachste auf, wie es selbst Deine Wünsche nicht ahnen.

„Sey gleichgültig für die Welt, ein Fels im schwankenden Meere, und mancher Sturm geht an Dir vorüber, der andere niederbeugt, das Meer spielt in das flache Land tiefe Furchen, aber an den Felsen schlägt es ohnmächtig an. — Durch nichts lasse Dich abbringen von Deinem Streben nach Vollkommenheit dem ewigen Geist Dich zu nähern, und nicht fessele Dich das kleinliche Getriebe der niedern Welt. — Sey gleichgültig für sie. — Folge meinen Worten, ich will keinen Entschluß von Dir hören; erwäge aber was Du thust, bedenke, daß es des Menschen schönstes Streben ist eines besseren Daseyns würdig zu seyn. —“

Mit diesen Worten endigte er, ich hatte ihm beständig mit Aufmerksamkeit zugehört und jedes seiner Worte behalten. Es mußte mir auffallend seyn, gerade jetzt solche Lehren zu vernehmen, wo ich erst einen Vergnügungsort verlassen hatte. Der Räthselhafte drehte sich von mir, als wollte er gehen, aber ich faßte den Muth ihm noch einmal fest in das Gesicht zu sehen.

„Ruhig, ruhig,“ sprach er wie im Anfang und sah gegen den Mond auf, der zwischen den Häusern hereinschaute, ich erschrack vor dem Anblick. — Das Gesicht war graugelb und die Lippen bleifarben; ich glaubte einen verstorbenen Bekannten zu erkennen, was mir immer deutlicher ward, je länger ich die eingefallenen Züge sah. — Ich fühlte, daß ich blaß ward, es überlief mich kalt, er mochte meinen Schrecken bemerkt haben, denn er sprach etwas sanft, wie zu Anfang: „Fürchte nichts, Du bist mir werth geworden; folge meinem Rath, wenn Du kannst lebe wohl, über acht mal zwölf Stunden komme ich wieder.“

Hiermit wandte er sich von mir und ging weg; ich hörte keinen Fußtritt von ihm, so leicht ging er; als er um die Straße bog schlug es langsam vier Uhr, ich hatte mich wieder gesammelt, und eilte, ihm doch etwas nachzusehen; als ich um die Ecke ging, um die er gewandelt war, sah ich keine Spur eines lebenden Wesens mehr in der großen leeren Straße, alles war todtenstill und ruhig, nur eine eiskalte Luft wehte mich an. Ich kehrte nachdenkend nach Hause zurück und konnte troz meiner Müdigkeit keinen Schlummer finden, so beschäftigten mich die gebrochenen Ideen und Worte meines räthselhaften Begleiters.

Ich hatte mich auf sein Wiedersehen gefaßt um ihm besser zu begegnen und näher zu untersuchen, um wo möglich erlaubte Fragen zu thun; der Schlaf floh mich in der Zeit wo er versprochen hatte wieder zu kommen, aber er hat nicht Wort gehalten.

Fr. H...n.

Die schöne Doris.

In des Saales lichter Halle
Woget schon die bunte Schaar,
Als die vielen Blicke alle
Werden einer Mask' gewahr.

Alles dränget sich im Kreise
Jetzt um die Zigeunerin,
Und der Holden holden Weise
Lauschen sie entzücket hin.

Denn aus ihrem Zaubermunde
Quoll die Rede wunderbar,
Und sie gab nur süße Kunde,
Sagte jedem freundlich wahr.

Jetzo theilet sich die Menge
Und die Maske durch sie fort,
Findet suchend durchs Gedränge
Einen blassen Jüngling dort.

Willst Du nicht die Hand mir geben?
Sprach sie zu dem jungen Mann,
Will Dir deuten, was im Leben
Alles Dich beglücken kann.

Und er fühlt aus seinem Orte
Nun sich plötzlich fortgebannt,
Und er fühlt des Mädchens Worte
Seiner Seele seelverwandt.

Eines kann mich nur beglücken,
Was mich dunkel jetzt betrübt;
Künd' mir Zaub'rin das Entzücken,
Ob mich Doris, Doris liebt.

So reicht er die Hand der Schönen,
Die so anmuthsreich und schmuck,
Doch statt Worte zu ertönen,
Spricht ein Ja im Händedruck.

Und die Larve abgezogen,
Stand jetzt Doris schöner da,
Aus des Auges Strahlenbogen
Sprach noch schöner sich das Ja.

Und die Hand, die sie sich reichten,
War zum Bund' auf immerdar,
Und die Liebesgötter leuchten
Ihnen hin zum Brautaltar.

Unser Leben.

Des Menschen Leben auf dem Erdenreich
Ist einem kurzen Tag im Gasthof gleich:
Es frühstückt mancher Passagier nur dort,
Und reis't frühmorgens mit der Schnellpost fort;
Doch Andre speisen erst zu Mittag auch,
Und geh'n dann weg mit vollem, sattem Bauch;
Nur Wen'ge essen noch das Abendbrod,
Zu Bette leuchtet ihnen drauf der Tod.
Natürlich nun, daß der am Meisten blecht,
Der dort den ganzen Tag gelebt, gezecht.
Wer früh sich aus dem Staube macht auf Erden,
Wird mit der Rechnung besser fertig werden.

J. M. Firmenich.

E m o l l y.

Ein Phantasiestück;

von

A i n m i l l e r.

O Haydn, Mozart, Händel und du, erst jüngst entschlafener Maria Weber! kurz, alle ihr großen Männer der Tonkunst, könnte ich euch auferwecken, damit ihr hörtet was ich erfahren habe, oder hätte meine Stimme Kraft genug, hinabzudringen in eure Gräber! — Doch warum die Todten aufrufen? Ich werde unter den lebenden Musikern genug finden, welche die Wahrheit meiner Erzählung bezweifeln und kopfschüttelnd meine Emolly für ein Phantasiebild halten werden. Doch ich verzeihe es euch — wäre es mir nicht wirklich begegnet, ich hielte es selbst für ein Mährchen.

Es war ein lieblicher Maiabend, als ich in einer Laube meines Gartens saß. Die Sonne war eben hinabgesunken, um auch der andern Hälfte unsers Erdballs Licht und Wärme zu spenden, und der Chor der Vögel verstummte nach und nach in dem Fliedergebüsch, das in seiner üppigsten Blüthe meine Bank

begränzte. Vor mir lag ein Dörfchen halb unter Obstbäumen versteckt, und hinter dem giebelförmigen Kirchthurm glänzte ein goldenes Wölkchen, das letzte, das sich heute noch des lieblichen Sonnenstrahls freute. Mir war so wohl, so recht herzlich, und doch auch wieder so wehmüthig. Etwas fehlte mir; doch was wußte ich nicht. Da zog unten über die Brücke des Weihers ein Bauernbursche und that so herzig mit einem heimkehrenden Milchmädchen, daß sich ein tiefer Seufzer aus meiner Brust heraufstahl. Wäre ich nur nicht gar so unerfahren mit dem eigensinnigen Dinge gewesen, das wir Herz nennen, so hätte ich leicht meine Sehnsucht erklären können. Denn wenn ich mich fragte: Möchtest du das Mädchen auch so herzen? — so — nur heraus — so mußte ich mir mit einem „Ja" antworten; doch wenn ich weiter fragte: Möchtest du sie zum Weibe nehmen, und sie allein lieben? — da rief es nein! und abermals nein! in meinem Innern.

Ja, dachte ich, wenn sie jetzt auch so an meiner Seite ginge! — Sie? wer war denn sie? das wußte ich wirklich selber nicht. Ich hatte mir ein Ideal geschaffen, so ganz nach meinem Sinne, und das verließ mich nie. Oft, wenn ich ein Mädchen sah, so recht in der frischesten Jugendblüthe, da hätte ich an ihrem Halse hangen und dort vergehen mögen; aber sobald ich dachte: wenn nun sie käme und du wärest nicht mehr frei, wie säh es dann aus? — Da ließ ichs hübsch bleiben.

Vor allem muß ich bemerken, daß ich gerade an jenem Tage mein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, und mein Gefühl und meine Phantasie eben so blühend waren, wie mein Fliedergebüsch.

Ich sah daher mit einem gar sehnsüchtigen Blick in den Abendhimmel, wo schon der Stern der Liebe zu flimmern begann, und hing so meinen Ideen nach.

Wenn sie jetzt herkäme, dachte ich, so ganz freundlich, als

wären wir längst schon vermählt, und wir säßen dann vertraulich auf der Lattenbank, Hand in Hand — o wie viel lieblicher tönte da der Waldgesang, das Murmeln des Baches, das Dorfgeläute, alles, alles! Morgens weckte uns die Sonne und blickte verstohlen durch die, mit Reben umzogenen Fenster, und wir gingen mitsammen durch den Garten, pflückten Nelken und Rosen, und sammelten Erdbeeren zum ländlichen Frühstücke. Mittags flüchteten wir uns in die schattige Fliederlaube, und die Mahlzeit von ihren Händen bereitet mundete wie ein Göttermahl. Dann schifften wir auf den kleinen Weiher herum, oder begößen die Blumen und das Gemüse. Abends gingen wir Arm in Arm die Haselhecke hinunter, und setzten uns auf den Hügel, wo man das Dorf übersieht und den Weg, wo die Heuer heimkehren, und muntere Liedchen trillern, und der Hirt vorübertreibt und die Schallmeye flötet. Wenn sie nun gar einmal zu mir käme, hocherröthend — und — nun konnte ich nicht mehr weiter phantasiren, mein Herz pochte fast hörbar, und mein Gesicht fühlte ich erglühen. Ach! seufzte ich, es ist doch nur ein schöner Traum! — Nun ergriff ich die Guitarre, welche, meine einstweilige Geliebte, neben mir auf der Bank lag, und suchte bei ihr Zerstreuung. Es war schon dunkel geworden, und die Sterne flimmerten hell. Doch Guilianis liebliche Waldländler wollten dießmal nicht recht aus den Saiten, und unwillkührlich wurde meine Rechte immer langsamer, und die Linke ging von a dur in a moll über; wich zurück ins g dur und ließ in e moll die Saiten verklingen.

So hatte ich diesen Akkord noch nie tönen gehört. Er ergriff mich tief in der Seele; wie Klänge aus einer höhern Welt zitterte es immer fort. Da bemerkte ich hinter mir sich etwas regen, ich blickte um, eine Gestalt stand in der Laube und — wirklich — wirklich! Sie war's, sie, meine ideale Geliebte! Ich starrte unbeweglich auf das Himmelsbild, das mich mit freundlichen, seelenvollen Blicken ansah, die Guitarre entsank meiner Hand und — in Nebel zerrann die Erscheinung.

Da saß ich denn, faßte mich beim Kopf, und rüttelte mich, als ob ich geträumt hätte? — Ich war wirklich in meinem Garten, in der Fliederlaube, die Guitarre lag auf dem Boden, mein Blick war noch auf die Stelle gerichtet, wo sie verschwunden war. Wirklichkeit, kalte Wirklichkeit war alles. Ich rieb mir die Augen, sah das Haus an und den Kirchthurm, die Blumen und die Bäume, nannte ihre Namen, zitirte eine Stelle aus einem Dichter, bis ich mich endlich überzeugte, daß ich meine Sinne vollkommen beisammen hatte.

Nun aber stand mir, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Verstand still. Ich habe nie an Erscheinungen geglaubt, und nun auf einmal steht es vor mir, unwiedersprechlich.

Untersuche! höre ich jetzt die Ungläubigen sprechen; schon oft hat etwas mit Wunder angefangen, und doch ein ganz natürliches Ende genommen.

Dieser Spruch, den ich selbst oft im Munde führte, fiel mir gleich bei; aber wie sehr ich mich auch mühte, Aufschluß zu finden, alles war vergebens.

Im Garten war es ganz still. Eine Grille zirpte nur noch im Grase, und ganz ferne, kaum vernehmbar, schlug eine Nachtigall. Ich durchsuchte jedes Gebüsch, jede Hecke; alles umsonst. Fort konnte sie nirgends; die Gartenthüre hatte ich zugeschlossen, und wäre sie auch mit dem Schlüssel versehen gewesen, die rostigen Angel schrien bei jeder Bewegung so jämmerlich um Oel, daß ich es gewiß vernommen hätte, und links über die hohe Mauer zu klettern, oder rechts die benagelte Stakette zu ersteigen, das wäre denn doch für ein so zartes Frauenbild ein wenig zu katzenartig gewesen.

Die ganze Nacht verging mir schlaflos, denn die lebhaften Träume, die mich bald ängstigten und bald erfreuten, kann ich unmöglich Schlaf nennen.

Morgens besichtigte ich meine Guitarre, sie hatte durch den Fall Schaden genommen. Mein Verwalter trat eben herein.

„Gnädiger Herr," sprach er, „ich fahre heute in die Stadt, haben Sie etwas zu befehlen?"

„Recht, daß Du kömmst," entgegnete ich, „die Guitarre kannst Du mitnehmen, zum Instrumentenmacher, hier nimm! und bringe darauf, daß er sie bald in Ordnung bringt, hörst Du? — Doch halt! ich muß die Saiten abziehen, sonst verwechselt er sie mit andern, und ich muß sie dann für neu bezahlen. So. —"

Der Verwalter ging und ich rollte die Saiten zusammen und warf sie in ein Schubfach meines Schreibtisches.

Dieser Oekonomie verdankte ich den Aufschluß über die gestrige Begebenheit und an solchen Kleinigkeiten hängt oft gar viel.

Vier Tage verstrichen, ohne daß etwas merkwürdiges vorfiel. Ich saß freilich jeden Abend, trotz dem Regenwetter, in der Fliederlaube und horchte bei jedem Windstoß; aber ich machte keine andere Entdeckung, als daß der Regen feuchtet, und meine Hausgenossen die Köpfe zusammen steckten, vermuthlich sich über meine Amphibiennatur verwundernd.

„Gnädiger Herr," sagte einmal die alte Schaffnerin wohlmeinend zu mir, „Sie dürfen nur befehlen, so lasse ich morgen zwei Zimmerleute kommen und ein Dach über die Latten machen; es ist doch schade um den grünen Frack und die englischledernen Hosen!"

Es war der fünfte Abend nach meiner Vision — denn für so etwas begann ich die Erscheinung bereits zu halten — als der Himmel sich etwas aufgeheitert hatte, und ich meinen Platz

in der Laube wieder einnahm. Ich dachte gerade — was brauch ich meinen Lesern zu sagen, was ich dachte, das läßt sich doch leicht errathen.

Mein Verwalter weckte mich aus den Träumereien, indem er mir die Guitarre mit folgenden Worten überreichte: „da ist Ihro Gnaden Zitter wieder. Ich hab's dem Geigenmacher schon so fein merken lassen, denn er hat mich gleich gefragt, ob er wieder Saiten hinaufthun soll."

Ich mußte herzlich lachen und doch ärgerte es mich, so recht prosaisch aus meinen poetischen Schwärmereien geweckt worden zu seyn.

„Hol' mir die alten Saiten wieder, oben in meinem Schreibkasten sind sie."

Der Verwalter ging und brachte sie nach einigen Minuten; da er mich aber wieder in Gedanken fand, so legte er sie schweigend auf die Bank und schlich sich davon. Nach einer Viertelstunde wurde ich ungeduldig und wollte eben, mit einer derben Lektion versehen, den Langweiligen aufsuchen, als mir das Packetchen in die Hände fiel.

Ich zog nun die Saiten auf; erst das tiefe e, dann a und so fort, stimmte und griff einen Akkord. Das hohe e hatte nachgelassen. Ich stimmte wieder, es war zu hoch. Wie ich emporsah — wer beschreibt mein Erstaunen — sie stand vor mir, das nämliche Frauenbild! Es war noch lichter Tag, ungefähr acht Uhr Abends, ich konnte mich nicht täuschen. Innig, fast erwartungsvoll, ruhte ihr Blick einige Sekunden lang auf mir, dann wurde ihre Gestalt immer ätherischer, die Umrisse verloren sich, und ehe ich mirs versah, war sie vor meinen Augen in Nichts zerronnen.

Ich unterstehe mich nicht meine Empfindungen zu schildern.

Mag sich jeder meiner Le'er in meine Lage versetzen und dann mit seinen eigenen Ideen die Lücke ausfüllen. Ich nahm mir fest vor, sollte mir die Gestalt wieder erscheinen, sie ohne weiteres anzureden. Gleich wie sie sich zeigt, dachte ich, rufst du ihr zu — nun, was denn? — Wer bist du? — Ei, daß wäre ja zu grob! — Mit wem habe ich die Ehre — ach, warum nicht gar, das ist ja so unromantisch als — aber was denn? — Holdes Bild! das passirt. Holdes Bild — was suchst du in diesem Erdenthal? — Nun, das geht eher, da kann sich so die Rede weiter geben. — Du scheinst nicht den Irrdischen anzugehören. — Es geht schon, geht schon!

Während ich so dachte, hatte ich unwillkührlich das Instrument ergriffen, es klang — und die Unbekannte stand wieder vor mir. Ich hatte meinen ganzen Vorsatz vergessen.

„Geliebtes Wesen!" rief ich, und meine ganze Seele hauchte sich in diese Worte.

„Herr, Du hast mich gerufen!" also tönte ihre Stimme, an Wohlklang selbst der Aeolsharfe nicht zu vergleichen, „zweimal gerufen, hier bin ich!"

„Gehörst Du zu den Sterblichen? Verzeih', Deine Aethergestalt kündet ein höheres Wesen!"

„Wer darf sagen er gehört zu den Sterblichen? Die Schöpfung bleibt sich ewig gleich."

„Aber wer bist Du, liebliches Bild?"

„Ich heiße Emolly und bin Dir unterthan."

„Du mir? So dienen auch die Götter den Menschen?"

„Du hast mich gerufen durch den Klang meines Wesens und an Dich bin ich gekettet, so lang es das Gesetz will."

„Du sagtest, ich habe Dir gerufen! Nenne mir den Ton, der zu Deinem Ohre dringt!“

„Du hast die Saite meines Wesens angeschlagen. Die Stunde neigt sich. Willst Du mich wieder sehen, so laß die hohe Saite meines Namens tönen, in der Stimmung, die sie hatte, wie Du mich zum ersten Mal sahst, oder höher, und ich erscheine gehorsam; doch wenn Du länger mir befehlen willst, so rufe mich zu Anfang der Stunde, ich darf nicht länger weilen, als bis sie endet und zwischen jedem Morgenroth sprechend nur einmal. Rufe mich zu Anfang der Stunde, Herr, denn ich bin gerne bei Dir.“

Dieß sagend, verschwand sie. Wer hat wohl das verwirklichte Ideal seiner Seele, das himmlische Wesen, das in des Jünglings feurigem Herzen lebt, zum ersten Mal erblickt, und wem sagte es: ich bin gerne bei dir! Sie gern bei mir! —

Also du bist die Stimme, so sprach ich zu meiner Guitarre, mit welcher ich sie rufen kann. Die hohe Saite ihres Namens ist e, Emolly heißt sie ja; zwischen jedem Morgenroth nur einmal und eine Stunde nur, eine Stunde, lang für den Harrenden, ein Augenblick für den Beglückten.

Aber wer ist dieses Wesen eigentlich? Gehört es den Himmlischen an oder — nein, nein, ein Engel des Lichts ist es! Morgen, morgen sehe ich sie wieder, kann erfahren ob sie weilen darf bei den Sterblichen, ob ich sie lieben darf, lieben und beglücken! — Ich wußte nicht, wie lange ich meinen Träumen nachhing. Es weckte mich mein Verwalter.

„Gnädiger Herr,“ sprach er, „es ist eins vorbei; die Leute schlafen alle schon; meine Läden möchte ich auch gern zuschließen. Bin heute schon früh aufgewesen, wegen der Heuversteigerung. Wenn Euer Gnaden noch dableiben wollen, da ist der untere Thorschlüssel.“

„Ein Uhr!“ rief ich; „unmöglich! ich bin ja kaum eine Stunde da!“

„Haben denn euer Gnaden den Nachtwächter nicht gehört?“

Ich horchte. Ganz in der Ferne hörte ich: „hat eins geschlagen; ja, eins geschlagen.“

„Wahrhaftig, es ist Zeit, daß ich mich schlafen lege, komm!“

„Soll, ich die Zitter mitnehmen?“

„Berühre sie nicht,“ rief ich begeistert, „sie ist heilig!“

Der Verwalter murmelte etwas zwischen den Zähnen, wovon ich bloß das Wörtchen „mondsüchtig“ verstand und wir gingen dem Schlosse zu. Des andern Morgens nahte ich mich wenigstens zwanzigmal dem Instrument, meine Emolly zu rufen, immer zögerte ich und sparte es auf die nächste Stunde, weil in der ersten schon zu viele Minuten verloren waren. Da trat ein Bedienter ein.

„Der Herr Pfarrer und Ihr Herr Gutsnachbar sind da, wenn es Euer Gnaden beliebt zur Tafel zu kommen.“

Weniger Lust konnte wirklich kein Mensch haben in Gesellschaft zu kommen, als ich. Doch was war zu thun, die Herren waren geladen, ich hatte einige Geschäfte mit ihnen abzuthun, also nur in den sauern Apfel gebissen. Ich muß ein erbärmlich Gesicht gemacht haben; denn gleich bei meinem Eintritte wandte sich der Pfarrer zu mir und sagte: „Verzeihen der Herr Baron meine Offenherzigkeit, Sie scheinen bei übler Laune?“

„Ein wenig Kopfweh,“ entschuldigte ich.

„Die Nachtluft, die Nachtluft!" entgegnete der Aufrichtige mit einer Betonung, die mir sogleich entdeckte, daß meine Laubenbesuche von meinen Hausgenossen verrathen waren.

Bei Tisch entspann sich ein Gespräch, ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall, über Wunder und natürliche Erscheinungen. Mein Gutsnachbar war ein Ungläubiger, der Pfarrer ein Zwitter und ich, wie natürlich, ein Vertheidiger.

„Gott," sprach der Pfarrer, „kann wohl etwas zulassen, und man hat auch Beispiele aus der heiligen Schrift, daß der böse Feind oft Gewalt über die Menschen hat."

„Ihr Wort und Amt in Ehren," entgegnete mein Nachbar; „ich bin aber fest überzeugt, daß nie auf Erden etwas Uebernatürliches existirte. Ich kann hundert Belege liefern."

„Zweifle nicht, zweifle nicht," meinte der Pfarrer unmaßgeblichst, aber man hat doch Beispiele, Exempel gratia, daß der böse Feind oft in Gestalt liebenswürdiger Mädchen, junge Leute zur Sinnenlust gereizt, und so nach und nach in seine Klauen bekommen hat."

Ich weiß nicht, war es Zufall oder sah er mich absichtlich bei diesen Worten an.. Ich wäre bald in Verlegenheit gekommen.

„Nicht unwahrscheinlich!" nahm ich das Wort. „Daß es unnatürliche Dinge giebt, davon bin ich überzeugt; ob aber derlei Erscheinungen dem Bösen mit Recht zugeschrieben werden, das ist eine große Frage."

„Wenn ich Sie bitten darf, Herr Baron!" rief der Pfarrer, „der Fisch ist delikat! ich nehme mir noch ein Stückchen;" er langte eine derbe Portion heraus; „von was war eben die Rede? — Von — ah —"

„Von dem bösen Feind," entgegnete der Gutsnachbar. „Ich wäre ihm gar nicht bös, wenn er einmal einen Spaß als schönes Mädchen mit mir machte, vorausgesetzt, daß meine Frau nichts davon erfahren würde."

„Man muß nicht den Teufel an die Wand malen," bemerkte der Pfarrer, und sich zu mir wendend, fuhr er fort: „Sie scheinen das Ding gründlicher zu nehmen. Es ist auf jeden Fall gut, wenn man dergleichen Anfechtungen ausgesetzt ist, beständig geistliche Waffen bei sich zu tragen. Aber der Baron sind doch," unterbrach er sich jetzt selber, indem er den Fisch auf seinem Teller gewahrte, „so — gütig — es wird gleichsam durch Zauberei bei Ihnen der Teller von Speise, die man gerne ißt, nie leer; ich denke, Sie haben mich fast zu überflüßig versorgt."

Nun bearbeitete er den Fisch, wir thaten desgleichen und das Gespräch war abgebrochen. Nach Tisch, als ich wieder einsam in meinem Zimmer war, konnte ich mich einiger ernsthaften Betrachtungen nicht enthalten.

Wenn wirklich diese Emolly den Kindern der Finsterniß — unmöglich! wie können die bösen Geister Engelsgestalt annehmen? — Und überdieß, wie komme denn ich dazu, an die Existenz des Teufels zu glauben? — Zwar ein natürliches Wesen ist sie auf keinem Falle — es giebt also doch Geister — und nehme ich einmal dieß an, so muß es auch gute und böse geben. Also ist meine Frage, ob sie den guten oder bösen Geistern angehört, nicht unnöthig. Wie es aber erfahren? — Sie selber fragen, das wird das Beßte seyn, und weicht sie aus, will ich sie schon in die Enge treiben. Mit diesem Vorsatz nahte ich mich der Guitarre. Es hatte eben fünf Uhr geschlagen. Leise berührte ich die E-Saite — und sie stand vor mir. Wie ich aber die blauen Augen sah, und die blonden Locken um den schneeweißen Nacken wallend, da hatte ich alles vergessen, und

wäre es wirklich der schlimmste Geist der Finsterniß gewesen, ich hätte Ihr um den Hals fallen und dort vergehen mögen.

„Du hast gerufen, Herr!“ sprach sie demüthig; „hier bin ich.“

„Emolly!“ rief ich begeistert, „göttliches Wesen, Du bist ein Meisterstück des Schöpfers!“

„Nicht ich allein,“ entgegnete sie, „das Geschöpf im Grase, das ihr Würmchen nennt, ist es eben so, wie das in höheren Regionen, so ihr Seraph heißt.“

„Emolly! glaubst Du an jenem großen Schöpfer?“

„Daß ihr Menschen alles so nach eurer armen Sprache nehmt! Was da ist, ist Gottheit!“

„Glaubst Du an unsern Erlöser, der für uns gestorben?“

„Der ist mir unbekannt. Für euch mag er gestorben seyn, für mich aber nicht!“

„Nicht!“ rief ich bestürzt, und des Pfarrers Warnung fiel mir wie eine Riesenlast auf das Herz; „nicht! — Wer bist Du, rede!“

„Du mußt nicht mit Deiner armen Emolly zürnen, Herr!“ sprach sie in einem wehmüthigen Tone und ihr Auge senkte sich traurig auf den Boden. „Nicht oft ward ich gerufen und ich verstehe vieles von euerm Thun und Treiben nicht.“

„Aber zu welchen Wesen gehörst Du?“

„Wenn Du mich anhören willst, ich darf Dirs wohl sagen —“

„Setze Dich zu mir auf das Sopha.“

„Glaubst Du denn, daß mich die Urkraft der Erde anzieht, wie Dich? Schneller als ein Gedanke entschwebe ich zu endlosen Höhen und nie bedarf ich der Ruhe. Höre denn: Zwölf Arten von Schallsylben wurden erschaffen. Es mag sich die Erde seit dieser Zeit ungefähr sechstausend Mal um die Sonne gedreht haben. Wir wurden aufgestellt im Kreise. Eine Stimme zählte die erste von uns, die siebente und vierte, und sprach: Vereinet euch zu einem Wesen und sein Name sey Aduro. Dann zählte sie von der siebenten wieder die siebente und vierte, und sprach: Vereinet euch auch zu einem Wesen, dessen Name sey Eduro, und es sey der Bruder des ersten; doch wenn ihr euch umarmt, so sey seine fünfte zugegen. Nun zählte sie von Eduros siebenter wieder die siebente und vierte, und es entstand das Wesen Haduro, dessen fünfte wieder zugegen seyn mußte, wenn sein Bruder den Eduro umarmte. Also zählte die Stimme fort, und schuf zwölf männliche Wesen. Dann sprach sie: Ich will euch zarte und weiche zugesellen, denn ihr seyd rauh und hart. Jetzt zählte sie von der ersten die siebente und dritte und sagte: Vereinet euch zu einem weiblichen Wesen, sein Name sey Amolly, und dir zur Liebe gebe ich sie, Ceduro! Dann nahm sie von ihrer siebenten wieder die siebente und dritte und schuf ein Wesen, das sie Emolly hieß — sieh Herr! das bin ich, Deine Emolly. Zur Liebe gab sie mir den Geduro. So schuf sie auch zwölf weibliche Wesen und gab jedem das neunte männliche zur Liebe. Dann rief sie: Ihr sollt auch Brüder haben und zwar die eurer Namensverwandten, und ihre Zungen sollen auch die euern seyn.“

„Ach Emolly!“ rief ich traurig, „Du hast also schon einen Geliebten?“

„O ihr eifersüchtigen Menschen!“ entgegnete sie; „die keine andere Liebe kennen, als die ihrige; nichts von der allumfassenden Liebe, von der Urkraft des Seyns!“

„Wie sehen Deine Brüder, Deine Schwestern aus?"

„Sie haben keine Gestalt. Ich sah sie nur ein Mal verkörpert dem sinnlichen Auge. Es mag etwa zweitausend Jahre seyn, da knieten lichte Gestalten mit großen Fittigen bei der Leiche eines Mannes, dessen Antlitz ein lichter Strahl verklärte. Sie sangen — sangen so rein, daß sichtbar meine Brüder und Schwestern alle sich zeigten."

„Emolly, mir ahndet's — weißt Du, wer dieser Mann war? — Es war unser Erlöser und Heiland, der für uns Menschen starb!"

„O den müßt ihr recht lieb haben! Hättet ihr gesehen das göttliche seines Angesichts!"

„Waren Deine Schwestern dort auch so lieblich, wie Du jetzt vor mir stehst?"

„Was nennst Du lieblich? Was Deine Sinne ergötzt? Ich gleiche jetzt Deinem Ideal; denn wenn wir sichtbar erscheinen dürfen, durch den reinen Akkord unsers Wesens, so zeigen wir uns gleich dem Bilde, das die Phantasie desjenigen umschwebt, der ihn anschlägt. Ganz rein muß dieser Akkord seyn, nicht ein Gedanke darf fehlen an einem Ton! — O wie oft könnten wir bei euch seyn, ihr Menschen, wenn ihr nicht so harthörig wäret! — Doch ihr seyd nicht allein Schuld; die Gnomen hassen uns und verkrümmen und verderben das Holz oft an euern Instrumenten. Die Najaden sind uns auch abhold. Wenn oft die Saiten rein erklingen streichen sie als feuchte Luft darüber weg und verstimmen sie, mischen sich in euerm Athem und schwellen das Holz der Flöte, daß sie höher tönt. Sie neiden uns den Umgang mit euch, denn sie dürfen noch seltener sich zeigen, und alle Elementargeister lieben euch!"

„Also weil ich Dich so dachte, als ich dort den Akkord

anschlug, bist Du so? — Ein trauriger Gedanke. Wäre mir das Bild meiner verstorbenen Mutter vorgeschwebt —"

„Wäre ich Dir in ihrem Bilde erschienen, Herr! Daher auch euer Glaube, daß Verstorbene wieder kehrten. Die wohnen ja in einem schönern Lande; sie sehnen sich nach euch, doch nicht nach eurer Erde. Wenn euch bekannte Gestalten erscheinen, es sind Elementargeister, die ihr durch ihr dunkles, unbekanntes Erscheinungsgesetz zufällig gerufen. Weh dem Bösen, der seine Gewissensangst mit Musik betäuben will! ihm zeigt sich leicht ein Schreckbild."

„Wie aber zeigtet ihr euch am Grabe unsers Erlösers."

„Wir waren alle gleich. Abglanz des Höchsten erfüllte dort die geflügelten Lichtgestalten."

Ich konnte nicht mehr weiter fragen. Meine Seele bedurfte Erholung, so viel, so unerwartetes zu hören. Ich sah schweigend auf die liebliche Gestalt. Ein menschliches Herz schlug in meiner Brust, und — es war eine Luftgestalt vor mir. Ich hätte vergehen mögen, um als Geist ihr zu gehören. Ich sah sie lange, lange an, es schien ein menschliches Wesen, ein weibliches, ein göttliches Wesen, und meiner kaum mehr mächtig, rief ich: „Emolly, bleib bei mir — liebst Du mich? —"

„Wie die Schöpfung," sprach sie.

„Ach, Emolly," stammelte ich; „Emolly, könntest Du ganz — ganz mein seyn!"

„Ich bin Dein," lispelte sie, „so lange mirs vergönnt ist, und komme gehorsam und freudig, wenn Du rufst."

Ein tiefer Seufzer stieg aus meiner Brust empor.

„Ich verstehe Dich,“ fuhr sie fort; „euch Menschen ist es nicht genug mit euern edelsten Sinnen an einem Wesen zu hangen. Auch eure andern Sinne wollen Genuß. Doch dann liebt uns nicht, diesen findet ihr nur bei eures Gleichen.“

„Zürne nicht! sage mir, wie liebt denn ihr einander?“

„Wir schweben vertheilt durch die Himmelsräume, und wo wir das Zittern Verwandter oder Geliebter fühlen, so zittern auch wir und geben unser Daseyn zu erkennen. Unsere Liebe ist Harmonie.“

Diese letzten Worte sprach sie kaum vernehmbar und verschwand. Es war sechs Uhr vorbei. Ich kam den ganzen Abend nicht mehr aus meinem Zimmer. Ich durchdachte alles und es blieb mir noch manches dunkel. Die Guitarre berührte ich nicht, sie war mir ein Heiligthum. Man brachte mir das Nachtessen, ich ließ es unberührt stehen. Endlich wurde meine Phantasie zu sehr erhitzt, ich öffnete ein Fenster und sah hinaus. Die kühle Nachtluft that mir unendlich wohl. Ich ließ es offen und legte mich erst spät zu Bette. Wie ich erwachte, war mein erster Gedanke meine Emolly zu rufen. Ich hatte sie viel zu fragen.

Die alte Schaffnerin kam mit dem Frühstück und erkundigte sich gar angelegentlich, ob ich unwohl sey. Ich bejahte es und befahl, daß diesen Vormittag niemand mich stören solle, ich hätte wenig geschlafen und wolle es nun nachholen. Kaum war sie fort, als ich die Vorhänge sorgfältig verschloß, den Riegel der Thüre zumachte und zu meiner Guitarre schlich. Die Saite tönte, aber keine Emolly erschien. Ich nahm das Instrument von der Wand, griff einen Akkord, es war jämmerlich verstimmt. Mir fielen die Worte bei: „Willst Du mich rufen, so laß die hohe Saite meines Namens tönen, in der Stimmung, die sie hatte als ich zum ersten Mal erschien, oder höher.“ Sie war viel zu tief. Ich zog hinauf — hinauf — kling! und die Geliebte stand vor mir. Ihr Auge war nicht so heiter wie sonst.

Sie blickte wehmüthig auf meine Guitarre. Ich hatte so viele Fragen in Bereitschaft ehe ich sie sah, und nun wußte ich keine.

„Jetzt bin ich wieder selig, weil Du bei mir bist!“ rief ich.

„Auch ich bins bei Dir,“ versetzte sie; „aber ich fürchte, unsere Freude wird bald zu Ende seyn!“

„Du erschreckst mich, wir sollten uns trennen müssen?“

„Ich sagte Dir gestern, daß die Elementargeister denen feind sind, die bei euch weilen dürfen. Auch Deiner Emolly sind sie bös gesinnt. Du hast heute Nacht ein Fenster offen gelassen, eine Najade wehte Feuchtigkeit herein auf meine Saite, boshaft recht viel Feuchtigkeit, und verdarb sie. Wenn sie abspringt, Herr! dann siehst Du mich nie wieder, Du kannst mich nicht rufen. Sie hätte freilich ihre Bosheit nicht ausüben können, hättest Du die Saite mit Mandelöl bestrichen; aber wir dürfen keinen Rath euch zu unserer Wohlfahrt ertheilen, ehe uns nicht ein Elementargeist geschadet.“

„Gerechter Gott!“ rief ich; „ich wäre also selbst Schuld, wenn ich meine Emolly verlieren sollte?!“

„Du nicht, Herr!“ entgegnete sie; „wir Geschöpfe sind alle Gesetzen unterworfen —“

Bei diesen Worten wurden ihre Züge immer ernster, schmerzvoll sah ihr Auge zum Himmel empor.

„Was ist Dir!“ rief ich ängstlich; „habe ich Dich beleidigt, liebes Bild?“

„Nein,“ sprach sie mit einem wehmüthigen Lächeln; „mein Schmerz ist anderer Art. Dort drüben sitzt ein Mädchen, das schlägt meinen Akkord an und ihre Guitarre ist schmählich ver-

stimmt! — O, wie dieß schmerzt! — Menschen, Menschen! wüßtet ihr wie ihr uns oft quält durch eure Mißtöne, ihr würdet behutsamer seyn! —"

„Wo ist sie?" fuhr ich zornig auf, „die meiner Emolly wehe thut; ich will ihr Saitenspiel zertrümmern!"

„Wenn Du meine Schwingen hättest," lächelte die liebliche Gestalt, dann wohl! es ist gar weit zu ihr nach eurem Maaße; Spanien glaube ich, nennt ihr das Land. — Doch beruhige Dich, Herr, es ist schon wieder vorüber," sprach sie weiter, und ihre Züge lächelten in voriger Ruhe; „wir weichen Wesen haben nicht so viel von euch zu leiden, als unsere Lieben und Brüder. Sie quält jetzt den Aduro und den Bruder meines Lieben, den Deduro. Diesen verursacht ihr Menschen oft gar viele Schmerzen. Uns weibliche liebt ihr nicht so sehr, wir sind zu melancholisch für euch."

„Ach, meine gute Emolly," rief ich jetzt reuig aus, „wie oft, ach wie oft habe ich Dich schon gequält!"

„Freilich!" entgegnete sie sanft; „doch Dir, Herr! verzeihe ichs gerne! Du hast mir auch wohl, unnennbar wohl gethan, wie Du mich riefst durch den reinen Akkord meines Wesens, daß ich Dir nahen durfte und sichtbar weilen bei Dir! Auch andere lieb ich recht sehr. Es giebt Menschen, die mich nie quälen. Oft fehlts nur wenig noch, und ich dürfte ihnen erscheinen. Möchtest Du ihre Namen wissen? Da ist der erste Mauro Giuliani, Caligari, Steinfels und noch manche. Wir Sylphen lieben euch wohl am Meisten und unsere größte Freude ists, euch zu dienen. Wir thuns auch unsichtbar. Wer würde sonst eure heiße Stirne umfächeln, die Düfte den Blüthen und Blumen entwenden und euch zutragen? Vereint schwellen wir die Segel des Schiffers und treiben ihn seinem lachenden Ziele entgegen!"

„Und wühlt sein Grab auf!“ murmelte ich, denn unwillkührlich dachte ich meines Freundes, der jüngst in der Nordsee verunglückte.

„Das thun wir nicht, Herr!“ sprach sie ernst; „das ist die Urkraft, welche die Elemente aufstört aus naturverderblicher Ruhe.“

Ich hatte bei den vorigen Reden die Hand auf die Augen gehalten, als wollte ich die Erinnerung aus meinem Gedächtniß wegwischen. Wie ich jetzt wieder aufsah war Emolly verschwunden; ich sah nach der Uhr — die Stunde war vorüber.

Ich machte mir Vorwürfe. Du hast sie beleidigt, dachte ich, sie zürnt dir. — Ihre vorige Rede fiel mir schwer aufs Herz. Gott, wenn die Saite absprânge — ich sähe sie dann nimmer mehr, könnte sie nicht um Verzeihung bitten! — Mandelöl, ist ja gut für die Saiten! — Einmal, einmal nur halte noch geliebtes e! — Ich zog die Saite behutsam von der Guitarre und klingelte.

„Was befehlen euer Gnaden?“ fragte draußen mein Bedienter.

„Schnell!“ rief ich, „komm herein.“

„Herzlich gerne,“ entgegnete er, „wenn Euer Gnaden beliebten die Thüre aufzuschließen.“

Ich öffnete und befahl sogleich den Verwalter zu rufen. Er kam.

„Hast Du nicht Mandelöl im Hause?“ rief ich ihm zu.

„Mandelöl?“ wiederholte er fragend, „das kenne ich nicht.

Mohnsaamenöl oder Leinöl, wenn Euer Gnaden beliebt, da habe ich ganze Flaschen voll; auch Baumöl."

„Sattle schnell meinen Rappen und reite in die Stadt, zum Materialisten, ich muß Mandelöl haben. Eile Dich!"

„Ja, thäts denn kein Mohnsaamenöl?" erwiederte der Verwalter und kratzte sich hinter den Ohren.

„Kein Wort mehr!" rief ich zornig. „Gesattelt und fort!"

„Gleich, Euer Gnaden, geh' schon, geh' schon!"

Kopfschüttelnd stolperte er die Treppe hinab und bald darauf hörte ich im Hofe den Rappen wiehern und davon traben.

Mir war nicht eher wohl bis ich Oel hatte und die Saite damit eingefeuchtet war. Ich wickelte sie behutsam in eine Blase und verschloß sie in meiner Komode so sorgfältig, als wärs des Großherrn Riesenbrillant. Vier Tage getraute ich mir die Saite nicht mehr aufzuziehen. Endlich war die Sehnsucht meines Herzens zu groß. Mit heiliger Scheu nahm ich die Saite und zog sie auf — höher — höher — mir klopfte das Herz ungestümm vor Erwartung — höher — wieder höher — krack! — die Saite war mitten entzwei! —. Ein wehmüthiger Ton zitterte durch das Zimmer — es war Emollys Abschied! Von meinem Schmerz laßt mich schweigen.

„Emolly!" rief ich aus; „vergieb mir, vergieb!" Thränen erstickten meine Stimme. Ein gelinder Hauch wehte mich an; Sie hatte mir verziehen.

Ich habe die Trümmer der Saite als eine Reliquie bewahrt. Auch die Guitarre hängt seit dieser Zeit unberührt — ein Heiligthum. Die vielen Versuche, die ich machte, den reinen Akkord ihres Wesens wieder hervor zu bringen, waren alle

vergebens. Ich bitte euch, ihr Guitarrespieler, denen diese Erzählung in die Hände kömmt, stimmt eure Instrumente rein! Thut meiner Emolly nicht wehe! — Auch den andern Schallsylphen nicht, und wenn ihr einst den Akkord anschlagt, so lasset eure Ideale euch umschweben, und ist er rein, ganz rein, sie werden erscheinen. Grüßet mir meine Emolly — wenn ihr sie seht — grüßet sie herzlich von ihrem Geliebten!

Der Philhellene.

Eine Novelle
aus dem
griechischen Befreiungskampfe.

Von

Moritz Wagner.

Friedrich von L.....g an seinen Freund Eugen.

I.

Nauplia, den 22. März 1827.

Heute, mein lieber Eugen, sind wir nach einer gefahrdrohenden Ueberfahrt an Hellas Küste gelandet. Ich stand, als wir dem Hafen uns näherten, auf dem Verdecke und breitete voll sehnsüchtiger Begeisterung meine Arme aus nach diesen stillen Ufern, die so trübe und schwermüthig auf die Ankömmlinge, die neuen Gefährten ihrer Leiden schauten. Ich fühlte mich im tiefsten meiner Seele bewegt, und meine Blicke ruhten unverwandt auf dem Schauplatze meines künftigen Lebens.

Von hohem Felsenthrone sah die Festung Palamydes über die unendliche Wasserfläche herab, die griechische Fahne flatterte auf ihren Zinnen und starrte sehnsüchtig in die leere Ferne ob keine befreundete Flotte mit der Flagge des Christenthums und der Menschlichkeit sich dem verwais'ten Strande nähere, einem

gemarterten Heldenvolke Rettung und Freiheit zu bringen. Meine Reisegefährten standen um mich her und betrachteten zum Theil mit ähnlichen Gefühlen dieses Land des Ruhms und der Schmach. Die Matrosen allein näherten sich mit lautem Jauchzen dem schützenden Hafen. Sie sahen sich befreit aus der Gefahr, in die Hände ihrer Henker zu fallen, denn eine halbe Seemeile hinter uns verfolgten zwei türkische Kriegsschiffe unser Fahrzeug, die voll Verdruß die gehoffte Beute vor ihren Augen entrinnen sahen und von Zeit zu Zeit ihre Geschütze abfeuerten, deren Kugeln aber ohnmächtig in dem ungeheuern Wassergraben versanken.

Zwei Schritte hinter mir stand ein schöner, junger Grieche, ein blühender Jüngling von drei oder vier und zwanzig Jahren. Versunken in tiefes Sinnen, achtete er auf nichts was um ihn vorging, die dunklen Augen erglühten in glänzendem Feuer und Empfindungen unbeschreiblicher Art, mochten die edle Brust bestürmen bei diesem Wiedersehen des Landes seiner Väter. Nie hatte die Natur wohl eine herrlichere Gestalt geschaffen als dieser Hellenenjüngling war. Die rabenschwarzen Haare, die in langen Locken die schönste Stirne umflatterten, die feingeformte griechische Nase, der wilde, glühende Flammenblick des edlen Auges, die blühenden Wangen, von denen Trübsal und Schwermuth die natürlichen Rosen nicht ganz verscheuchen konnten, die Spuren düsterer Melancholie und stillen Leides, die wie finstere Schatten ihn umschwebten, gaben seinem schönen Antlitze einen unnennbaren Ausdruck von Würde, Größe und heiligem Schmerz. Seine prächtige Nationaltracht, die aus dem reichsten, glänzendsten Stoffe bestand, erhöhte noch die angeborne Schönheit und kleidete gar wunderherrlich seine athletische Gestalt; ein großes Diamantenes Kreuz leuchtete auf seiner Brust, und ein gekrümmtes Damaszenerschwerdt klirrte an seiner Seite.

Ich näherte mich dem interessanten Jünglinge, und ihm forschend in das schwarze Gluthauge schauend, redete ich ihn mit freundlicher Stimme an: „Ihr seyd so ernst, Euer Blick so finster, junger Mann! Kann selbst das Wiedersehen Eueres Va-

terlandes die trübe Stimmung nicht verscheuchen, die Euch auf Euerer langen Fahrt begleitet hat?"

Der Hellene aus seinem Nachdenken gestört, warf mir anfangs einen finstern Blick zu, dann sich besänftigend, antwortete er mit ernstem Tone: „Soll ich mich freuen ein unglückseliges, zerfleischtes Land wiederzuschauen, aus dem uns die Seufzer eines Volkes entgegenwimmern, das Leiden erduldet hat, die keine menschliche Sprache schildern kann? Wenn Ihr bloß in abenteuerlicher Schwärmerei gekommen seyd, einen berühmten klassischen Boden zu betreten oder Euer Auge zu weiden an einer blühenden, tropischen Zone, an den tausendjährigen Denkmälern unserer Altvordern, so werdet Ihr Euch bitter getäuscht finden. Nur der Hauch der Verwesung wird Euch umwehen, über eine verwelkte Vegetation wird Euer Auge irren, und statt der Monumente des Alterthums werdet Ihr nur dampfende Ruinen, statt der Klänge griechischer Barden nur der Verzweiflung höchsten Jammerschrei ertönen hören."

Das schauerliche Bild, das er in diesen Worten entwarf, erweckte in mir ein Gefühl des Grauens, und unwillkührlich schweiften meine Blicke nach den Thürmen Nauplias und den Mauern der Citadelle hinauf, denen wir näher und näher kamen. Leuchtend in den Rubinflammen der Abendsonne schauten die stolzen Zinnen majestätisch über das endlose Meer, und die starren Felsen höhnten die Wogen, welche schäumend an dem Gesteine zerstoben.

„Schaut!" rief ich entzückt und begeistert von dem herrlichen Schauspiele, „von dort oben blickt Gott herab aus seinen leuchtenden Höhen! Vertraut auf seinen Schutz, er wird sein Volk nicht verlassen in der höchsten Noth; an diesem glänzenden Himmel steht mit Feuerzügen die Verheißung einer schönern Zukunft. Rüsten wir uns daher muthig zum letzten Kampfe, er wird siegreich enden mit des Höchsten Hülfe."

Des Griechen Antlitz erglühte anfangs bei meiner Rede und in seinen Augen flammte das Feuer der Begeisterung, dann aber wich das Roth schnell einer Todtenblässe und er hielt sich krampfhaft am Schiffsgeländer fest, um nicht umzusinken vor ungeheuerem Schmerz.

„Euch scheint," sprach ich mitleidig, „noch ein anderer Gram zu drücken, als das Unglück Euerer Landsleute. Habt Ihr denn keine Verwandte, keinen liebenden Freund zu begrüßen, der sich Euerer Heimkehr freute? Wird Euch das Wiederbetreten Eueres Vaterhauses, der Lieblingsplätze Euerer Jugenderinnerungen, kein Vergnügen, keine stille Lust gewähren? —"

Ich stellte diese etwas sonderbare, zudringliche Frage theils aus wirklich herzlicher Theilnahme, theils auch aus Neugierde, den geheimnißvollen Kummer des Jünglings zu erforschen. Es schien, als habe ich seine schmerzlichste Seite berührt, denn er lehnte sich über des Schiffes Brüstung und starrte mit verstörtem Blicke in das tosende Meer, während er den Ausbruch eines Schmerzes niederzukämpfen schien, der ihn mit zermalmender Stärke erfaßte und sich verhauchte in den tiefstöhnenden Seufzern, die der gramzerrissenen Brust entstiegen. Es that mir nun leid den Jüngling unbesonnener Weise an sein bitteres Schicksal erinnert zu haben. Ich schwieg jetzt aus Achtung vor seinem Schmerze, aber er erwiederte nach kurzem Stillschweigen von selbst, sanft und mit sehr weicher, wehmüthiger Stimme:

„Wer Ihr auch seyn möget, Fremdling, glücklich, beneidenswerth ist Euer Loos gegen das meine. Die reine, edle Stimme der Begeisterung zieht Euch an Hellas Ufer, ruft Euch in den Donner der Schlacht. Doch eine grauenhafte Geistermacht, die gewaltig mein Inneres beherrscht, der ich nicht zu widerstehen vermag, treibt mich zur unglückseligen Heimath, wo traurige Erinnerungen schon jetzt mir jeden frohen Augenblick vergällen und der wehevolle Schmerz über ein zertrümmertes Glück mit den Krallen der Hölle mein blutendes Herz zerfleischt. Ich

wollte," fuhr er düster fort, „Euch eine Schreckensgeschichte erzählen, aber ich vermag in diesem Augenblicke nicht. Alles was mich einst mit liebenden Banden an jenes Land fesselte, ist lange dahin. Mein Vaterhaus ist eine Ruine geworden, und der Garten, wo ich als Knabe spielte, ist nun ein Kirchhof, in dem die Reste der Theueren ruhen, die ich so unaussprechlich geliebt habe."

Ein Thränenstrom stürzte bei diesen Worten aus seinen Augen und sein tiefer Kummer lös'te sich auf in mildem Schmerze.

„Tröstet Euch," sprach ich mitleidig, „tausende Euerer armen Landsleute haben das gleiche Schicksal. Laßt die traurige Vergangenheit, blickt vor Euch, die Trompete der Freiheit ruft uns zum Siege und Ihr könnt einst den errungenen Lorbeer legen auf den Grabstein Euerer Lieben."

„Ach!" stöhnte der Jüngling leise seufzend vor sich hin; „kein Lorbeer wird das Blut bedecken, das meine Hand vergoß."

Er wankte einem Sterbenden gleich an den Mast des Schiffes, an den er sich krampfhaft anklammerte; auf seinem Gesichte waren all' die Qualen des Gewissens abgedrückt. Als wir aber an die Einfahrt des Hafens kamen, erkämpfte er die vorige Ruhe wieder und blickte mit derselben edlen Haltung unverwandten Blickes nach dem Strande. Das Schiff warf Anker, das Boot wurde bestiegen und der Hellene war der erste, der hineinsprang. Am Hafen stand harrend eine Menge Volks; als wir ausstiegen sahen wir uns umringt von vielen hundert wilden bewaffneten Gestalten.

„Willkommen in Hellas!" rief ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare, der sich zu uns herandrängte; „gegrüßt seyd ihr uns als Waffenbrüder, als Mitkämpfer der Freiheit! Unsere Arme sind Euch geöffnet, unsere Herzen schlagen Euch entgegen, Gott segne euer edles Beginnen!"

Willkommen ihr Philhellenen! tönten hunderte von Stimmen nach; jubelnd umarmten uns die Pallikaren, immer dichter wogte das Gedränge und triumphirend wurde ich und die andern Ankömmlinge nach den finstern Straßen begleitet. Der junge Grieche war, als sein Fuß die vaterländische Erde berührte, betend auf die Knie gesunken, keiner seiner Landsleute erkannte den Fremdgewordenen, nur ein einziger, ein junger Krieger von hoher, edler Gestalt faßte ihn schärfer ins Auge, näherte sich ihm und rief voll Ueberraschung: „Marco Calderos! — Du lebst noch Freund! — ist's möglich! —"

Da schlug Calderos das Auge zu ihm auf, Thränen entstürzten ihm, und in des Jünglings Arme sinkend, rief er gerührt: „Rossarys! — Freund meiner Seele — laß mich ausweinen an Deiner treuen Brust! —"

II.

Nauplia, den 8. April.

Noch höre ich nichts vom Aufbruche. Ich bin seit zwei Wochen in dem Corps eingereiht, das bestimmt ist nach Attika aufzubrechen und die Türken aus Athen zu verjagen. Es muß natürlich den heutigen Griechen schmerzlich seyn, die edle Stadt, die Wiege der Kunst, die heilige Stätte, wo Griechenlands größte Geister ruhen, in den Zerstörungshänden wilder Barbaren zu wissen. Es hängt nun von der Entscheidung der Obergenerale ab, wann wir endlich aus dieser läßigen Ruhe erlös't werden und der Schlachtruf unserer Schaar vor Athens Mauern erschallen wird. Wie sehr ich mich nach diesem Augenblicke sehne, wie schmerzlich mir jede Stunde wird, die ich hier zubringe mit der Hand im Schooße, kannst Du Dir vorstellen.

Nauplia ist eine gar schmutzige Stadt voll finstrer, niedriger Häuser. Hunderte von Unglücklichen, die hier ihre Zufluchtstätte vor den Schlächterbanden Ibrahim Paschas suchen, haben aus allen Winkeln des Landes ihr Elend mitgebracht. Gerne fliehe ich am Tage den Anblick dieser von Menschen und Seufzern erfüllten Hütten und gehe am Meeresufer spazieren, wo das Rauschen der Winde und Fluthen für einen Augenblick die leidenden Bilder aus meiner Seele verscheucht. Zuweilen begleitet mich Marco Calderos auf meinen einsamen Wanderungen; in ihm habe ich einen recht treuen, liebenden Freund gewonnen. Die Geschichte dieses edlen, aber höchst unglücklichen jungen Mannes ist interessant, und ich theile sie Dir so ausführlich mit, wie ich sie aus seinem Munde hörte. Sie giebt ein Bild im Kleinen von den himmelschreienden Leiden, welche das griechische Volk endlich zur Verzweiflung trieben, sie zeigt auch, wie manche edle Keime noch in diesem durch Knechtschaft entarteten und durch den Druck der zermalmenden Tyrannei gebeugten, erschöpftem Volke liegen. Wir gingen an einem schönen, mondhellen Abend an dem Strande lustwandeln. Calderos war in dem Anblicke des leuchtenden Himmels versunken und schritt schweigend in tiefem Ernste neben mir her. Ich fragte ihn, worüber er so düster sinne? — Diese schöne, klare Nacht, erwiederte er, ruft mir eine unglückliche Erinnerung aus meinem Leben zurück. Ich war längst neugierig auf seine Geschichte und die dunklen Worte, die er darüber auf dem Schiffe sprach, hatten meine Erwartung mächtig gespannt. Ich hielt diesen Moment für passend und wagte deßhalb eine Frage an ihn. Wir setzten uns auf ein bemoos'tes Felsstück; vor uns lagen Moreas Ebenen ausgebreitet, links hatten wir die Aussicht über das mittelländische Meer, in dessen Tiefen sich der von tausend Sternen blinkende Himmel spiegelte; eine Weile schaute der Grieche in schwermüthigen Sinnen, das Haupt auf die Arme gestützt, über die blaue Wasserfläche, dann erhob er sich und begann:

„Ich nehme keinen Anstand Euch, edler Freund, mein unglückliches Schicksal zu enthüllen. Tief lag es bisher begra-

ben in meiner schweigenden Brust, doch in Euerem Antlitze lese ich Mitgefühl und ich glaube, Ihr werdet den Unglücklichen nicht verdammen, auf dessen Seele der Mord eines Engels lastet. Spart Euch indessen die eitle Mühe, einem gebrochenen Herzen Trost zu sprechen. Die ewige Nacht meines Daseyns wird kein Schimmer der Hoffnung, kein Strahl der Freude mehr verklären, und der einzige Moment, nach dem meine Sehnsucht seufzt, ist der, wo ein freudenleeres, zerstörtes Daseyn meinen Geist von den Ketten befreien wird, die ihn an diese jammervolle Welt fesseln.

„Meinen Namen kennt Ihr; ich war der Sohn eines edlen Griechen, der aus einem unserer ersten Geschlechter entsprossen ist. Mein Vater hatte sich durch Glück und Thätigkeit ungeheuere Reichthümer erworben; er lebte Jahre lang in Konstantinopel, durchreis'te mit seinen beladenen Kameelen Syrien, Pälästina und Aegypten, und ließ sich endlich, des unstäten Lebens müde, in seinem Vaterlande nieder, das noch unter den Wehen eines tausendjährigen Blutjoches seufzte. Seine Gattin, meine Mutter, war ihm frühe gestorben. Ich war damals noch ein Kind von vier Jahren und erinnere mich nur dunkel ihrer freundlich milden Gestalt, als sie wie ein liebender Schutzgeist mich auf ihren mütterlichen Armen trug. Ich weiß nicht, welchen Tod sie starb; nie hörte ich meinen Vater von ihr sprechen, und wenn ihr theurer Name einmal genannt wurde, wenn irgend etwas seine Erinnerung an sie erneuerte, so umwölkte ein düsterer Ernst seine sonst heitern Züge und er blieb Wochenlang traurig und niedergeschlagen. Zwei blühende Söhne und eine Tochter erfreuten seine Lebensstunden; mir, seinem Erstgeborenen, schenkte er seine ganze Zärtlichkeit und Liebe.

In der Mitte von Morea, in einer paradiesischen Gegend, besaß er ein herrliches Landgut, das ein Zaubersitz der Natur und Schönheit war. Von den Kronen riesiger Palmbäume beschattet, stand das Landhaus wie ein Feenpalast von tausend Rosenbüschen und goldenen Rebenhügeln, von herrlichen Olivenbäu-

men und Orangenwäldern umarmt. Das Land, sonst eine verheerte Wüste, war in der Runde des Schlosses wie ein einziger blühender Garten anzuschauen, der in Hellas seines Gleichen nicht hatte. Wir brachten stets die Frühlings= und Sommermonate auf diesem reizenden Natursitze zu und diese Zeit war immer die seligste meines Lebens. In den Städten hörte man nur von den empörendsten Scenen der Gewalt; da wo die Paschas, diese rauhen Wüthriche des Despotismus, Schätze witterten, mußten die edelsten Hellenen erbarmungslos unter dem Schlächterbeile bluten. Mein Vater erkaufte nur durch große Opfer, durch die reichsten Geschenke, die er alljährig dem Pascha wie einen Tribut erneuern mußte, eine unruhige Sicherheit. In der nächsten Stunde konnte einem launenhaften Satrapen, deren Habgier mit jeder neuen Beute stieg, nach den Schätzen und dem Kopfe meines Vaters gelüsten. Wir lebten daher nie in jener sorglosen Ruhe, in der andere Völker sich so selig wiegten; jedes Geräusch, das uns aus dem Schlummer weckte, konnte das Nahen unserer Henker verkünden; jedes neue gräßliche Beispiel des Tyrannengrimms machte uns für Leben und Eigenthum zittern. Kann es Euch Wunder nehmen, daß schon in die weiche Knabenseele ein tiefer, unauslöschlicher Haß gegen die entmenschten Würger sich eingrub? —

Diesen in der Stille eifrig zu nähren, war mein Vater unausgesetzt bemüht. Längst war im Geheimen der Plan ersonnen, unsere tausendjährigen Ketten endlich einmal zu sprengen; aber lange Zeit verstrich, ehe er zur Reife gedieh. Ich wuchs zum Jünglinge heran, lebte abgeschieden von der Welt und las die Schriften der Alten, die begeisternden Gesänge Homers. Aber weder die abenteuerlichen Thaten unserer Altvordern vor Troja, noch die Geschichte ihrer großen Perserkriege, konnten eine mir selbst unbegreifliche Leere in meiner Seele füllen, konnten jene stille träumerische Sehnsucht bannen, die aus den innersten Tiefen meines Herzens flüsterte. Wenn ich gedankenvoll die duftigen Laubgänge der Villa durchstrich und milde Abendwinde mit meinen Haaren spielten, da murmelte mir jede Quelle, da lis=

pelte jedes Blatt mir zu: hier ist der Sitz der Liebe! Da wurde ich durchdrungen von süßen Schauern, es zog mich fort in die heimliche Stille des Waldes, wo ich mich in das Gras hinstreckte, wo die Pomeranzenbäume mit ihren grünen Fächern mir sanfte Kühlung zuwehten, liebliche Traumgestalten meine Phantasie umgaukelten und Zaubermelodien mich mit unnennbar süßen Tönen umrauschten. Wenn ich dann erwachte aus diesem süßen Sinnen, und die Schatten der Nacht mich an die Rückkehr zum Schlosse mahnten, da tauchte oft ein tiefer Seufzer aus meiner Brust, ich war traurig und wußte nicht warum; ich wünschte mich immer in das Land meiner Träume zurück, das mit so magischem Reize meine junge Seele fesselte. Einst kam ich wie gewöhnlich von meiner einsamen Mondscheinwallfahrt nach Hause. Ich sah von weitem den Saal des Schlosses von vielem Kerzenschimmer erleuchtet; neugierig trat ich ein und fand meinen Vater an einer glänzenden Tafel sitzen, an seiner Seite ein Mädchen, ein Engel von Schönheit und Anmuth. Noch nie, auch nicht in meinen Träumen, sah ich eine Himmelsgestalt wie sie. Wie die schönste Rose des Morgenlandes erglühte ihr holdes Antlitz als mein Vater sie mir entgegenführte, erröthend senkte sie das schöne, dunkle Auge, das so sanft, so lieblich leuchtete wie der Mond auf ein Feenland.

„Mein Sohn," redete mein Vater mich an, als ich verwirrt über den Anblick einer solchen Schönheit, kein Wort vorzubringen im Stande war, „mein Sohn, hier steht eine verwais'te Edle vor Dir, sie ist eine Fürstin aus unserm edelsten Stamme, ich stelle sie unter Deinen ritterlichen Schutz. Mein Leben, meinen Reichthum verdanke ich ihrem Vater, der mich einst vom Martertode rettete und mich großmüthig aufnahm, als ich arm und hülflos war. Sein edles Haupt ist gefallen, seine Schätze sind ihm geraubt worden von den tyrannischen Räubern, deren Gräuel seit Jahrhunderten vergeblich zum Himmel um Rache schreien. An seiner Tochter will ich nun vergelten, was der Edle einst an mir gethan. Mein Sohn, meine Haare sind grau, meine Tage hat Gott gezählt, willst Du mir geloben, diesen

Engel zu beschützen bis zu Deinem letzten Hauche, auch wenn ich längst nicht mehr seyn werde?"

„Ich will es, Vater!" rief ich feurig, indem ich mein Schwerdt entblößte und zu den Füßen der schönen Jungfrau sank, „ich will sie schützen mit meinem Leben, mit meinem Blute. Gott sey mein Zeuge!"

„Mein Sohn," erwiederte er freudig, „Du bist meiner gränzenlosen Liebe werth. Der Segen Deines Vaters, dessen Glück, dessen Stolz Du bist, wird auf Dir ruhen und Dir Stärke verleihen, Dein Gelübde zu erfüllen."

„Er umarmte mich voll inniger Zärtlichkeit, meine Augen wurden feucht, und die Jungfrau, die bisher stille und unbeweglich vor uns stand, brach in Thränen der Rührung aus.

„Von diesem Tage an war mein ganzes Wesen umgewandelt, niegekannte Gefühle waren in meiner Brust erwacht. Ich schlich nicht mehr wie ein Nachtwandler unter dem bleichen Monde in der Einsamkeit der Mitternacht, ich hatte nun das Ideal gefunden, das ich längst in meinen Träumen geschaut hatte, ich kannte keine andere Sehnsucht mehr als die meiner unendlichen Liebe. — Doch was rede ich Euch von Gefühlen, die nur der kennt, der den Paradiestraum der ersten reinen Liebe selbst geträumt hat; genug hievon, ich fand zärtliche Gegenliebe und in einem Jahre waren ich und Arianthe Braut und Bräutigam. Unser Verbindungstag nahte; kurze Zeit zuvor war meine Geliebte in stille Melancholie verfallen, und wünschte gleich mir die Beschleunigung der Stunde, die uns auf ewig vereinen sollte; es war als ahnete uns beiden das gräßliche Geschick, das uns erreichen sollte. Auf unerklärliche Weise ging mir einige Tage vor unserer Vermählung ein wichtiger Brief verloren, den ich an den Fürsten Ypsilanti nach Rußland schrieb, worin ich ihm die Stimmung unsers Landes mittheilte und ihn von einer weitverzweigten Verschwörung in Kenntniß setzte, die bei dem ersten

Signale bereit war sich zu erheben und das Türkenjoch abzuschütteln. Dieser Brief, der, fiel er in unrechte Hände, mich in die größte Gefahr stürzen konnte, war aus meiner Schatulle entwendet, und blieb alles Nachsuchens ungeachtet, spurlos verschwunden. Ich konnte mich nicht beruhigen und mich der Freude, welche die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches in mir erwecken mußte, nicht sorglos hingeben.

„Als endlich die Feiertöne der Hochzeitglocken uns zum Altar riefen, warf ich die Sorge von mir und überließ mich nur dem freudigen Entzücken des ersehnten Augenblicks. Mein Vater führte die reichgeschmückte Braut, ich mein Schwesterchen Helena, die noch als Veilchen im Alter der Unschuld blühte, und viele nahe und ferne treue Freunde, die zur Feier des Tages herbeigeströmt waren, schlossen den Zug zur Kirche, nur mein Bruder Andreas fehlte.

„Er war drei Tage zuvor schnell und unerwartet verschwunden, und schrieb meinem Vater von Tripolizza aus, daß Geschäfte von Wichtigkeit ihn hinderten, unserer Hochzeitfeier beizuwohnen.

„Diese Kälte meines Bruders that mir wehe, nie stand ich mit ihm in innig brüderlichem Verhältniß, denn er war ein wunderlicher, tiefsinniger Mensch; aber trotz all' dem liebte ich ihn warm und zärtlich, wie jeden der Meinigen, und seine Abwesenheit bei einem Feste, wo man so gerne sein eigen Glück in den heiteren Zügen der Seinen wiederspiegeln sieht, verbitterte doch etwas die selige Wonne, die mein Herz erfüllte.

„Die heilige Handlung war vollendet, unser Bund vor Gott gesegnet und in fröhlichem Gedränge wogten nun die Schaaren der Hochzeitgäste dem Saale zu, wo bei dem glänzenden Mahle sie sich der lärmenden Freude überließen. Die edelsten griechischen Weine schwammen auf der Tafel, Toaste wurden jubelnd getrunken, und des Abwesenden gedenkend, erhob ich mich und

sprach: „Dieses Glas auf das Wohl meines geliebten Bruders Andreas, den wichtige Geschäfte hindern, Theil zu nehmen an unserm heutigen Feste."

„Noch ehe ich den Wein zum Munde brachte, stürzten schrekkensbleich zwei unserer Diener in den Saal: „Flieht," rief der eine mir zu; „Janitscharen umringen das Schloß, sie fragen nach Euch, verbergt Euch, Ihr seyd verloren!"

„Eine furchtbare Bewegung entstand unter den Gästen, alle fuhren von ihren Sitzen auf von tödtlicher Bestürzung erfaßt, und noch ehe ich meine Fassung erringen konnte, stürzte die Thüre in Trümmer und ein Haufe wüthender Türken stürmte herein mit den blanken Säbeln in der Faust, an ihrer Spitze Hassan Bei, ein höllisches Ungeheuer, der blutgierigste und schrecklichste von des Paschas Schlächtern.

„Platz da, im Namen des Sultans!" schrie er schnaubend und mit dem Säbel im Kreise herumhauend; „sage Du, Giaur, welcher ist der rebellische Hund, der sich gegen den Halbmond erhebt, wie die Sau aus der Pfütze."

„Dieser dort," sprach dumpf ein neben ihm stehender Mann in armenischer Kleidung mit langem Barte, indem er auf mich deutete.

„Ergreift den Verräther!" brüllte der Türke; „bindet ihn bis ihm das Blut aus den Daumen spritzt."

„Barmherzigkeit!" schrie mein Vater, verzweiflungsvoll hervorstürzend; „mein Sohn ist unschuldig, ich leiste Bürgschaft für ihn, zehntausend Piaster zahle ich für seine Freiheit!"

„Du sollst sie zahlen für die Deinige, Du grauer Hund," rief höhnend der Bösewicht; „Dein Sohn stirbt am Marterpfahle, mit seinem Blute will ich ihm das Geständniß seiner Verräthe-

rei auspressen, und wehe Deinem ungläubigen Haupte, wenn Du sein Mitschuldiger bist."

„Jetzt drangen die Türken auf mich ein, ich wurde gefaßt und gebunden, ein Widerstand gegen den zahlreichen Haufen dieser Bluthunde wäre Wahnsinn gewesen. Da drängte sich Arianthe, die der Schrecken zuerst starr und bewegungslos gemacht, mit lautem Jammerrufe zu mir und stürzte weinend in meine gefesselten Arme.

„Geliebter!" rief sie mich umfassend, „ich lasse Dich nicht — mögen sie uns beide hier tödten — ich lebe oder sterbe mit Dir! —"

„Mit giftigem Lächeln näherte sich uns Hassan Bey, und seine Augen ruhten bewundernd auf der jammernden Braut.

„Bei dem Paradiese des Propheten," sprach er, „eine Schönheit, die werth ist in dem Harem des Sultans zu glänzen. Sie ist die Braut des rebellischen Hundes, sein Kopf fällt mit dem morgenden Tag und ich nehme diese für mich."

„Er legte die freventliche Hand auf ihre Schulter und bedeutete den Türken sie hinwegzuführen.

„Halt!" schrie jetzt rasch der Armenier mit dem langen Barte, den Arm dazwischen streckend und den Janitscharen abwehrend, „das ist wider Dein Versprechen Türke. Du gelobtest mir, alle in Frieden zu lassen, wenn ich diesen einen Deinen Händen überlieferte; erinnere Dich Deines Eides, den Du mir bei dem Haupte Deines Propheten schwurst!"

„Verdammter Giaur!" schnaubte jener, „gehe in die Hölle oder mein Schwerdt soll Dir den ungläubigen Schädel einschlagen."

„Schändlicher Türke!“ kreischte vor Wuth zitternd eine mir wohlbekannte Stimme, „so willst Du mich um meinen Lohn betrügen? — Möge Deine lügnerische Zunge dann verfaulen und Allah seinen Blitz schleudern auf Dein meineidiges Haupt.“

„Statt aller Antwort hieb der Türke dem Armenier ins Gesicht und schlug ihm den falschen Bart vom Kinn. Laut auf schrien vor Entsetzen die herumstehenden Gäste, und ich wankte und stürzte, vom gräßlichen Schrecken betäubt, zur Erde. Ach, dieser Unbekannte, der mich verrathen hatte, der meine Mörder an dieses fröhliche Mahl der Liebe geführt, war — mein Bruder Andreas. — Entlarvt stand der bleiche Brudermörder unter den Freunden, die bebend vor dem furchtbaren Bösewicht zurückwichen. Scheu und wild blickten seine funkelnden Augen im Kreise umher und fielen endlich auf die ohnmächtige Arianthe. Mit gräßlicher Stimme schrie er: „Ich habe alles gewagt für ihren Besitz, ich habe meinen Bruder geopfert, und bei Gott, ich will sie mir nicht rauben lassen von dieser schnöden Hand!“ Schnell zog er den Dolch und stürzte sich damit so rasch auf Ibrahim Bey, daß es ihm fast gelungen wäre, den Elenden zu durchbohren. Aber noch ehe er ihn erreichte, hatte ein Janitschar die Pistole auf meinen Bruder abgedrückt, Andreas stürzte getroffen und wälzte sich in seinem Blute.

„Der Schuß hatte die Wuth der Türken entflammt, sie drangen mit ihren Säbeln auf die Gäste ein, von diesen ertönte dagegen das Geschrei: „befreit sie, nieder mit den Türkenhunden!“ — Man griff in Ermangelung anderer Waffen, zu den Messern und Gabeln, und es begann ein Handgemenge, ein Blutbad und Gemetzel, vor dem es mich noch schaudert. Dieser Hochzeitsaal, in welchem man vor zwei Minuten nur heiteres Lachen und fröhliche Ausrufe hörte, wiederhallte jetzt von Säbelgeklirr, von dem Geheule der Türken und dem Rachegeschrei der Unsrigen, von Jammer und Schreckenstönen und dem Röcheln der Sterbenden. Mit den Speisen der Tafel vermengten sich verstümmelte Glieder, unter die griechischen Weine mischte sich

griechisches Blut. Ich benützte das Getümmel um meine gebundenen Arme frei zu machen, da warf mich ein Schlag von einem türkischen Säbelgriffe zu Boden und meine Sinne schwanden.

„Als ich erwachte lag ich in einem kleinen, dunkeln Gemache die Länge nach unbeweglich an den Boden angefesselt; die heftigsten Schmerzen an Armen und Beinen, die Betäubung, welche meine, wiewohl nicht gefährliche Kopfwunde verursachte, ließen mich eine Zeitlang nicht zur Besinnung kommen. Endlich stieg die Erinnerung an die kaum verlebte Schreckensstunde, begleitet mit ihrer verzehrenden Qual, in meinem Bewußtseyn auf. Arianthe! stöhnte ich ächzend zur dumpfigen Decke meines Kerkers empor, wo bist Du, Geliebte? — Tod — oder in den Händen Deiner Peiniger, wo Schande und Entehrung Deiner harrt? — Wie ein Rasender riß ich an meinen Ketten, sie spotteten meiner ohnmächtigen Kraft. Meine Angst wuchs mit jeder Minute und mein Toben ward immer lauter.

„Stille!“ rief jetzt eine leise Stimme zum Gitterfenster herein, „rege Dich nicht! Deine Befreiung ist nahe.“

„Da ward ich stumm und still, und harrte mit Sehnsucht, diese Stimme wieder zu hören. Endlich klirrten die Eisenstäbe und fielen zerbrochen auf die Erde. Durch die Enge der Oeffnung schlüpfte eine vermummte Gestalt, die ich, als sie den Mantel zurückschlug, für meinen Freund Konstantin Rossarys erkannte; er winkte mir Stillschweigen zu und befreite mich durch eine Feile in wenigen Minuten meiner Fesseln. Ich umarmte dankend meinen Freund, er ergriff meine Hand und führte mich leise zu dem Fenster; wir stiegen hinaus und tappten in einem finstern Hofraum, wir kamen vor ein eisernes Thor, das halb geöffnet war und sich leise wieder hinter uns schloß. Wir waren im Freien, die Nacht war heiter und schön und der Mondschein verklärte das dämmernde Dunkel.

„Wo bin ich?“ fragte ich den schweigenden Freund, als

wir den Kerker schon weit hinter uns hatten. Da zuckte zugleich ein furchtbarer Gedanke durch meine Seele, „Arianthe!“ rief ich jammernd und wollte zurückeilen.

„Stille,“ unterbrach mich Rossarys, „sie ist gerettet gleich Dir und in wenigen Augenblicken ruhst Du in ihren Armen.“

„Er hatte wahr gesprochen, wir standen vor einer ärmlichen Hütte, der Freund klopfte leise, die Thüre öffnete sich und mein Vater trat uns entgegen. Freudenthränen stürzten aus seinem Auge als er seinen geretteten Liebling umarmte. In der Hütte da fand ich Arianthe, noch bleich von dem ausgestandenen Schrekken, und noch einige Freunde und Diener meines Vaters, die dem Gemetzel entronnen waren und sich hier vor den Verfolgungen der Tyrannen verbargen.

„Ihr dürft hier nicht weilen,“ sagte mein Vater zu uns, nachdem der erste Ausbruch der wehmüthigen Freude unsers Wiedersehens vorüber war, „ihr müßt fliehen. Jede Viertelstunde kann Dir, mein Sohn, Gefahr und Tod bringen; hier diese Bauernkleider werden Dich vor Entdeckung schützen. Du reisest mit Deiner Braut nach Navarin; dort findet ihr ein Schiff bereit, das euch in wenig Tagen nach Palermo trägt. Die Blutspuren, die ihr dann hinter euch seht, die Sterbeseufzer, die euch nachtönen, werden zur flüchtigen Eile euch mahnen.“

„Und Du, mein Vater!“ rief ich schmerzlich, „Du gehst nicht mit uns? Was wird Dein Loos seyn, wenn Du hier bleibst, der Wuth der Todfeinde preißgegeben?“

„Ich folge euch,“ erwiederte er, „in wenigen Wochen; nothwendige Geschäfte halten mich noch kurze Zeit zurück, ich hoffe gleich Dir den Bluthunden zu entrinnen.“

„Er steckte mir noch einen schweren Beutel voll Gold und

Kostbarkeiten zu, ich hatte mich in Bauerntracht vermummt und half meiner weinenden Geliebten das Pferd besteigen.

„Lebt wohl, meine Kinder!“ rief der Vater, uns zum Letztenmale umarmend; „Gott schütze eure Flucht, und Du, mein Sohn, gedenke Deines Eides, so wird Dein väterlicher Segen auf Dir ruhen.“

„Wir nahmen unter kummervollen Thränen einen schweren, schmerzlichen Abschied, mit leisem Ahnden sagte eines jeden Herz, daß dieß der letzte sey. Mein Schwesterchen schlang schluchzend die zarten Arme um mich; ach, wie wehe that mir der Abschied von dem lieben, kindlichen Wesen, die ich einer so trüben, ungewissen Zukunft preißgegeben sah. Endlich küßte ich noch meine Freunde, sagte dem treuen Rossarys mit wenigen Worten meinen weinenden Dank und schwang mich auf das Pferd.

„In diesem Momente flogen über unsere Häupter schreiend zwei Raben hin, umkreis'ten uns mit ihren schwarzen Fittichen und schwebten mit ihren krächzenden, Unglück weissagenden Tönen vorüber. Wir standen bleich und erschüttert bei dem schauerlichen Mahnungszeichen, krampfhaft drückte mich mein Vater noch einmal an sein angstgefoltertes Herz und wir sprengten, ihm das letzte Lebewohl zuwinkend, davon. Stundenlang ritten wir in tiefsinnigem Schweigen neben einander, so mächtig hatte die erschütternde Abschiedsscene auf uns gewirkt. Endlich befragte ich meine Gefährtin nach dem Ende des schaudervollen Blutbades im Hochzeitsaale und wie unsere Befreiung sich glücklich gefügt? — Sie erzählte mir nun, daß die Türken, nachdem unsere Diener mit Feuergewehren den Freunden zu Hülfe geeilt waren, sich zurückgezogen hatten. Hassan Bey war im Gedränge selbst verwundet worden. Trotz der Anstrengung und des Muthes unserer Freunde gelang es ihnen aber doch nicht, uns den Händen der Feinde zu entreißen, wir wurden hinweggeschleppt und in die nächste Moschee eingesperrt. Die Türken schlummerten, von der

Kampfeswuth ermattet, meines Vaters Schätze bestachen unsere Wächter und öffneten uns die Thore zur Flucht.

„Und Andreas?" fragte ich endlich, „lebt er noch? Ich bemitleide den Unglücklichen und verzeihe ihm, ob er gleich mich so schändlich verrieth, mein Glück mir so grausam zerstörte. Sein Geständniß, seine Leidenschaft für Dich, Geliebte, entschuldigen ihn theilweise in meinen Augen. Gott vergebe dem Verblendeten das schwere Leid, das er über den gebeugten Vater, über uns und die edlen Freunde brachte, deren treue Herzen für uns gebrochen sind."

„Amen!" sprach Arianthe mit weicher Stimme und thränenden Augen, „ich glaube, der Unglückliche hat in Frieden geendet. Vor wenigen Stunden erhielt Dein Vater die Trauerbotschaft, daß keine Hoffnung mehr sey, den tödtlich Verwundeten zu retten. Der alte Mann war gefaßt und sprach kein Wort, doch die Thränen, die in seinem Vaterauge blinkten, sprachen Vergebung aus für den sterbenden Sohn. O Geliebter, ich habe Dir den stillen Schmerz verschwiegen, der so oft mein Herz folterte. Ich kannte die Leidenschaft Deines unglücklichen Bruders, ohne daß Dir davon eine Ahndung in die Seele kam. Seine Mienen, seine Feuerblicke verriethen sie mir längst, ehe er selbst mir seine wilde Liebe bekannte. O laß mich schweigen von diesem Augenblicke, dessen Erinnerung noch mit solchem Schauder mich ergreift. Ich war Deine Verlobte, ich wieß den leidenschaftlich Verblendeten mit einer Strenge zurück, die meinem Verhältnisse geziemte, ich warf ihm seine Falschheit, seine brüderliche Lieblosigkeit vor. Fürchterlich waren seine Worte, als er hierauf wie ein Wahnsinniger hinwegrannte, seine Faust war geballt, seine Zähne klapperten, in seinen Augen sprühte das Feuer der Hölle.

„Du sollst ihn, er soll Dich nicht haben," schrie er mit gräßlicher Stimme, „eher soll der Satan euch beide zerschmettern. Wie ein Dämon will ich mich zwischen euch und eure Liebe drän-

gen, euer Hochzeitgesang soll eine Todenmusik und Dein Jawort sein Sterberöcheln seyn. Statt seiner sollst Du nur einen verstümmelten Leichnam küssen; dieß ist mein Schwur, und so wahr ich Dich liebe, er sey vollführt."

„Mir tönten die entsetzlichen Worte noch lange in den Ohren und meine Heiterkeit war dahin. Ich verschwieg Dir diese Scene aus Liebe zu Dir, aus Schonung für den verblendeten Bruder.'

„Du thatest nicht recht, meine Liebe," versetzte ich mit sanftem Vorwurfe, „hätte ich die Leidenschaft des Rasenden erkannt, ich wäre auf meiner Hut gewesen, ich hätte die Vollführung seiner verzweifelten That verhindert und alles wäre vielleicht besser gekommen. Sein räthselhaftes Benehmen wird mir nun klar, und er kann es gewesen seyn, der mir jenen Brief entwendete, der mein Verderben werden sollte. Andreas ist zum Verräther seines Bruders und seines Vaterlandes geworden; die Tyrannen haben jetzt Winke, sie werden den erwachenden Freiheitssinn mit Blutströmen ersäufen, und der große Tag, an welchem Hellas Ketten fallen sollten, wird wieder auf Jahre hinausgeschoben seyn."

„Wir setzten unsern Weg mit gleicher Eile fort, bis die glühende Mittagssonne uns nöthigte, abzusteigen und unter den Schatten eines Olivenwäldchens uns zu flüchten. Ich ließ die Pferde grasen, setzte der ermüdeten Gefährtin von den Speisen vor, mit denen eine gütige Hand die Thiere beladen hatte und so verzehrten wir schweigend und gedankenvoll das einfache Mahl.

„Werden wir heute noch Navarin erreichen?" fragte Arianthe mit schwermüthiger Stimme und Blick.

„Mit Gottes Hülfe," erwiederte ich, „wir haben noch sieben Meilen, die armen Pferde können sich ein Stündchen erho-

len und dann wollen wir munter weiter eilen, morgen nimmt uns das Meer in seine schützenden Arme."

Arianthe seufzte: „Ich weiß nicht, welche Angst mein Herz peinigt. Wie Gespenster entsteigen finstere Ahndungen meiner Brust und ich suche sie vergebens zu verscheuchen. Glaubst Du, daß uns noch Gefahr drohen kann?"

„Ich glaube nicht," tröstete ich schnell, „wir sind unsern Verfolgern weit vorausgeeilt. Sie wissen nicht, welchen Weg wir nahmen und diese Kleider schützen uns vor Entdeckung. Wenn die schnellen Segel uns von der unglücklichen Heimath tragen, wenn Siciliens Paradiese uns ihre blühenden Arme öffnen, dann mag jede Furcht verschwinden, und ein heiteres Leben voll goldenen Friedens, voll seliger Liebe wird uns dort die Prüfungsstunden unserer Leiden vergelten!"

„Ich umarmte das theuere Wesen, sie aber erwiederte meine Zärtlichkeit nicht, ihr Angesicht blieb ernst und ihr Auge schwermüthig.

„Ich kann mich nicht freuen," sprach sie düsterer Stimme, „denn meine Ruhe flieht mich; es ist mir, wie wenn Deines Bruders blutige Gestalt sich zwischen uns und dem Paradiese drängte, das Du mir schilderst. Sprich, scheidest Du mit so leichtem Herzen von dieser Erde, die uns und unsere Väter gebar?"

„Ja!" rief ich rasch, „der Abschied wird mir leicht, denn hier ist das freie, edle Land nicht mehr, wie es war zu den Zeiten des Leonidas. Unsere Freiheit schläft in einem tausendjährigen Grabe, Tyrannei, Blutdurst und alle fanatische Gräuel haben ihre Schreckenspaniere auf diesem heiligen Boden aufgepflanzt. Hier blüht uns kein Glück, hier winkt uns keine Ruhe als die des Sarges. Ich verlasse das arme, beklagenswerthe Land gar heitern, leichten Sinnes und bemitleide nur die unglücklichen Opfer, die Armuth oder Heimathsliebe an diesen Boden gefes-

sest hält, wo jeder Stein an die einstige Größe mahnt und jede Erdscholle an die Schmach der Gegenwart erinnert."

„Ich sprach diese Worte in dem bittern Tone des Unwillens, in der Lebendigkeit der innern Aufregung. Von Arianthe war mit einem Male der trübe Geist der Besorgniß gewichen, ihre Wangen rötheten sich und ihre Augen erglänzten in leuchtendem, himmlischen Feuer.

„Ja!" rief sie bewegt, „Du sprichst leider nur Worte einer schauderhaften Wahrheit. Hellas ist nicht der Schatten mehr von dem, was es einst gewesen. Sein Volk fiel in Entartung, sank in entehrende Sklavenbande, und mußte all die Höllenmartern erdulden, die ein Volk von Ungeheuern über die gebeugten, besiegten, zerschmetterten Hellenen verhängte. Aber ihre Leiden haben sie nach der langen, schweren Prüfungszeit mit ihrem Schicksale versöhnt. Gott hat das Gebet seiner Gläubigen erhört, seine Racheengel schwirren aus den Wolken, Verderben, Untergang, Vergeltung den wilden Henkern drohend, deren Gräuel die Gränze der menschlichen Verbrechen überschritten hat."

„Was ergreift Dich auf einmal ein so kühner, so fester Glaube?" fragte ich verwundert die feurige Sprecherin. „Hat die Nation sich erhoben, sind Griechenlands Leiden am Ziele?"

„Nein, so leicht wird es ihm nicht werden," fuhr sie mit derselben Begeisterung fort; „noch schwere, ungeheuere Kämpfe werden seiner harren. Seine Felder werden gedüngt seyn mit seiner Männer Leichen, seine Saaten begossen mit seiner Kinder Blut. Aber über das Schauergemälde des Todes, der Qual, der Verzweiflung wird dann das Morgenroth seiner Befreiungssonne aufdämmern, die seit Jahrtausenden nicht mehr an seinem Himmel erglänzt. Ja, Geliebter, ich spreche in Räthseln zu Dir, aber Du kennst die Geheimnisse nicht, die meine Brust bewahrt. In diesem Augenblicke, in dem wir hier unthätig ruhen, donnern vielleicht die Kanonen der Wallachei ihren helleni-

schen Brüdern den ersten Freiheitsgruß zu. Mögen ihre ehernen Stimmen alle Kinder jenes großen Stammes aus dem langen Schlafe der Entehrung wecken. Du hast mich bisher mißkannt, Marco, dieses Herz hatte lange ehe es in zärtlicher Liebe für Dich brannte, in einer edleren Leidenschaft erglüht."

„Was höre ich?" rief ich erstaunt.

„Nichts," sprach sie weiter, „was Dich eifersüchtig machen könnte; meine Hoffnung, meine Sehnsucht war nur nach jener Stunde gerichtet, wo das hellenische Volk mit dem Schwerdte sich rüstete wider seine Mörder. Ich kannte nur die reine Liebe für das Vaterland, ich hatte keinen andern Wunsch als seine Freiheit. Dein Anblick, Geliebter, hatte zärtliche Neigung in meiner Brust erweckt, die jedem ähnlichen Gefühle zuvor nur getrotzt; aber meine Liebe zu Dir, hatte die zum Vaterlande nicht erstickt, ich halte sie vielmehr noch immer für die höchste, die heiligste Pflicht meines Daseyns. Während der seligen Träume unserer Liebe, habe ich nicht versäumt auch an jene zu denken, ich habe im geheimen geworben, geprüft, vorbereitet. Die geretteten Schätze meines Vaters habe ich hingegeben, um ein Rachedenkmal zu errichten über seine gemordeten Gebeine. Ich verschweige nicht wie schmerzlich es mich ergreift, ein Land jetzt verlassen zu müssen, wo vielleicht in wenig Wochen der Klang von Hellas Trompete die große Stunde verkünden wird, nach der ich mich so lange, so heiß gesehnt habe."

„Bedenke," fiel ich besorgt ein, obwohl fast selbst mit hingerissen von der Begeisterung der lieblichen Sprecherin, „was würde ein Geschöpf, so zart wie Du, beginnen, wenn das Volk sich bewaffnete. Der Kampf, das Schlachtgewühle sind Orte für Männer, für kühne Jünglinge, um dort das Kriegsgewehr zu schwingen und die Schwerdter zu tauchen in der Unterdrücker Blut. Du könntest hier nichts frommen, nichts helfen, und Deiner würden bei den Wechselfällen eines Würgerkampfes Gefahren drohen, vor denen ich erzittere."

„Du hast Recht, Marco," erwiederte sie, „es betrübt mich, daß ich kein Mann bin, um zu zeigen, was ein furchtloses Herz, ein begeisterter Arm vermag in einem heiligen Kampfe. Ach, ich kann nur beten zu dem Allmächtigen um die Beschleunigung der Erlösungsstunde. Traurige Ahndungen sagen mir, ich werde Hellas nicht mehr frei und gerettet sehen. Ein früher Tod reißt mich vielleicht von hinnen, aber ich steige mit dem festen Glauben in das Grab, daß für Hellas eine glücklichere Zeit im Beginnen ist. Sollte ich im fernen Lande sterben, so gelobe mir, Geliebter, meine Asche hier zu begraben in der befreiten Erde, verspreche mir auch einst zu kämpfen an Deiner Brüder Seite und Dein Leben zu weihen für das höchste Gut."

„Bedarf es hiezu noch meines Eides?" fragte ich gekränkt. „Denkst Du so niedrig von Deinem Geliebten, daß er zagen würde, alles hinzugeben, sein Theuerstes zu opfern, wenn es für einen heiligen Zweck gilt? Aber wozu diese finstern Bilder von Tod und Grab, die Deine heitere Ruhe verscheuchen, die Du sinnreich erdenkst, Dein argloses Herz zu schrecken. Lacht uns denn nicht ein freundliches Leben voll Liebe und Freuden? — Uns winkt ja auch in der Ferne ein liebliches Asyl. Weiß ich Dich einmal geborgen, so fliehe ich leichten Herzens an diesen Strand zurück, wenn hier die Kriegsgesänge der Hellenen uns zum Siegen, zum Sterben rufen, und wehen unsere Banner hier triumphirend, sind die Tyrannen von diesem Boden verjagt, so eile ich zu Dir mit dem blutigen Lorbeer und führe Dich im Triumphe in die befreite Heimath ein."

„Du malest mir," sprach sie, „das glänzende Bild meiner einstigen, schwärmerischen Hoffnung. Ach, ich träumte oft von einer solchen Zukunft, aber die Schrecken der gestrigen Stunde haben in mir die sehnsüchtigen Träume eines solchen Glückes zerstört. So wie gestern kann die Erscheinung der Wüthriche uns aus dem Rausche der Seligkeit reißen und uns stürzen in einen Abgrund von Gefahr und Elend. Mich ängstigen seit jener Stunde die düstersten Ahndungen, vielleicht die Vorgefühle

des nahen Todes. Ein fürchterlicher Schauder ergreift mich bei dem Gedanken, daß in dem Augenblicke, in dem wir uns hier sorglos der Ruhe hingeben, unserer Verfolger mordglühende Augen durch diese Büsche schauen. Du kannst furchtlos ihnen entgegenblicken, Du bist ein Mann und weißt im Nothfalle zu sterben. Aber ich — ein schwaches Weib, mir drohen Qualen von noch schrecklicherer Art. Ich könnte gleich so vielen andern ein Opfer der Entehrung seyn, und ein Jammerleben von Siechthum und verzehrendem Grame gähnte mich dann an, weit schauerlicher als selbst das Grab."

„Stille, o schweige!" rief ich, von dem gräßlichen Gemälde erschüttert; „laß uns weiter eilen, Deine Worte ängstigen mich, wir wollen fort von hier."

„Halt ein noch," entgegnete sie rasch, „Du gabst einst Deinem Vater den Schwur, mich bis zu Deinem Tode zu beschützen, nun aber fordere ich noch von Dir, daß Du mir schwörest, meine Brust mit Deinem eigenen Schwerde zu durchbohren, wenn ich in die Hände meiner Peiniger sollte fallen. Gelobe mir dieß und mein Herz wird Ruhe haben."

„Gott!" rief ich, „was verlangst Du? Schau dorthin, eine Wolke Staub wälzt sich empor, o Himmel, wenn sie es wären!"

„Schwöre mir!" rief sie in feierlichem Tone, ich weiche eher keinen Schritt."

„Nun wohl denn, ich schwöre!" rief ich von dringender Angst übermannt. Da erhob sich die ferne Wolke immer höher und der fliegende Sand kam näher und näher. „Sie sind es!" schrie ich verzweiflungsvoll und rannte in wahnsinniger Eile nach den Pferden.

„Verbirg Dich unter diese Büsche!“ rief Arianthe gefaßter, „Gott waltet über uns, er hat unser Schicksal bestimmt.“

„Ich faßte den Zaum der beiden Pferde und zog sie hinter die dichtbelaubtesten Bäume, hier horchten wir in Todesangst auf das näher kommende Getrappel der Reiter. Ich vergaß in diesem furchtbaren Augenblicke nicht, meine Pistolen zu spannen und mich für den Nothfall zum Kampfe zu bereiten. Jetzt vernahmen wir wilde, verworrene Töne, und durch die Spalten der Zweige gewahrte ich einen Trupp von etwa zwanzig Türken, deren fliegende Gewänder von Staub bedeckt waren, und deren Aeußeres zeigte, daß ein sehr anstrengender Ritt sie erschöpft hatte. Jetzt waren sie am Saume des Wäldchens, und der Anführer hielt einen Augenblick still, indem er mit seinen Begleitern einige Worte wechselte.

„Gedenke Deines Schwures,“ flüsterte mir Arianthe zu, als jeder Augenblick unser Versteck zu verrathen drohte. Ein leiser Händedruck war meine Antwort. Die Gefahr war auf dem höchsten Punkte, und ungeachtet ich die Reden der Türken nicht vernehmen konnte, so dachte ich doch wohl, daß der Anführer vorschlug die Büsche zu durchsuchen. Nachdem die Reiter jedoch einige forschende Blicke umher geworfen hatten, jagten sie vorüber. — Ich zweifelte nicht, daß diese Horde gegen uns ausgesendet war, und wir dankten Gott recht innig für seinen wunderbaren Schutz. Wir bestiegen unsere Rosse und ich schlug nun einen andern Weg nach Navarin ein. Wir ritten über eine Moorhaide und kamen oft an so sumpfigte Stellen, daß unsere Pferde bis an die Brust in den grünen Schlamm einsanken und so ging es nur sehr langsam vorwärts. Der Abend erreichte uns, als wir noch mehrere Meilen Wegs hatten, und da unsere todtmüden Thiere kaum mehr weiter zu bringen waren, so mußten wir die Nacht unter freiem Himmel, auf offenem Wiesengrunde zubringen, denn weit umher war kein Baum zu sehen, der seine schützenden Zweige über uns ausbreiten konnte. Ich bereitete der Geliebten aus dem Mantel und den Pferdsätteln

eine Schlafstätte und setzte mich einige Schritte davon mit gezogenem Säbel auf die Erde, entschlossen, die Nacht zur Begegnung jeder Gefahr zu durchwachen. Arianthe, von der Anstrengung des Tages ermüdet, schickte noch ein stilles Gebet zu Gott und schlief dann sanft ein.

„Der Mond stieg in all seiner Zauberpracht am fernen Himmel auf, sein magischer Schimmer beleuchtete die unermeßliche Ebene und überstrahlte noch das Licht der Sterne, die nur matt erglänzten wie verlöschende Kerzen. Ich hatte von frühester Jugend auf vor dem freundlichen Gestirne eine recht kindliche, abergläubische Verehrung, und konnte Nächte lang ohne bestimmte Gedanken, aber mit unbeschreiblich seligem Gefühle in sein mildes Geisterantlitz schauen. Ich begrüßte den Freund meiner Knabenzeit auch heute mit leiser Andacht, es war mir als ob von ihm Gott selbst herabsehe aus seinen blauen Höhen und um ihn die Aeuglein vieler tausend verklärter Engel schimmerten.

„Die Nachtwache in dem vom Mondscheine beleuchteten Gefilde hatte etwas ungemein Schönes und Herrliches, mein Auge irrte mit stillem Entzücken in den glänzenden Himmelsräumen und sehnte sich hinauf zur herrlichen Heimath. Wenn dann mein Blick einmal auf die weite, grüne Flur fiel, so däuchte es mir immer als ob einzelne Schatten die Ebene durchzögen und gespenstige Reiter über den lichthellen Boden hinschwebten, bis sie in der Ferne meinen Blicken entschwanden.

„Arianthe schlief indessen mit leisem Athmen; ihr schönes blasses Gesicht hatte in dem bleichen Mondglanze ein ganz eigenes, beinahe geisterhaftes Ansehen. Nicht der fromme, lieblich kindliche Ausdruck, der ihr sogleich alle Herzen gewann, nein, ein hoher, heiliger Ernst, eine edle überirrdische Majestät ruhte heute auf ihren schönen Zügen. Es war keine Sterbliche mehr, es war das Antlitz einer verklärten Engelsgestalt, von heiligem Scheine umleuchtet, von himmlischer Anmuth umstrahlt.

„Ich war ganz in dem Anblicke des wunderherrlichen Bildes verloren, und theilte selbst die andächtige Begeisterung, welche um die lieblichen Züge der Träumenden schwebte. Endlich kam es, ich weiß nicht wie, daß ich, regungslos wie ich blieb, trotz meines festen Vorsatzes, die Nacht zu durchwachen, in einen tiefen Schlummer fiel. Da verließen mich schnell die schönen Bilder und furchtbare Träume folterten meine geängstigte Seele. Ich erwachte endlich durch einen starken Knall. Ich hatte in dem unruhigen Schlafe eine meiner Pistolen berührt und diese war losgegangen. Arianthe sprang gleich mir erschrecken empor, sie war sehr blaß, aber männlich gefaßt und drang sogleich in mich unsere Reise fortzusetzen.

„Die Sonne ging eben auf; um den reinen Himmel hatten sich schwarze Wolken gelagert, und mühsam drängten sich die Strahlen durch die einzelnen blauen Risse. Als ich über die weite Ebene hinblickte, die noch halb in der Dämmerung sich wiegte, ergriff mich ein starres Entsetzen. In nicht sehr weiter Entfernung war ein Reiterhaufen gelagert, allem Anscheine nach türkische Soldaten. Hinter uns, neben uns, auf allen Seiten standen auf tausend Schritte weit, einzelne Kavalleristen aufgestellt, die uns wie Raubvögel umkreisten.

„Wir sind entdeckt!" schrie ich in bebender Verzweiflung, „sie haben unsere Spuren. Gott hilf uns! eile, rette Dich, Geliebte! ich will gerne für Dich sterben!"

„Arianthe blickte ruhig in die Todesgefahr, aus ihrer Rede sprach männlicher Muth, sie schwang sich schnell auf das Pferd und deutete nach der Richtung, wohin wir fliehen sollten. Ich spornte meinen Castor, das Geschenk meines edlen Vaters und mit Windeseile trug mich das treue Roß davon.

„Ein furchtbar gellender Schrei hinter uns, der mich mit Todesentsetzen durchbebte, verkündigte unsere Entdeckung. Mit einem Male stürmten diese gespenstigen Reiter von allen Seiten

auf uns los, schärfer trieben wir unsere Pferde zum wilden, eilenden Rennen, und ein furchtbarer Wettlauf, ein Jagen auf Tod und Leben begann. Unsere treuen Thiere, als wüßten sie, daß unsere Rettung ganz allein von ihnen abhinge, rannten pfeilschnell über den Grasboden und gewannen unsern Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung ab. Nur ein Einziger von diesen, auf hohem, rabenschwarzen Rosse, kam schneller als die übrigen hinter uns her in wüthender Eile, wie der brausende Sturmwind gepflogen. Nur noch wenige Schritte war er fern, ich griff nach meiner Waffe, da krachte ein Schuß hinter uns und Arianthes Pferd stürzte tödtlich getroffen unter ihr zusammen.

„Bube!" schrie ich, mein Roß wendend und mit gezogenem Degen auf meinen Gegner losstürmend, „das sollst Du bereuen!"

„Der Türke erhob seinen krummen Säbel zum entscheidenden Schlage und unsere Schwerdter kreuzten sich im Handgemenge, aber in wenigen Augenblicken stürzte mein Gegner mit blutigem Haupte vom Pferde.

„Steig auf!" rief ich Arianthen zu, die sich emporgerafft hatte vom betäubenden Sturze. Aber noch ehe sie die Zügel des fremden Pferdes faßte, waren wir umringt von heulenden Unholden, die Rachebrüllend die Säbel über mich schwangen.

„Fangt ihn lebendig, den Hund!" brüllte eine furchtbare Stimme, ich erkannte Hassan Bey, dessen Augen mich anfunkelten in höllischer Freude. Ich sprang schnell vom Rosse, und in der Rechten das Schwerdt, in der Linken den Dolch haltend, trat ich schützend vor die schreckensbleiche Geliebte.

„Gedenke Deines Schwures," rief sie mit herzzerschneidendem Tone, durchbohre meine Brust, laß mich nicht lebend in ihren Händen!"

„Ein ungeheurer Schauder packte mich, als ich unwillkührlich den Dolch über sie zuckte. Wüthend drangen die Feinde auf mich ein, die mich lebend fangen wollten. Mit der Rechten schwirrte ich meine Klinge todtdräuhend im Kreise umher, mit der Linken umfaßte ich der Geliebten sinkende Gestalt. Da fühlte ich mich von hinten gepackt, ward zu Boden gerissen und meines Schwerdes beraubt, triumphirend sah ich Ariantha von meiner Seite durch der Unmenschen rauhe Arme gezerrt. Gedenke Deines Schwures! hallte es in meinem Innern, mich faßte des Wahnsinns Riesenkraft, und drei der Wüthriche von mir schleudernd, riß ich mich los, und hinstürzend auf die Unglückliche, schrie ich: stirb Geliebte, bald folge ich Dir nach! — und durchstieß mit dem Dolche ihr edles, liebeschlagendes Herz.

„Zu meinen Füßen hin sank die bleiche Engelsgestalt und gab den Geist auf mit ruhig wehmüthigem Lächeln."

Als der Grieche hier geendet hatte, sprang er schnell auf und ging, auf dem Antlitz all die Qualen seiner Seele tragend, an des Meeres Ufer hin, wo sein Geist ein Echo fand in der Wogen klagenden Seufzertönen. Ich aber stand betäubt von dem Gräßlichen, das ich gehört, und blickte tief erschüttert dem unglücklichen Hellenen nach, der seinen Schmerz in dem Dunkel der Einsamkeit verbarg.

III.

Argos, den 24. April.

Ich schreibe Dir diese Zeilen auf unserm Marsche nach Athen; am 20. brachen unsere Truppen aus Nauplia auf, die nun Griechenlands letzte Hoffnung sind. Die Freischaar von Morea, gebildet aus der Blüthe der edelsten Jünglinge des Pe-

loponneses, stand als Avantgarde an des Zuges Spitze und unter ihnen stehe auch ich, an der Seite meiner Freunde Calderos und Rossarys. Ich kann Dir die Gefühle nicht beschreiben, die mein Herz erfüllten, als ich in der Mitte meiner wilden Kampfgenossen aus Nauplias Thoren rückte. Das Volk geleitete uns und unter tausend Thränen nahmen auf der Flur Väter und Mütter Abschied von den geliebten Söhnen, die hinauszogen auf das Feld des Todes, um ihr Opferblut zu verspritzen für das Vaterland und ihre Freiheit. Ein greiser Priester reichte uns das Abendmahl und segnete feierlich die zum Sterben geweihte Schaar ein; das Volk lag auf den Knien, die Hände gefaltet, in inbrünstiger Andacht, den Höchsten in heißem Gebete um Rettung und Sieg flehend. Die Feldmusik stimmte fromme Hymnen an, die Krieger sangen heilige Lieder, und mit dem Rufe: „Gott will es!" begannen sie ihren Marsch und winkten den Ihrigen mit den Schwertern den letzten Scheidegruß zu. Es war eine Scene der Begeisterung und der Wehmuth, kein Auge war thränenleer, und auch ich mußte weinen, wenn ich diese blühendschöne Gestalten betrachtete, die vielleicht morgen als eine Beute der Verwesung fallen und nimmer mit den geträumten Kriegstrophäen an der Pforte des Vaterhauses erscheinen werden. Ich ritt laugsam hinter dem Zuge her, Grabesschauer durchbebten mich mit ihren finstern Wehen und meine Gedanken weilten oft in dem fröhlichen Deutschland, bei Dir, bei meinen theuern Jugendfreunden, über deren Dach des Friedens goldene Sonne scheint, die keine düstern Todesahndungen kennen. Werden ihre Thränen wohl um den fernen Abenteurer fließen, wenn sie hören, daß er auf fremder Erde gefallen ist, daß er in den Tod ging für die Auferstehung einer großen und herrlichen Nation? — Doch wozu diese Betrachtungen? Mein freier Entschluß führte mich hieher, ich verließ ein Leben des Friedens, des Glücks, um hier in ein Meer von Leiden zu tauchen. — Ich habe in den drei letzten Tagen vieles erlebt, und wenn, wie man sagt, Gram und Kummer die Haare schneller bleichen, so bin ich in dieser kurzen Zeit gewiß um vieles älter geworden. Der Anblick einer niedergebrannten Stadt, eines Schwarms Unglücklicher, die

mit einem Schlage um ihr Hab und Gut gekommen und über der Brandstätte weinen, die all das Ihrige verschlungen hat, kann bei uns die Gemüther mit innigem Mitleid erfüllen. Aber wenn man dieses alte berühmte Land durchzieht, über das die Natur einst ihren reichsten Segen geschüttet, und sieht nun diese grausen Spuren der Verwüstung, wenn man auf Meilen weit nichts schaut als den rauchenden Schutt versunkener Städte, nichts hört als das Wehgeheule elender Geschöpfe, die bleich wie Gespenster, von Schmerz und Hunger zum Skelette verzehrt, aus der Asche hervorkriechen und die armen Krieger um ein Stückchen Brod flehen — wenn man diese Schändung der Natur, die aus der Wurzel gerissenen Bäume, die versenkten Saatfelder, die verbrannten Weinberge erblickt — wenn man statt durch eine blühende Zone des Südens nur von Einöde zu Einöde wandert, wo unbegrabene Menschengerippe modern und den Raben zur Beute fallen, wo die Wuth der Barbaren alles, alles verschlungen hat, und in das Ohr nur der ewig gräßliche, schneidende Jammerton eines ganzen Volkes schreit, da möchte bei dem ungeheuern Schreckensbilde das eisernste Herz brechen und das felsenhärteste Gemüth blutige Thränen weinen, um die unglücklichste der Nationen!

Oft mußten wir den Räuberbanden Ibrahim Paschas ausweichen, die das Land verheerend nach allen Richtungen durchstreiften, der strenge Befehl des Generals verbot jedes Gefecht mit dem Feinde, obwohl manches tapfere Herz von Unwillen, von Rache glühte und sich feurig zum Kampfe sehnte.

Als wir bei unserer ersten Nachtruhe auf freiem Felde campirten, weckte mich Calderos vor Sonnenaufgang.

„Willst Du mich begleiten?“ fragte er; „nur eine Meile von hier liegt das Paradies meiner Jugend. Die Unsern schlafen noch, in drei Stunden sind wir zurück.“

Ich nahm schweigend meinen Mantel, steckte die Pistolen

in den Gürtel und schwang mich auf das Pferd. Rossarys hatte die Nachtwache und ließ uns passiren, auch der Häuptling Hadschi Christo lag wachend am Feuer ausgestreckt und rief uns seinen Morgengruß zu; er hatte gerne die Bitte des Freundes gewährt und uns auf einen halben Tag beurlaubt.

Wir ritten eine Weile schweigend durch die menschenleere Oede. Keiner schien das Gespräch zuerst anknüpfen zu wollen, endlich bat ich den Freund mir den Ausgang seiner tragischen Geschichte zu erzählen. Marco weigerte sich nicht und begann:

„Ich wurde von den Barbaren gefesselt auf der Straße nach Tripolizza fortgeschleppt. Dort erwartete mich ein ausgesuchter Martertod, man wollte mir durch die entsetzlichsten Qualen Geständnisse erpressen, die ich fest entschlossen war mit mir ins Grab zu nehmen. Gott ersparte mir diese furchtbare Probe meiner Standhaftigkeit. Meine Wächter wurden auf dem Wege von vermummten Bewaffneten überfallen. Nach einem kurzen Kampfe war ich befreit und meine Henker theils getödtet, theils auf der Flucht. Ich verdankte diese Hülfe abermals meinem Freunde Rossarys, der nun zum zweiten Male mein Leben gerettet hatte. Er geleitete mich von da nach Nauplia. Unterwegs erfuhr ich von ihm die beruhigende Nachricht, daß mein Vater, meine Schwester und der verwundete Andreas an einem geheimem Versteck in Sicherheit und die Verletzung des Bruders nicht tödtlich sey. — Ich schiffte mich unentdeckt nach Venedig ein, von dort reis'te ich nach Deutschland, wo ich seitdem verweilte.

„Freudenleer, in dem trüben Grame über begrabene Hoffnungen, schlichen mir da die Jahre langsam und traurig vorüber, selbst die Freiheitstöne des aufgestandenen Volkes fanden kein Echo in meiner verödeten Brust. Nur die Erinnerung jener letzten fürchterlichen Scene schwebte meinem Geiste beständig vor, und es schauderte mich, den Schauplatz des Verbrechens, die Erde, wo ich mein Theuerstes gemordet hatte, wieder zu be=

treten. Als aber endlich Hellas Bollwerk, Missolunghi, gefallen war, und die letzte Hoffnung der Befreiung zu verschwinden schien, da glaubte ich, daß mein Vaterland, auf dessen Altar so vieler edlen Griechen Blut geflossen, nun auch mein Leben als eine heilige Schuld von mir fordere. Ich eilte, von diesem Gedanken beseelt, in die Heimath zurück. Ersehnt, willkommen ist mir nun der Augenblick, wo ich meine Schuld bezahle."

Eine bange Pause folgte diesen Worten, ich sprach nichts, versuchte mit keiner Sylbe ihn zu trösten, denn ich sah wohl, daß dieses bei einem solchen Charakter, bei einem so tief eingewurzelten Grame nur eitle Mühe gewesen wäre.

Die Sonne ging indessen auf und beleuchtete die Gegend, die vor uns ausgebreitet lag düster und einfärbig wie ein weites Trauergewand. Wo ist das Paradies, wo der blühende Garten, den Calderos mir begeistert malte? — Ach, diese Erde schien nie im Frühlingskleide gelacht, nie mit Blumenkränzen sich geschmückt zu haben, eine gelbe Leichenfarbe schien seit Jahrhunderten ihren brennenden Gifthauch über die Fluren zu senken, die sich einst stolz in dem Grüne der Kraft und Jugend kleideten. Hier thronte einst ein großes und herrliches Volk, Dichter besangen seinen Ruhm und ihrer Saiten Feuerklänge verhallten nicht in den Stürmen der Jahrhunderte, sondern stehen noch als ewige Gedächtnißsäulen der alten Glorie, und staunend liest die Nachwelt diese Heldenlieder und beweinet den Untergang eines Heroenvolks. Die Freiheit war die Sonne, unter deren Strahlen diese nieverwelkenden Sangeskränze erblühten, und als sie von Hellas Himmel schwand, da verstummten auch die Göttertöne, die Blumen und Bäume verwelkten aus Schmerz, daß sie niemand mehr besang, und die alte Erde, traurend und zürnend um die verlorene Freiheit, wollte keine Früchte mehr zeugen, um ein Sclavenvolk zu nähren. — Wir standen jetzt vor der Villa von Marcos Vater, hier erblickte ich wirklich noch die Spuren eines Paradieses, das der menschliche Fleiß in die dürre

Wildniß zauberte. Oleander und Palmenbäume wunderschön gepflanzt, standen in mannichfaltigen Gruppen umher, aber sie waren blätterlos und ihre Stämme verdorrt, die Blumenbeete waren zerstampft von Rosseshufen und alle Pflanzungen von barbarischen Händen zerstört und verwüstet. Wir näherten uns dem Schlosse, es lag auf einem sonnigen Rasenhügel, von dem man die Gegend weit umher überschauen konnte. Die Mauern waren von Rauch geschwärzt und sein Aussehen war düster wie ein Gespensterwohnsitz. Wir stiegen ab und banden unsere Pferde an die Bäume, dann gingen wir um die verödeten Wände des Schlosses herum, und mancher gramvolle Seufzer stahl sich dabei aus des Freundes Brust, wenn er vergangener Zeiten gedachte. Endlich standen wir vor den Thorflügeln, sie waren halb verbrannt und verwittert, und wichen bei dem ersten Stoße. Wir traten ein. Welch ein Anblick der Zerstörung zeigte sich uns hier! — Herabgeschmettert waren die Decken, die Wände von Feuer schwarz und dem Einsturze nahe, ein öder Trümmerhaufen von Stein und Asche war das schöne Schloß.

Eine Grabgestalt, bleich, gebückt, mit weißen Haaren und Lumpen bedeckt, wankte uns bei dem Eintritt entgegen.

„Cherubim!" rief Marco entsetzt; „Du hier Alter? — In diesem Elend? —"

Der Greis sah dem Jüngling starr ins Antlitz und fiel heulend zu seinen Füßen nieder.

„Ach Junker Marco! Gott sey gedankt, Ihr lebt noch!" rief er schluchzend und große Thränen fielen auf seinen grauen Bart.

„Das war meines Vaters und unsers Hauses treuester und redlichster Diener," sagte Calderos zu mir. „Was machst Du hier, guter Alter? — Stehst Du Schildwache auf den Ruinen meines Hauses? Warum fliehest Du nicht das unvermeidliche

Verderben, das Dich in seinen Abgrund schleudern wird ,wenn Du länger auf dieser Unglücksschwelle weilest?"

Der Greis richtete sich zu ihm auf und weinte voll Rührung und Freude wie ein Kind an seinem Halse.

„Ach, der Himmel sey gepriesen," sprach er, „daß ich alter Hund die Freude noch erlebe, meinen jungen Herrn wieder zu umarmen. Ja, ich dachte mir es immer, daß Ihr noch leben müßtet, daß Ihr einst wieder kommen werdet, Euer väterliches Erbe in Besitz zu nehmen. Darum habe ich auch treu die alten Steine gehütet, und nun mögen meine alten Augen brechen, mein Geschäft ist vollbracht!"

„Komm heraus an das Tageslicht, die Sonnenwärme wird Dir wohl thun," sprach Marco gütmüthig, indem er den schwachen Alten unterstützte; „hier setze Dich auf diesen Rasen und erzähle mit kurzen Worten das Ende Deines unglücklichen Gebieters, denn nicht lange darf ich an dieser Stätte weilen, ich muß zurück zu meinen Waffenbrüdern."

Der Alte that wie ihm geheißen. Er erzählte die Schicksale seiner Herrschaft seit der Zeit als Marco vom väterlichen Hause abwesend war, und erzählte zuletzt, wie das Schloß, nachdem der Aufstand ausgebrochen war, der Sammelplatz der Häuptlinge und der Zufluchtsort so vieler Unglücklichen gewesen, die ohne Obdach umherirrten, und wie nun endlich eine Schaar ägyptischer Soldaten vor den Thoren erschienen war. „Sie begannen mit Säbeln und Bajonetten ihren Angriff, wurden aber von den Vertheidigern, an deren Spitze Marcos Vater stand, immer wieder zurückgeschlagen. Neun Tage standen sie vor dem Schlosse, den Griechen gingen die Lebensmittel aus. Cherubim war durch einen geheimen, festverwahrten Gang fortgeschickt worden, neuen Vorrath herbeizuschaffen. Ehe er aber damit zurückgekommen, war der Vertheidiger Schicksal schon entschieden. Durch Zufall oder Verrätherei war im Schlosse Feuer ausgebrochen, die Ver-

wirrung, die dadurch entstand, suchten die Aegypter durch einen wüthenden Angriff noch zu steigern. Der Brand griff um sich und als die Feinde die Thore erstürmten und in das Innere eindrangen, stürzten das Dach und die Decken zusammen und begruben Vertheidiger und Angreifer durch ihren Fall. Von dem stolzen Gebäude blieben nur die nackten Mauern übrig. Ob Euer edler Vater, endigte der Alte seine Erzählung, unter den Trümmern begraben liegt, weiß ich nicht. Wohl zog man halb verbrannte Leichen aus dem Schutte, aber sie waren unkenntlich. Gerüchte gingen, er hätte sich mit meiner jungen Gebieterin, Eurer edlen Schwester, durch den geheimen, unterirdischen Gang gerettet, aber ich habe nichts weiter vernommen. Wie sehr das Unglück Eueres Hauses mein treues Herz erschütterte, mögt Ihr Euch selbst denken. Hätte jede Thräne, die meine alten Augen weinten, nur einen Lebensfunken den Todten eingehaucht, so würden diese jetzt vor Euch stehen und statt meiner sprechen. Aber das Schrecklichste für mich, der ich im Dienste Euerer Familie ergraute, war, daß unter den blutigen Zerstörern, die beutegierig die Trümmer mit ihren Räuberhänden durchwühlten, ich auch einen sah, den ich als Kind auf meinen Armen getragen, den ich liebte wie Euch selbst, der Euch nahe, sehr nahe angeht."

„Wer?" fragte Calderos dumpf.

„Ihr werdet ihn errathen, erlasset mir seinen Namen auszusprechen."

„Andreas?" schrie Marco entsetzt. „Gerechter Gott! Der Vatermörder, der Schändliche!" — Er warf eine schwere Börse dem Alten zu. „Hier," sprach er, „friste Deine Tage, fleuch von dieser Schwelle, mich siehst Du nie wieder."

Und wie verfolgt von den Schrecknissen der Hölle stürzte er den Hügel hinunter, schwang sich auf sein Pferd und jagte davon. Ich blieb noch einige Minuten bei dem Greise zurück, den der Schmerz niedergeschmettert hatte, ich tröstete ihn mitlei-

dig, bat ihn ein anderes, sicheres Obdach zu suchen, und versprach für den verzweifelnden Jüngling wie ein Bruder Sorge zu tragen. Ich schied nicht ohne Thränen von ihm In Argos fand ich den unglücklichen Marco mit der Schaar der Unsern wieder. Sein furchtbares Schicksal ist doch nur ein kleiner Theil von dem ungeheuren Wehe, das auf Griechenland lastet. Noch aber verzagen wir nicht, so lange tapfere Herzen noch schlagen die barbarischen Gräuel zu rächen.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Die Seebraut zu Starnberg.

Eine Volkssage.

Von

M. G. Saphir.

Es lebet im Volke die gräuliche Mähr',
Es wird sie ein Jeder wohl wissen,
Der See dort zu Starnberg giebt nimmermehr her
Was er in die Tiefe gerissen;
Die Todten, die sonst kein Gewässer behält,
Die giebt dieser See nicht zurück mehr der Welt,
Er stellet sie aufrecht im schilfichten Grunde,
So schauens die Fischer zur heimlichen Stunde.

Es lebte ein Fischer so jung und so schön,
In Starnberg dort, nah an dem Strande,
Er hatte ein Mädchen zur Lieb' sich erseh'n,
Das herzigste Mädchen im Lande;
Ihr Vater der lebte in Berg auf sein Schloß,
War stolz auf sein Geld, auf sein Jägergeschoß,
Wollt' nimmer und nimmer es willig gestatten
Die Tochter Aline dem Fischer zu gatten.

Die Tochter Aline, in Liebe entbrannt,
Fährt nächtlich im See auf dem Nachen,
Es liegen die Ufer im Schlummergewand,
Die Sterne der Liebe nur wachen;
Von drüben herüber da schwimmet ein Kahn,
Der Fischer durchschneidet die willige Bahn,
In mitten des Sees da finden sich Beide,
Und herzen und kosen in Lust und in Freude.

Und schwören sich Treue in Leben und Tod,
Und haben des Schwörens kein Ende,
Bis mahnend des Morgens frühzeitiges Roth,
Umsäumet die felsigen Wände;
Allnächtlich also zu derselbigen Stund,
Erneuen sie schwörend den heiligen Bund;
Es scheinen die Wellen viel stiller zu rauschen,
Den Schwüren der Liebe als Zeugen zu lauschen.

Als einmal Aline zurückschifft ans Land,
Bis tagend die Dämm'rung soll enden,
Da weilet ihr Vater ergrimmt schon am Strand,
Und faßt sie mit wüthenden Händen,
Und sperret sie einsam ins ferne Gemach,
Bestellet zwei Diener zu Hut ihr und Wach,
Auf daß sie nicht wieder allnächtlich entrinne,
Den Fischer nicht wieder im Nachen gewinne.

Und morgen zur Nachtzeit da harret er lang,
Der Treue, inmitten des Sees,
Er harret und harret so peinlich und bang,
Voll Sehnsucht und liebenden Wehes;

Er lauscht durch der Dämmerung freundlichen Flor,
Kein Ruderschlag tönt an sein lauschendes Ohr,
Kein Nachen durchpflügt die geebneten Wellen
Die Herzallerliebste ihm zuzugesellen!

Die andere Nacht, zu derselbigen Zeit,
Kömmt wieder der Fischer gezogen,
Er sitzet im Nachen mit bitterem Leid,
Und weinet hinein in die Wogen;
Sein Auge ist sehnend nach Jenseits gespannt,
Da stoßet kein Fahrzeug vom finsteren Strand,
Er harret und harret bis wieder Aurore,
Erschließet des Morgenroths flammende Thore.

So kehret der Fischer in jeglicher Nacht,
Zurück zu der nämlichen Stelle;
Ob Sturmeswind tobt, ob der Mondenschein lacht,
Sein nächtliches Reich ist die Welle;
Bewegungslos sitzt er im schaukelnden Boot,
Und weinet die Augen sich brennend und roth,
Und harret und harret ob nimmer geschwommen,
Die süße Geliebte im Nachen will kommen!

Und vierzig der Nächte noch zagend und bang,
Saß harrend der Fischer im Nachen,
Sein Auge war trübe und bleich seine Wang',
Von Trauern und Weinen und Wachen,
Sein Herz ist von Sehnsucht und Gram ihm zerstückt,
Sein Sinn ist von Qual und von Schmerz ihm berückt,
Es fasset ihn tiefinnig ein Weh und ein Trauern,
Es faßt ihn die Seele mit eisigen Schauern!

Und schwarzes Gewölke verfinstert die Nacht,
Der Sturm hat den Fittig entfaltet,
Der zürnende Donner rollet und kracht,
Von Blitz wird die Nacht nur gespaltet,
Er spaltet mit Flammen die brausende Fluth,
Da lodert der See wie ein Becken voll Blut,
Und stille und bleich von den Flammen umflogen,
Sitzt harrend der Fischer inmitten der Wogen.

Da zuckt hernieder ein flammender Strahl,
Die Felsen erzittern und wanken,
Da faßt es den Fischer mit Schauern zumal,
Es wirren ihm bang die Gedanken;
Er ruft in den See 'nein mit Wahnsinn und Schmerz:
„Du rufst mir, mein Liebchen? Ich komm, mein Herz!"
Und stürzt sich hinab, mit wollüstigem Grausen,
Ins schäumende Grab voll Toben und Sausen!

Der selbige Strahl hat mit kochender Wuth
Das Schloß hoch zu Berg dort getroffen;
Alinen befreiet die wachsende Gluth,
Und Riegel und Thür stehn ihr offen;
Sie stürzet hinunter durch Regen und Wind,
Sie stürzt zu dem Strande hinunter geschwind,
Und stürzt in den Nachen mit fliegenden Haaren,
Durch Regen und Nacht zum Geliebten zu fahren.

Da theilt sich voll Mitleid der wolkige Flor,
Der Himmel wird freundlich und milde,
Die Blume des Mondes blüht silbern hervor,
Beleuchtet das Wassergefilde;

Da zieht durch die Fluth Aline im Kahn,
Und theilet die Welle, ein sinniger Schwan,
Und rudert und rudert mit Hast und mit Keuchen,
Die Stelle der Liebe nur bald zu erreichen.

Und als sie die Stelle mit Angst hat erreicht,
Steht leer da der wartende Nachen,
Entsetzen ergreift sie, ihr Odem entweicht,
Die Geister der Ahnung erwachen;
Es rinnt durch die Adern ihr eisig das Blut,
Sie starret hinab durch die lautere Fluth,
Und schauet mit Wahnsinnslust und mit Wehen
Im schilfigen Boden den Liebsten da stehen!

Und wie dann das Wasser die Arme ihm hebt,
So scheint er nach ihr zu verlangen;
Sie wird von unendlicher Sehnsucht umwebt,
Von Liebe und Irrwahn umfangen;
Ruft leise hinunter: „Mein Liebster, bist wach?
Bereite nur schnell das Crystallengemach,
Dein Bräutchen kömmt endlich zur Hochzeit gezogen!“
Und stürzt sich mit Freude ins Bette der Wogen.

Da stehen sie unten und schauen sich an,
Von Zweigen hochzeitlich umwoben,
Und spület die Welle ein Opfer heran,
Herunter gestürzet von Oben,
Der, sagen sie, kömmt zu der Hochzeit als Gast,
Der wird von ihnen ganz wirthlich erfaßt,
Und schlinget mit ihnen den geistigen Reigen
Am Boden tief unten in hängenden Zweigen.

Das ist in dem Volke die gräuliche Mähr,
  Es wird sie ein jeder wohl wissen,
Der See dort zu Starnberg giebt nimmermehr her
  Was er in die Tiefe gerissen;
Die Todten, die fast kein Gewässer behält,
Die giebt dieser See nicht zurück mehr der Welt;
Er stellet sie aufrecht im schilfigen Grunde,
Es schauens die Fischer zur heimlichen Stunde.

Der Philhellene.

Eine Novelle
aus dem
griechischen Befreiungskampfe.

Von

Moritz Wagner.

Friedrich von L.....g an seinen Freund Eugen.

(Schluß.)

IV.

Megara, den 4. Mai.

Noch bin ich unter den Lebenden, aber erschöpft von Blutverlust, mit kaum geheilter Wunde liege ich in einer Klosterzelle, an meiner Seite hat der Himmel einen Engel gesandt, mich zu trösten in meinen Leiden, mir den Seelenschmerz, der sich tief erschütternd in mein Inneres grub, durch freundlich Wort, durch süßen Blick zu mildern. Höre was sich alles seit meinem letzten Briefe mit mir begab.

Wir landeten ohne Unfall an Attikas Küsten und vereinigten uns mit einem wackern Streiterhäuflein, das die Straße von Korinth bis Athen besetzt hielt. Reschid Pascha, obwohl an Zahl zehnfach überlegen, verhielt sich ruhig hinter seinen Mauern.

Unsere Krieger harrten mit Sehnsucht auf die Ankunft des Admirals und der versprochenen Verstärkungen, um den Angriff beginnen zu können.

Einstweilen wurden Streifzüge an die Küsten und in das Innere des Landes abgeschickt. Hundert Freiwillige von Morea und ein Theil der Philhellenen sollten nach Westgriechenland aufbrechen, und ich, der ewigen Unthätigkeit herzlich überdrüssig, schloß mich ihnen gerne an. Marco Calderos ward zum Anführer gewählt.

Wir landeten des Abends auf Barken ohnweit von Missolunghi. Die Gegend war schon in die Schatten der Dämmerung gehüllt und unsere Pallikaren bereiteten sorglos ihr Nachtquartier auf dem Ufersande.

Auf mich übte die Nähe der zerstörten Heldenstadt einen ganz eigenen Zauber aus, und von romantischer Abenteuerlust ergriffen, verließ ich in aller Stille meine Genossen, die fast alle schon schlummerten, und wanderte, mit der Flinte auf dem Rücken und den Säbel an der Seite, einem Olivenwäldchen zu, das nach den Ruinen Missolunghis führte.

Eine tiefe Stille herrschte um mich her, nur ein leiser Hauch belebte die Oelbaumzweige, die vor wenigen Monaten hier von dem Donner der Schlachten erzittert hatten. Unter dem Dunkel der Bäume, in dem bleichen Sternenlichte wähnte meine Phantasie die Schatten der gemordeten Krieger einherschleichen zu sehen und ein unheimliches Grauen durchfröstelte mich mit kaltem Fieberschauer. — Noch schien der Rasen warm von den kaum verscharrten Leichen, noch trug mancher Stein die frischen Blutspuren, die weder der Elemente Sturm, noch die Thränen der unglücklichen Waisen, die hier um ihre erwürgten Väter flossen, ganz verwischt hatten. Ich näherte mich nun, nachdem ich eine halbe Meile fortgewandert war, dem Schauplatze des letzten unglücklichen und dennoch so unendlich glorreichen Kam=

pfes. Hier schien jede Scholle Erde von Kugeln durchwühlt, über jeden Grashalm ein Todeshauch zu schweben; noch stieß ich auf manche unbeerdigte Scelette, vielleicht hatte der Boden nicht Raum genug alle Leichname aufzunehmen.

Kein Denkmal ziert den Ort, wo die Gebeine der edlen Suliotenführer bleichen, keine Säule sagt dem Wanderer, was sich hier begab — und doch wird dieser kleine verhängnißvolle Fleck ewig gefeiert, ewig unsterblich seyn. Hier haben die Enkel des Leonidas für dasselbe heilige Gut gestritten, für welches jener Held einst in den Tod ging, hier haben sie mit ihrem Blute den feierlichen Entschluß besiegelt, eher unterzugehen, als sich noch einmal zu beugen. Seit den Riesenkämpfen ihrer Altvordern wider Xerxes Heere hat nie eine Handvoll Männer Großartigeres vollbracht. Nicht Feuer, nicht Schwerdt, nicht Hunger konnten die Vertheidiger bezwingen, sie harrten aus, als selbst die Mauern sanken und die wankenden Dächer über ihren Häuptern zusammenbrachen. Der Sturz der Trümmer hat ihre Leichen begraben und für die Tausende, welche die Türken hier geopfert, haben sie nichts als einen Schutthaufen und den Fluch der Menschheit gewonnen.

Ich hatte gehört, daß ein Haufe türkischer Albaneser als Besatzung in Missolunghi lagerte, wahrscheinlich um die Todten zu bewachen, fürchtend vielleicht, deren Gebeine könnten sich noch einmal aus den Trümmern erheben und den Würgekampf erneuern. — Ich schlich daher leise aber unbesorgt vorwärts, da ich mir wohl dachte, daß die trägen Wächter schlafen würden. — Der Mond ging indessen auf und sein blasser Glanz leuchtete über den Gräbern. Ich setzte mich auf das zerborstene Gestein und blickte stumm über den Ruinen hin; es war ein heiliger Augenblick, kein menschlicher Laut unterbrach die gespenstige Stille, die Schauer der Mitternacht hatte allen lebenden Geschöpfen Schweigen auferlegt, damit kein Ton die Geister auf ihren einsamen Wanderungen störe. Das Licht des Mondes brannte matt wie eine Sterbelampe und es schien als trauere selbst die Natur um

die erschlagenen Märtyrer. Als ich so das Feld der Verwüstung überschaute, gewahrte ich einen einzelnen Schatten, der über die Ruinen wankte, ich spannte mein Gewehr und kauerte mich nieder, halb aus Vorsicht, halb aus Schauer, der mich übermannte. Meine Augen folgten der wunderbaren Erscheinung, die mit wallendem Gewande wie eine Lichtgestalt durch die Trümmer hinschwebte und endlich auf dem Gesteine stille stand. War das ein Schatten der Vorwelt? — ein Sänger des Alterthums, der gekommen war, die gefallenen Helden in seinen Liedern zu preisen? — Oder war es einer von den kaum verscharrten Todten, der keine Ruhe im Grabe fand und nun als Spuckgestalt um die Leichenstätte schlich? —

Eine Weile blieb es still, ich schaute unverwandt nach dem räthselhaften Gegenstand hinüber, und konnte mir nicht erklären, was ein menschliches Wesen in der Mitternachtsstunde in diesem schauerlichen Orte zu suchen habe. Da klang es an mein Ohr wie leise Zitterschläge und Geistermelodien rauschten in wehmüthigen Klängen herüber. Wunderbar ergriffen von diesen heiligen Tönen nahte ich mich nun leise und furchtlos der Stelle, von der sie ausgingen, und nun hörte ich auch den sanften Wohllaut einer weiblichen Stimme, die sich mit den Saitentönen in herrlichem Einklange vermischte. Das Lied war in neugriechischer Sprache; den Himmelslaut dieser Töne, die aus den innersten Tiefen des Herzens strömten, kann ich Dir unmöglich beschreiben. Im Deutschen würde das Lied ungefähr so lauten:

Der Schlachtruf schweiget, der Zephyr weht,
Die Griechin weinend auf Trümmern steht,
Es klebt an den Trümmern des Vaters Blut,
Hin gab er für Hellas sein heiligstes Gut
Und sie steht hier gebeuget von Grame.

Dahin ist ihr Traum einer glücklichern Zeit,
Gebrochen ihr Herz und zerrissen von Leid;

Ach, Vater, schau Du auf Dein Kind herab!
Und nehme zu Dir, in Dein blutiges Grab,
Mich verwais'tes Geschöpf ohne Name.

Die Stimme schwieg, ein leises Weinen drang jetzt zu meinem Ohre, das noch entzückt den Engelstönen lauschte, die in langen klagenden Akkorden in den Lüften verhallten.

Der Inhalt des Liedes ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß dieser seelenvolle Laut nicht aus einem Geistermunde drang, sondern einer unglücklichen Sterblichen angehörte, die hier am Grabe ihres gemordeten Vaters ihr Leid den Winden und dem unsichtbaren Gott klagte. Ich fühlte mich innig bewegt, und mein Herz glühte von Mitleid für die unglückliche Waise, deren sanfte, wehmuthvolle Stimme einen unendlichen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Ich wollte sie anreden, aber fürchtete, daß mein plötzliches Erscheinen sie zu sehr erschrecken möchte, ich legte daher Mantel und Waffen weg und schritt in meiner griechischen Soldatentracht lauten Schrittes auf sie zu. Aber zu tief war der Ausbruch ihres Schmerzes, als daß sie meine Tritte gehört hätte. Ich stand dicht hinter einem weiblichen Wesen in schwarzer, moreotischer Kleidung, der weiße Schleier umwallte ihre zarten Formen, sie lag auf den Knien, das Antlitz auf dem kalten Stein gedrückt und ihre Thränen floßen heiß auf die harte Erde.

„Wer weinet und klaget hier an diesen Gräbern?" fragte ich endlich mit möglichst milder Stimme, „mit Deinen Thränen kannst Du die Todten nicht mehr erwecken, mein Kind."

Kaum hatte die Griechin den Ton meiner Stimme vernommen, als sie erschrocken aufsprang und wie ein scheues Reh über die Trümmer davon eilte. Aber die zarten Füße waren nicht zum Laufe über diesen rauhen Boden geeignet; wenige Schritte von mir stürzte sie, und ich sprang nun helfend hinzu

und beschwor sie mit flehender Stimme sich nicht vor mir zu entsetzen, ich sey kein Feind, sondern ein Christ, ein Grieche. Das schöne Wesen richtete sich auf, die Stirne blutete von dem Falle, ein Strahl des Mondes fiel auf ihr Antlitz und zeigte mir das schönste, lieblichste Gesicht, das ich je gesehen. Die Griechin mochte etwa in dem zarten Alter von sechszehn oder siebenzehn Jahren seyn, ihre sanften, kindlichen Züge gaben ihr ein fast noch jugendlicheres Aussehen, die vollen schönen Formen ihres Feenwuchses kleidete die griechische Tracht gar wunderhübsch, und in dem weißen Schleier, unter dem sich eine Fülle der schönsten dunkeln Haare hervordrängte, erschien sie wie ein herrliches Gebilde der Vorwelt, wie eine jener Göttinnen aus Griechenlands blühender Wunderzeit. Ach, daß ich Dir nicht malen kann den lieblich frommen Ausdruck dieser Engelszüge, die noch der Schatten wehmüthigen Schmerzes gleich einem heiligen Verklärungsscheine umschwebte. Ach, das Hohe, Himmlische läßt sich nicht mit kalten, todten Worten beschreiben, sondern nur ahnden in süßer, unendlicher Sehnsucht.

Als ich nun zitternd von Verwirrung vor dem herrlichen Wesen stand, ihr das Blut von der Venusstirne wischte und einige Worte der Beruhigung stammelte, da blickte sie mich an mit all dem frommen Zauber ihres seelenvollen Auges, ich faßte ihre Hand und sank vor ihr nieder vor Entzücken — Qual — ganz aufgelös't in dem Gefühle unnennbaren Wehs.

„Wer bist Du?" fragte sie endlich mit ihrer süßen Flötenstimme, „Deine Tracht gehört meinem Volke an, aber Deine Sprache verräth ein fremdes Land. Was führt Dich in diese Oede, wo Du nur stumme Gräber siehst und nur die Seufzer der Unglücklichen reden?"

Als ich ihr nun sagte, daß ich ein Philhellene, ein Mitstreiter ihres Volkes sey, da erglühten ihre Wangen und ein Strahl der Freude leuchtete in ihrem schönen Auge.

„Wenn Du wirklich einer von denen bist," sagte sie, „deren Ruhm in unsern fernsten Thälern erklingt, die der Himmel uns als Retter sandte in unserer Noth, so will ich Dir gerne vertrauen; ach, Dein edles Antlitz sagt mir ja, Du wirst das arme Mädchen nicht betrügen, die hier keinen Schützer hat als Gott."

Ich weiß nicht was ich ihr antwortete in dem seligen Wonnetaumel der unendlichsten Liebe. Vielleicht sprachen meine Blicke mächtiger, und verriethen der holden Griechin das, was meine Zunge ihr verschwieg. Oft war es mir als sey ich nur in einem recht wunderbaren Traume befangen und als würde das liebliche Engelskind gleich wieder zerrinnen in nichts. Ich weiß auch gar nicht, wie es kam, daß ich, statt die schöne Waise in das Lager meiner Waffenbrüder zu geleiten, hier stehen blieb auf den Gräbern, und in traulichem Gespräche mit ihr, die Schauer des Ortes vergaß. Ich erzählte ihr ganz weitläuftig, wie ich aus dem fernen Deutschland hergekommen sey und eine herrliche Heimath voll seligen Glückes, voll blühenden Friedens verlassen, weil eine rastlos glühende Sehnsucht, ein wunderbar geheimes Etwas, das ich nicht deuten konnte, mich nach Hellas hergezogen, und wie ich nun das Himmelsbild, das mir auf meiner langen Wanderung wie ein Verklärungsschimmer vorleuchtete, jetzt erst gefunden zu haben glaubte. Sie schien meine Worte nicht ganz zu verstehen, aber sie sah, daß ich es gut mit ihr meinte und lächelte mir gar mild und freundlich zu, während ein liebliches Erröthen um ihre sanften Züge schwebte. Als ich sie aber dann nach ihrer Heimath und nach ihren Eltern fragte, da wurde sie wieder recht betrübt, und schaute mich gar traurig durch die hellen Thränen an, die in ihren seidenen Augen glänzten. Ach, ihr Schicksal, das sie mir mit wenig Worten erzählte, war ja wie das fast aller derer, die in diesem unglückseligen Lande athmeten. Ihrem Vater war von den Tyrannen Habe und Gut entrissen worden, seine Söhne und seine Gattin hatte er durch den Tod verloren, und ihm blieb nichts als die einzige Tochter, um mit ihm sein Elend zu beweinen. Er kämpfte mit unter

Missolunghis Vertheidigern und sank beim letzten Ausfalle hier sterbend auf den Trümmern der zerstörten Bastionen. Unter dem Schutze des Heeres war sie mit allen, die dem Blutbade entrannen, nach Salona geflohen. Als auch dorthin die Barbaren sich näherten, da verließen hunderte die von Seuchen und Hungersnoth erfüllten Mauern und flüchteten nach den Bergen und Einöden. Ein alter Freund ihres Vaters, selbst ein hülfeloser Greis, erbarmte sich der verlassenen Waise und erreichte mit ihr und seiner betagten Gattin eine verborgene Stätte am Strande des Meeres, wohin bald noch mehr Unglückliche kamen. Dort wohnten sie in erbärmlichen Hütten, mußten darben und fristeten von dem Wenigen, das des Greises rüstige Söhne, die im Felde kämpften, und einige mitleidige Schiffer ihnen von Zeit zu Zeit zuführten, ihr elendes Daseyn.

„Wir lebten,“ schloß sie ihre Erzählung, „kümmerlich und in niedrigster Dürftigkeit, aber doch zufrieden, daß wir nur Ruhe hatten. Die Feinde gaben sich gar keine Mühe, uns zu stören, sie wußten wohl, daß in unsern Hütten nichts für ihre Raubgier zu finden war. Wenn die Nacht über diese Gegend dämmerte, verließ ich die enge Wohnung, um hieher zu wandeln, an die Gräber der Meinen, an die Stelle, wo mein unglücklicher Vater fiel. Hier brach sein Auge, hier winkte er mir das letzte Lebewohl zu, ehe sein Mund sich auf immer schloß. Viele Nächte habe ich hier gebetet und geweint, und den verklärten Schatten um Erlösung aus dieser Jammerwelt gefleht. Ach, er hörte mein Gebet, ich fühlte seines Geistes heilige Nähe, wenn mein Schmerz sich auflös'te in der milden Wehmuth der Thränen, und meine Hütte war mir endlich lieb geworden, denn ich konnte ja alle Nächte hieher pilgern und auf den Gräbern klagen zu den Geistern der Gemordeten.

„Meines Pflegevaters Söhne blieben einmal lange aus, wir hatten nichts zu essen, und von Noth und Hunger getrieben, machten sich einige alte Männer der Gemeinde auf, um Lebensmittel zu suchen.

„Sie kamen nach wenigen Stunden mit den Leichen der beiden Jünglinge wieder. Die Unglücklichen hatten durch Mörderhand ihren Tod gefunden, als ihre kindliche Liebe sie wie gewöhnlich zu ihren alten Eltern rief. Der bejammernswerthe Greis sank bei der Schreckenskunde überwältigt vom zermalmenden Schmerze zu Boden. Der furchtbare Schicksalschlag hatte seine letzten Hoffnungen zerknickt, zwei Tage darauf war er eine Leiche. Heute bestatteten wir seine edle Hülle und begossen dabei die Erdscholle mit unsern Thränen. Seine gebeugte Gattin wird ihn nicht lange überleben, ich stehe ohne Schutz und Trost in der Welt und eine schauervolle Zukunft voll düstern Wehs steht mir Unglücklichen bevor. Da eilte ich hieher, den Vater voll Inbrunst flehend, er möge mich zu sich nehmen in seine dunkle Ruhestätte, wo der Tod mit seiner kalten, milden Trösterhand meines Daseyns bittern Schmerz versöhnen wird."

Diese innigen Worte eines von stiller Wehmuth bewegten Gemüthes hatten mich tief ergriffen.

„Wie ist Dein Name, liebes Mädchen?" fragte ich, indem ich ihr innig bewegt die Hand drückte.

„Ich heiße Helena," lispelte sie.

„Helena!" rief ich von Theilnahme und Liebe hingerissen, „Gott hörte Dein Gebet, er sandte mich, Dich zu trösten, Dir zu helfen. Eine Meile von hier lagern Deine tapfern Landsleute, sie werden Dich freudig aufnehmen und mit meiner Kriegerehre verbürge ich Dir ein sicheres Geleite an irgend ein ruhiges Obdach, wo ich wie ein Bruder für Dich sorgen will. Sprich also schönes Wesen, willst Du Dich meinem Schutze vertrauen? Willst Du mir folgen?"

„Ach wie gerne, Du edler Fremdling," sprach sie leise, „es war ja längst mein sehnsüchtiger Wunsch mit den hochherzigen Gottesstreitern zu ziehen in Schlacht und Tod, und kann

ich auch nicht in ihren Reihen fechten, so will ich doch dort für mein Volk beten und sterben."

„Helena!" rief ich begeistert, „edles Heldenkind! Wo solche Herzen schlagen, da ist keine Hoffnung noch verloren und Hellas Volk wird nicht untergehen. Ziehe mit uns kühnes Mädchen und theile Deinen Muth den Männern Deiner Nation mit. Bei Deines Vaters Geist, der uns unsichtbar umschwebt, ich meine es gut und ehrlich mit Dir, ich achte, ich liebe Dich warm, und mein Schwerdt soll Dich beschirmen bis zu meinem letzten Athemzuge."

Ich ergriff ihre schöne Hand und drückte sie feurig an meine Lippen, da sank sie halb weinend an meine Brust, es war das süßeste Geständniß ihrer Liebe und meine Sinne wollten mir vergehen in Wonne, in dieses Augenblicks unendlicher Seligkeit.

Du wirst lächeln, lieber Eugen. Dieses Herz, das in Deutschland nie die Liebe fesselte, dessen kriegerische Flammenhitze mich hieher trieb, bringe ich nun nicht mehr frei zurück. Ach, es hängt mit aller Gluth südlicher Leidenschaft an dieser schönsten Rose des alten Götterlandes, die nur um so schöner und herrlicher blüht, weil alles umher so welk, so todt ist. Ach, aber mitten in dem Wonnetraum beglückter Liebe zerreißt oft ein unendlicher Schmerz meine Brust. Werden wir denn nie das Ende dieses Krieges schauen? Werden wir nicht untergehen in der allgemeinen Vernichtung? Ach, wird nicht auch unser seliges Entzücken ein ungeheures Wehe zerreißen wie bei dem armen Calderos? — Diese Gedanken, die sich oft wie finstere Dämone in meine Hoffnungsträume drängen, ergriffen mich auch da mit ihrer ganzen schmerzlichen Gewalt, als wir auf den Gräbern der Sulioten uns ewige Liebe, ewige Treue schwuren. Und schnell und grausig wie das Nahen finsterer Mächte schreckten uns auch dort wilde Töne aus dem Rausche unserer seligsten Freude. Der Boden erzitterte unter den Tritten ungestümer Rosse, deren Hufe die Erde zerstampfte. In geringer Entfernung von uns kamen

im Mondscheine wie eine Geisterprozession Reihen von bewaffneten Reitern daher gezogen und wandten sich den Olivenbüschen zu, unter deren Schatten sie verschwanden.

„Wer sind diese?" rief ich ängstlich aus; da bedeutete mir Helena Schweigen, denn nun erschien eine Schaar Fußgänger, die in tiefer Stiller dicht an uns vorüberzogen, ich erkannte an ihrer Kleidung, daß es Türken waren. Wir hatten uns leise an das Gestein gedrückt, und keiner hatte uns gewahrt, obwohl mancher scheue Blick über die Trümmer schweifte, als fürchte er die rächenden Geister derer, die er hier gemordet, möchten um die Gräber schweben. Lautlos folgten die Fußgänger, die einige hundert Mann stark seyn mochten, der Reiterschaar, ganz hinten her kamen ein paar Nachzügler im Gespräche vertieft. Sie sprachen arabisch, wovon ich nichts verstand, und blieben wenige Schritte von uns einige Augenblicke stehen. Des Einen hoher Reiherbusch und stattliche Kleidung verriethen einen Anführer. Der Andere in gemeiner Türkentracht stand im Schatten und man konnte ihn nicht deutlich sehen; nur einmal, als er mit lebhafter Gebehrde nach dem Meeresstrande zeigte, fiel das Mondlicht auf sein Antlitz, das war so grauenvoll verstört, so gespenstig bleich, daß ich schaudernd zurückbebte und Helene stieß fast einen schwachen Schrei aus, kauerte sich dichter auf die Erde und verhüllte das Gesicht voll Schmerz in ihrem Schooße. Ein Gott wachte über uns; auch diese beiden Männer gingen vorüber ohne uns zu entdecken. Als ihre Schritte verhallt waren, schien Helene zu beten und ihr Geist mit sich selbst im Kampfe zu seyn.

„Nein!" rief sie endlich laut, und müßte er sterben, „diesen Verrath soll er nicht begehen am Vaterlande. Geliebter," wandte sie sich dringend zu mir, „eile so schnell Du es vermagst, an den Strand zu Deinen Gefährten. Das Todesschwerdt schwebt über ihren Häuptern, sie sind verrathen, entdeckt, verloren, wenn sie nicht schnell entweichen."

„Wie?" rief ich erschrocken, „fasse Dich, spreche deutlicher."

„Verliere keinen Augenblick," fuhr sie schnell fort; „ich habe das Gespräch dieser Männer erlauscht, sie gehen, die Deinigen zu überfallen."

„Herr des Himmels!" schrie ich verzweiflungsvoll, „was ist zu thun?"

„Eile zu dem Wäldchen hin," erwiederte sie fest und bestimmt, „dort werden die Feinde ruhen und schlafen, nehme eines von den angebundenen Pferden und reite an dem linken Saume des Gehölzes hinab, ein näherer Weg wird Dich an den Strand führen, dort wecke die Schläfer, fliehet zusammen oder thut was ihr wollt."

„Fliehen?" fragte ich voll Schmerz, „und Dich Geliebte verlassen?"

„Fremdling," sprach sie ernst, „denke an Deine Pflicht für die heilige Sache, der Du Dich geweiht hast. Ich kann meine alte Pflegemutter, meine Unglücksgefährten jetzt nicht verlassen. Wir glaubten längst, diese Mörderbanden seyen fern. Ich eile die Meinen zu warnen, ich werde zu eurem Beistand wiederkehren und Gott wird uns und die Deinen retten. Lasse mir Deine Flinte zurück, sie würde Dich nur am Laufe hindern. Jetzt eile, fliege, Rettung und Verderben hängt davon ab."

Sie nahm das Gewehr aus meinen Händen, schob mich fort und ich eilte ganz wie betäubt vorwärts nach dem Wege, den sie mir gedeutet. Ich fühlte nun selbst, daß alles von mir abhänge, den Bluthunden ihre sichere Beute zu entreißen. Ich schlich mich vorsichtig unter die Büsche, wirklich lagerten die Türken in zertheilten Gruppen im Gehölze und schienen zu ruhen. Ich fand ein einzelnes Pferd an einen Baum gebunden, bei ihm war kein Wächter. Ich band es los, nahm es am Zaume und führte es schnell und leise heraus, es folgte gerne. Ich schwang mich jetzt auf und flog wie der Blitz über das Sandfeld dahin,

das zum guten Glück keinen Schall hinter sich ließ. Ich hatte nach einem scharfen Ritte den Strand ereilt, und fand nach einigem Suchen meine Gefährten alle schlafend und selbst die Wachen hatten schlummernd ihre Häupter gesenkt. Die Unglücklichen wären ohne die Warnung der edlen Griechin alle rettungslos verloren gewesen. Ich weckte zuerst den Anführer, Calderos, auf, dem ich in wenig Worten die Gefahr meldete, er schoß sogleich seine Pistole über den Häuptern der Schläfer ab, so daß sie alle erschrocken aufsprangen. Jetzt versammelte er sie um sich, theilte ihnen kurz alles mit, was er von mir gehört hatte und hielt eine Rede an sie voll begeisternder Worte.

„Brüder!" schloß er endlich, „jetzt ist der Augenblick gekommen, euch eurer Ahnen würdig zu zeigen. Ich bin entschlossen, den Feinden entgegen zu rücken und ihnen zu thun, wie sie uns thun wollten. Ist einer unter euch, der vor dem Wagniß erzittert, so mag er in die Barke steigen und nach Hause kehren."

„Führe uns zum Kampfe!" schrien alle wie mit einer Stimme und in jedem Auge blitzte kriegerische Gluth.

Marco ordnete nun alle in zwei Haufen, den ersten commandierte er selbst, den zweiten Constantin Rossarys und ich schritt als Führer voraus.

„Was führst Du da für ein Pferd?" fragte Calderos. „Ach, das ist ein alter Bekannter. Castor," sprach er schmeichelnd zu dem Thiere, indem er ihm freundlich auf den Hals klopfte und die lange Mähne streichelte; „hast Du wieder zu mir gefunden, alter Knabe? Wo kommst Du her. Ach, Du rufst mir theure Zeiten zurück."

Das edle Roß schien seinen alten Herrn wieder zu erkennen, denn es bog den Kopf zu ihm hin und sah ihn mit seinen großen Augen freundlich und wehmüthig an.

„Das ist ein sonderbarer Zufall!“ rief der Freund als ich ihm erzählte, wie ich das Pferd gefunden; „ich hatte geglaubt, das treue Thier sey untergegangen mit seiner Herrschaft. O, könnte es doch sprechen und mir erzählen.“

Wir staunten über das wunderbare Wiedertreffen; es war hier keine Verwechselung möglich, denn ich hatte wenige Pferde gesehen von so ausgezeichneter Gestalt. Seine Farbe war schwarz wie die Mitternacht und über die dunkle Rabenstirne liefen zwei Schneelinien fast wie die Form eines Kreuzes. Das gute, christliche Thier mochte froh seyn, daß es wieder unter gläubigen Tapfern war, deren Zeichen es führte; es trabte leicht und stolz daher.

„Willst Du aufsitzen auf Deines alten Gefährten Rücken?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Nein!“ antwortete dieser; „mich würde nur der Tod des guten Thieres betrüben und meine eigenen Glieder will ich im Kampfe nicht schonen.

Wir zogen noch eine Weile fort; die Schatten der Olivenbäume stiegen endlich aus der leichenfarbenen Ebene.

„Seht dort!“ rief ich und hielt mein Pferd an; „wir sind am Ziele.“

Der ganze Trupp machte Halt; Marco sammelte einige der Entschlossensten um sich, er beabsichtigte das Wäldchen von zwei Seiten umringen zu lassen und den entscheidenden Schlag rasch ohne Aufschub zu führen.

„Wenn wir lange zögern,“ sagte ein alter Mainotte, „so finden wir die Bursche auf den Beinen, um sich bei uns zum Frühstück einzuquartieren. Noch vor dem ersten Hahnenschrei hört man gewöhnlich der Türken Allah!“

Ein Pallikare, der auf leichten Sandalen zur Beobachtung fortgeschlichen war, kam wieder und meldete, daß Todtenstille im Wäldchen herrsche.

„Wohlan denn, Brüder!“ sprach Marco ernst und feierlich, „noch ein Gebet zu Gott, daß er uns seinen Beistand leihet und dann mit Muth zum Angriff!“

Die Griechen fielen mit einem Male auf die Kniee nieder und lagen einige Minuten in tiefster Andacht versunken; mancher betete hier, dessen Seele wenige Augenblicke später vor Gott stand. Calderos sprang zuerst empor, die andern folgten; religiöse Begeisterung hatte aller Antlitz verklärt und sie richtet gar großes aus in solch kritischen Momenten.

„Willst Du die Hälfte meiner Leute führen?“ fragte mich Marco.

„Nein! ich will als Freiwilliger an Deiner Seite kämpfen,“ war meine Antwort.

„So führe Du sie, Rossarys. Umgehe das Gehölz, greife von der Ostseite an und jage die Schurken in unsere Hände. Lebe wohl, Freund! Du siehst mich als Sieger oder nie mehr wieder.“

Die Freunde schüttelten sich herzlich die Hände, es war ihr letzter Händedruck. Leise rückte Rossarys nach der angewiesenen Richtung vor, langsam und vorsichtig näherten wir uns von Westen.

„Bleibt beisammen Freunde,“ flüsterte Calderos, „im Gedränge des Gefechtes mag dann jeder nach seinen Kräften thun.“

Wir hatten die ersten Gebüsche erreicht, ich war vom Rosse gestiegen und hatte den guten Castor ledig laufen lassen. Wir

sahen eine Reihe Schatten von Pferden, die im Grase lagen und hinter diesen auf rothen und golddurchwirkten Decken lagen die Gruppen der bleichen Turbanschläfer. Eben so wie ich die Unsern traf in sorgloser Ruhe während Verrath sie umlauerte, fanden wir nun jene. Die Wachen waren sitzend eingenickt und kein Thier, kein Mensch hörte das Nahen von sechzig schwerbewaffneten Kriegern. Die armen Thoren, sie lagen so seelenruhig auf dem Boden, wo sie ihre ärgsten Gräuel verübt, ihre Gewissen, die sie am Tage durch Opium und Blut einschläferten, blieben aber in den schlummernden Körpern wach und starrten zitternd aus den bleichen, verzerrten Tiegermienen, und stöhnten in den seufzenden Athemzügen, denen bald das Röcheln des Todes folgte. Missolunghis rächender Geist hatte uns leise geführt oder den Bösewichtern einen Schlaftrunk eingehaucht.

Mit dem Geschrei „Hellas! Hellas!" brachen unsere Pallikaren endlich die lästige Todtenstille, stürmten in die Büsche und fielen wie blutlechzende Raubthiere über die Feinde her. Erlasse mir, theurer Eugen, die Beschreibung einer Scene, die für mich immer etwas Schauderhaftes hat. Man muß es bei den Griechen, die so schwer erduldet haben, entschuldigen, wenn sie dagegen furchtbare Vergeltung üben, und wenn es auch nicht rühmlich war, wehrlose Schläfer hinzuschlachten, so war es doch die eiserne Nothwendigkeit, welche diese That befahl. Leicht waren die vordern Haufen überwältigt, kein Säbel erhob sich zum Widerstande, und wachte einer der Türken von dem Lärmen auf und sah den Rächerstahl über seinem Haupte blinken, so dachte er nicht an eine nutzlose Gegenwehr, sondern erwartete mit stumpfer Gleichmuth den Todesstreich. Ich nahm keinen Theil an diesem Würgen, zu lebhaft empörte sich mein Herz dagegen und das Todesgeheule derer, die sich im Blute wälzten, schnitt mir durch die Seele.

„Kein Pardon!" schrie ein wüthender Mainotte, „denkt an Chios!"

Er faßte mit diesen Worten einen Türkenjüngling bei dem Haare, der weinend um Gnade bat, und war im Begriffe, ihm den Säbel ins Herz zu stoßen. Mich erbarmte der blutjunge Mensch, der nicht über sechzehn Jahre alt schien und sanfte, schöne Züge trug, ich sprang hinzu und hinderte den Todesstoß. Der Mainotte ließ seine Beute ungerne fahren, und gab erst nach als Calderos mir beistand. Der unglückliche Türke stürzte mir dankbar zu Füßen, schrie aber gleich in wildem Schmerze auf: „mein Vater! mein Vater!" Zwei Pallikaren hatten einen Mann niedergeworfen, in welchem ich sogleich den vornehm gekleideten Türken wieder erkannte, dessen Gespräch ich mit Helena belauscht hatte. Ich suchte auch diesen zu retten, aber zu spät — ehe ich die Hand ausstreckte rollte das blutige Haupt zu meinen Füßen. Der junge Osmane war in Ohnmacht gesunken, ich übergab ihn einem der Pallikaren, dem ich ein mitleidigeres Herz zutraute. — Der Kampf hatte jetzt einen ernsten Charakter angenommen. Die Feinde, überfallen und überrascht, waren niedergemetzelt worden, ohne daß ein griechischer Blutstropfen dabei vergossen ward. Aber jetzt leistete ein kleiner Haufe, von dem Lärmen früh genug aufgeschreckt, einen tapfern Widerstand, und Calderos, dessen Säbel bisher blank geblieben war, stürzte sich nun wie ein Löwe ins Gefecht. Er wurde mit einem Türken handgemein, der wie ein Verzweifelter focht. Der Mond leuchtete beiden ins Gesicht und nun erblickte ich die gespenstigen Züge des jungen Mannes wieder, die auf mich und Helene einen so schrecklichen Eindruck gemacht hatten.

Auch Calderos und der Fremde taumelten, wie vom Blitze getroffen, auseinander und ließen ihre Degen sinken. „Andreas! — Marcos! —" riefen sie wie aus einem Munde. Vernichtet stand der Fremde, lautlos, sprachlos starrte sein Auge auf den zürnenden Calderos. Dieser schaute ihn an mit einem furchtbaren, durchbohrenden Blicke, während seine hohe Gestalt wie ein Riese zu wachsen schien.

„Ha, Schlange!" schrie er mit fürchterlicher Stimme, „finde

ich Dich hier? — In Waffen wider Dein Volk, Verräther! — Dein böser Dämon führt Dich in meine Hände. — Ungeheuer! nicht länger soll die Sonne Deine Schande beleuchten. Stirb Vatermörder — Renegat! —" und stieß ihm mit diesen Worten das Schwerd tief in das Herz.

Andreas sank zusammen, sein brechender Blick war stier und gräßlich auf den rächenden Bruder gerichtet. Ein Schrei des Entsetzens folgte der grauenvollen That, die selbst diese Eisenherzen umher erschütterte, und Calderos schien nun auch zusammenzuschaudern vor dem Schrecklichen, das er gethan.

„Brudermord!" heulte er dumpf und rannte wie von Furien gepeischt tiefer in das Holz. Ich folgte dem Unglücklichen. Der feindliche Haufe war vollends zusammengehauen; auf der Ostseite hatte dagegen Rossarys einen schweren Stand. Mochten dort, wo fast lauter asiatische Kavallerie lagerte, die Feinde wach gewesen seyn und seine Annäherung wahrgenommen haben oder hatte sie unser zu frühzeitiger Lärmen geweckt, genug sie waren zum Widerstande vorbereitet und empfingen das Häuflein mit einem verderblichen Feuer. Rossarys, der hierauf mit dem Bajonnette angriff, verlor viele Leute. Zwanzig tapfere Philhellenen, die mit unter ihm standen, erlitten größtentheils den Tod. Der Ueberrest wehrte sich mit ihrem edlen Führer gegen den dreifach überlegenen Feind. Wir eilten zur Hülfe herbei und der Kampf erneuerte sich mit der größten Wuth. Wenige Deutsche oder Europäer, die in den alten Feldzügen gefochten, werden einen Begriff haben von der Furchtbarkeit eines Kampfes solcher ungeregelten, schwerbewaffneten Streiter. Dolche, Pistolen, Säbel, krumme Damaszenerklingen schwirrten und blitzten todtdräuend umher. Die bunten, wallenden, von Blut und Staub beschmutzten Gewänder der Griechen und Orientalen, die von dem Feuer des Fanatismus und des tödtlichsten Hasses gesteigerte, südliche Leidenschaft, die aus den wild verzerrten Mienen der Streitenden sprach, gaben dem Gefechte, besonders bei dem düstern Mondlichte, das durch die Baumschatten gespenstig

hereinleuchtete, und die im Todeskampfe zuckenden Leiber der Sterbenden beschien, etwas unbeschreiblich Schaudervolles.

Calderos hatte den Tod suchend sich mitten unter das Gewühle gestürzt und ich war den Freund beschirmend an seiner Seite geblieben. Der edle Rossarys sank vor meinen Augen von einem Türkenschwerdte tödtlich getroffen und ich konnte ihn nicht retten. Ein Kolbenschlag hatte mich selbst betäubt zu Boden geworfen, zugleich wurde mein Bein von einer Flintenkugel durchbohrt, ich sah die Unsern erliegen.

Da ertönte plötzlich von einer andern Richtung der Ruf: „Hellas! Hellas! Tod den Barbaren!" und wie von Gott gesandt in dem Augenblicke der höchsten Gefahr erschien ein Haufe Sulioten auf dem Kampfplatze.

Ein wüthender Asiate, der gleichfalls verwundet neben mir auf dem Boden lag, packte mich und wollte mich vollends erwürgen. Ich entging nur mit Mühe seinen Dolchstichen und wir balgten uns trotz der Schmerzen der Wunden eine Zeitlang auf der Erde herum. Ich sah aus dem grimmigen Lächeln des Barbaren, daß er gerne sterben wolle, wenn er mir nur erst den Rest geben könnte, und endlich verließen mich, von Qual und Blutverlust ermattet, wirklich meine Kräfte; ich lag unter meinem Gegner und dieser erhob den Dolch zum Todesstoße. Da wurden seine Augen auf einmal stier, der Dolch entfiel seiner Hand und er sank auf mich herab, mich wie versöhnt küssend.

Ein Arm riß den schweren Körper von mir weg, der Asiate war eine Leiche und vor mir stand schön und glühend wie die Göttin der Schlachten, Helenas liebliche Gestalt.

„Du bist gerettet!" rief sie freudig und schleuderte das blutige Gewehr hinweg.

Der Siegesruf der Unsern tönte in meine Ohren und ich

streckte entzückt die Arme nach dem Engel aus, der mir in der Todesnoth erschienen.

„Bist Du verwundet?“ fragte sie, indem sie sich liebevoll zu mir herabbeugte, und wie überwältigt von Schmerz und Entzücken umnachtete eine tiefe Ohnmacht meine Sinne, während das arme Blut aus meinen Wunden rieselte.

Was sich hierauf weiter begeben, kann ich mir nicht entsinnen. Ich lag Wochenlang in einem gefährlichen Fieber und gelangte nie zum klaren Bewußtseyn, oft merkte ich freilich, daß man mich weiter trug und meine Wunden verband. Dann schien es mir wieder als führen wir auf stürmischer See und die Wellen wogten um uns her, und vor mir flimmerten wie Lichtgebilde die Gestalten Helenas und Marcos, beide sich liebend umarmend. Ich erwachte endlich aus dem langen Schlummer zur vollen Besinnung, und siehe, ich war nicht auf dem Marsche, noch auf der See, sondern auf weichem Lager gebettet und fühlte keine Schmerzen. Da kam mir alles, was ich seit Kurzem erlebt hatte, nur vor wie ein schwerer Traum. Ich schob die Vorhänge meines Bettes zurück, heller Tag strahlte mir sein Rosenlicht entgegen und vor mir saßen Marco und Helena, die Hände in einander ruhend, die Augen liebevoll zu mir gewandt.

„Nun, Gott sey Dank!“ riefen beide, als sie mich heiter lächeln sahen, „das Fieber ist gewichen und die Crisis vorüber.“

Ich schaute in das wunderholde Antlitz der jungen Griechin, das schnell von einer Röthe übergossen war, und ich fand nun erst auf diesem des Freundes Apollozüge wieder.

„Ach, das ist Deine Schwester!“ rief ich zu Marco freudig überrascht. Dieser nickte bejahend, aber ein wehmüthiger Ausdruck lag dabei wie ein Wolkenschatten auf seinem Gesichte.

„Ja, es ist meine Schwester Helena,“ sprach er mit wei-

cher, trauriger Stimme; „ich habe sie wiedergefunden, aber — oh, mein unglücklicher Bruder!"

Nun erinnerte ich mich erst wieder der gräßlichen That, deren Zeuge ich gewesen, und stumm, mit mitleidigen Augen, betrachtete ich den Unglücklichen.

Nach einigen Fragen erfuhr ich denn, daß ich neun Tage bewußtlos war und nun zu Megara in einem Kloster lag. Unsere Schaar, durch den letzten Kampf herabgeschmolzen, hatte Missolunghi wieder verlassen und sich nach Athen eingeschifft. Die tapfern Sulioten, unsere Retter, waren dort zurückgeblieben und hatten die Ruinen der Stadt wieder besetzt. Ihre zeitige Annäherung, als unser Haufe im Begriffe war zu unterliegen, verdankte man der jungen Griechin, die, als sie zurück in ihre Hütte eilte, auf diese Kriegerschaar traf. Sie erkannte den Anführer, einen der Helden Missolunghis, der mit seinen Leuten den Türken nachgezogen war; sie führte nun die kampf- und beutelustigen Streiter nach dem feindlichen Lagerplatze und da kamen sie noch eben recht, um den Sieg auf unsere Seite zu wenden.

„Freund!" sprach Calderos, nachdem ich alles gehört hatte, mit düsterer Stirne, „es wird Ernst im Felde. Ich habe mich heute aus dem Lager hinweggestohlen und muß bald wieder scheiden. Helena, gehe hinab, sehe ob mein Castor gezäumt ist und frage, ob keine neue Botschaft gekommen."

Helena that, wie der Bruder geheißen; Marco trat indessen näher und ergriff meine Haud.

„Lieber Friedrich," sprach er bewegt, und eine Thräne perlte in seinem edlen Auge, „nicht verhehlen will ich Dir, daß ich heute recht schweren, schmerzlichen Abschied von Dir nehme. Mein Verhängniß reißt mich von Dir und wir werden uns heute wohl zum letzten Male sehen."

„Was bedeutet dieß?" fragte ich verwundert, da mich Marcos fester Ernst und feierliches Benehmen erschreckte.

„Freund!" fuhr er mit bedeutungsvoller Stimme fort, „wir müssen scheiden auf eine lange Zeit. Lebe Du glücklich und gedenke meiner in Liebe, mich ruft eine höhere Stimme von hier ab. Glaube nicht," sagte er als er mein Erstaunen bemerkte, „glaube nicht, daß ich im Wahnsinne spreche. Mein Schicksal hat mir einer verkündet, der nicht mehr unter den Lebenden ist und der mir gestern Nacht im Felde wieder erschienen. Ich fühle auch, daß die zweifache Blutschuld, die mein Herz erdrückt, gereinigt werden muß durch einen Opfertodt. Damit ich aber leichten Herzens von hier scheiden kann, bitte ich Dich, theurer Freund und Kriegsgefährte, mir meinen letzten Wunsch zu erfüllen."

„Gerne, recht gerne," erwiederte ich, „wenn seine Gewährung in meiner Macht steht."

„Ich lasse," fuhr Marco fort, „ein theures Wesen hier zurück — meine Schwester. Die unglückliche Waise hat alle Leiden mit erduldet, die mein armes Volk getroffen. Ohne Vaterhaus in der Welt irrend, bedroht von des Krieges rauhen Gräueln, die Ihrigen durch den Tod entrissen, verliert sie nun auch mich — ihre letzte Stütze. Willst Du Dich um unsers Glaubens willen des verwais'ten Mädchens annehmen? Willst Du ihr ein Bruder seyn — sie schützen vor Unbild und Gewalt bei Deiner Kriegerehre? —"

„Ich will es, ich gelobe es bei dem Allmächtigen!" rief ich schnell, indem eine Gluth über mein Gesicht trat; „ich habe der unglücklichen Jungfrau meine Heimath als Asyl angeboten, sie schlug sie aus. Sie will als ächte Griechin auf dem Boden sterben, den ihre Ahnen seit so langer Zeit bewohnten. Es sey so! — Ich habe ihr auf Deines Vaters Grab geschworen, sie nimmer zu verlassen, und bei dem heiligen Gott, ich halte meinen Schwur!"

Marco sah mir ernst und starr ins Auge.

„Was soll ichs läugnen?" fuhr ich erröthend fort; „ich liebe Deine edle Schwester, mein Herz gehörte ihr seit dem ersten Augenblicke als ich sie gesehen. Kehrt der Friede wieder in diese Länder und sie schenkt mir ihre Hand, so fehlen mir die Mittel nicht, sie glücklich zu machen.

„Helene!" rief Marco der Schwester zu, die eben hereintrat, komme her zu mir. Er faßte ihre Hand und sah sie lange wehmüthig an. „Liebe, theure Schwester," sprach er recht sanft und liebevoll, „ich kehre wieder zurück zu dem Heere, ein ernster Tag wird nahen, und da könnte es wohl seyn, daß ich nimmer wieder käme und Du dann keinen Schützer mehr hättest. Hier ist ein edler, deutscher Jüngling, er liebt Dich redlich, er bietet Dir sein Herz. Was sprichst Du dazu?"

Eine Purpurröthe überflog das Antlitz der Jungfrau und sie schlug verwirrt das schöne Auge nieder.

„Mag der Drang der Zeit dießmal die Verletzung der Förmlichkeiten entschuldigen," sprach Marco ruhig weiter. „Nicht so sollte die Tochter eines edlen Geschlechtes verlobt werden mit einem fremden Abenteurer, wenn er auch mein Freund ist; aber eine schnelle Entschließung fordern hier gebieterisch die Umstände. Erkläre Dich daher, liebe Schwester, kannst Du diesem Jünglinge vertrauen, liebst Du ihn?"

Mein Auge ruhte voll ängstlicher Liebe auf ihr und es war mir als hinge meine Genesung oder mein Tod von ihren Lippen ab. Sie schaute ihren Bruder an mit dem frommen Auge, dem Spiegel ihrer himmelreinen Seele, dann fiel ihr Blick auf mich mit dem Strahle der allgewaltigen Liebe. Unsere Augen verstanden sich, sie sank an meine Brust und sagte leise: „was soll ich es läugnen, ich liebe ihn ja unendlich."

Verklärt legte Marco unsere Hände zusammen. „Gott segne euern Bund,“ sprach er, und große, wehmuthvolle Thränen traten aus seinem Auge. Da erscholl Trompetenklang auf dem Hofraume, der wie die Stimme des Schicksals den Bruder aus unsern Armen rief. „Ich muß fort,“ sprach er eilig und drückte uns stürmisch an sein Herz, „die Todtenposaune ruft, das Opfer steht bereit. Lebt wohl, ihr beide, bleibt euch treu, liebt euch, seyd glücklich. Noch einmal, lebet wohl!“ — Er entriß sich unsern Armen, faßte sein Schwerd, und stürzte hinunter zu den Kriegern, die ihn mit Ungeduld erwarteten. Noch einmal bliesen die Trompeten zum Abschiede, sie klangen dumpf und schauerlich herauf wie Grabestöne.

V.

Den Tag darauf.

Erwartungsvoll, mit pochendem Herzen stehe ich noch immer auf dem alten Flecke und blicke durch die zerbrochenen Fensterscheiben unverwandt nach Osten hin, aber es kommt keine Botschaft. Ich weiß es, die Entscheidungswürfel müssen jetzt fallen, der Angriff hat begonnen und unsere Krieger rücken zum Hauptschlage gegen die Stadt vor. Ach, ich lebe bange Marterstunden hinter diesen öden Wänden. Daß ich jetzt wie ein fauler Mönch in der Zelle liegen muß, indeß draußen der Schlachtenruf erdönnert und vor dem Feldgeschrei der Freiheit die Lüfte zittern, schmerzt mich tief. Wie elend ist doch die Ruhe, wenn die Seele sie nicht theilt! — Dort steht Helene, gemartert von Angst über das Schicksal ihres Bruders, ihres Vaterlandes; auch sie wäre gerne drüben in dem Lager ihrer Landsleute, auch sie athmete leichter im Kanonendampfe als zwischen diesen Mauern, nur ihre Liebe zu mir hält sie hier zurück. Ach, sie ist ein Engel, so schön, so unglücklich, wie bemitleide, wie liebe ich sie! — Wird sie glücklich an meiner Hand seyn? — Wird

der Himmel mein Gebet erhören und unsere Liebe krönen? — Ach, trübe, düstere Trauertage stehen uns noch bevor!

VI.

Zwei Stunden später.

Eugen! ich muß fort, hundert Besorgnißqualen treiben mich ins Kampfgewühle, dort die wogende Brust zu erleichtern. Mein Fuß ist noch lahm, aber Kopf und Arm gesund und kampfglühend. Drunten steht mein Roß gesattelt, und Helena bewaffnet wie eine Amazone, wird mir als Schutzgeist zur Seite bleiben. Im Pulverrauche und im Kanonendonner werde ich Dir nicht schreiben, wohl aber Deiner oft liebend gedenken, und sollten dieß die letzten Zeilen seyn, die Du von mir erhältst, so lebe wohl, mein theurer Eugen und weihe eine Thräne dem gefallenen Freund!

So weit Friedrichs Briefe. Noch am nämlichen Abende traf er mit der Geliebten im Griechenlager ein. Dort fanden sie alles in stürmischer Aufregung bei den Vorbereitungen zur Schlacht. Die Freischaar von Morea begrüßte jubelnd ihren wiedergenesenen Kampfgenossen, und hunderte auf Helena deutend, riefen: „seht, das ist die Heldin, die uns gerettet hat, ihr danken wir den Sieg vor Missolunghi! —

Ein griechischer Häuptling trat aus dem Zelte, es war ein Mann von hoher, riesiger Gestalt, prächtig bewaffnet mit einem breiten, schweren Säbel und Pistolen. Eine Fülle langer, pechschwarzer Haare, die über sein von Strapatzen und Sonne ge-

bräuntes Antlitz unordentlich herabhingen, ein starker Knebelbart und eine große, schreckliche Narbe, die seine sonst schöne Stirne beschattete, gaben ihm ein wildes und furchtbar imposantes Ansehen. Man glaubte einen jener hochherzigen Räuberhelden zu schauen, wie unsere Romane sie beschreiben. Bei aller seiner Wildheit waren seine Gesichtszüge edel und schön und in seinen großen, schwarzen Augen flammte das kriegerische Heldenfeuer. Diese hohe, majestätische Gestalt trat vor den Deutschen hin, er hatte das Lob der Umgebenden gehört und sein Blick ruhte mit freundlicher Milde auf dem Antlitze des Jünglings.

„Du hast tapfer für Hellas gefochten, mein Sohn," sprach der Häuptling, „das ehrt den Christen und der große Gott wird Dir es lohnen, denn mein Vaterland ist zu arm dazu. Bleibe immerhin treu der edlen Sache, der Du Dich weihtest, harre aus im Kampfe und an Ruhm und Hellas Dank wird es Dir nie fehlen."

Treuherzig schüttelte er dem Deutschen die Hand und verschwand bald in dem Lagergewühle.

„Das war Karaiskaki," flüsterte ein Albaneser dem erstaunten Jüngling zu und Friedrichs Auge erglänzte vor Freude, daß der tapferste der griechischen Helden so begeisterte Worte zu ihm gesprochen. Er sah bald noch andere von den kühnen Capitanis, den furchtbaren Nikitas, den hochherzigen Vasso und alle empfingen ihn mit herzlicher Auszeichnung. Aber Marco war nirgends zu finden, er stand bei den äußersten Vorposten, dem Feinde zunächst, und da die Nacht mit stürmischem Regenwetter einbrach, so mußten Friedrich und Helena unter ein Zelt flüchten, das mit griechischen Weibern und Kindern angefüllt war, die ihren Gatten und Vätern ins Feld folgten.

Es war eine trübe Nacht, die Luft war schwül und kein Auge schlummerte. Das Vorgefühl des Unglücktags lag auf diesen von dumpfen Schmerz verbleichten Gesichtern; düstere Stille

herrschte und jeder dachte nur in trüber Ahndung an die Dinge, die der kommende Tag bringen sollte.

Ein tiefer Nebel verhüllte bei Anbruch des Morgens den Himmel und als endlich die Sonne siegend den dunklen Schleier durchbrach, da ertönten der Trompeten und Trommeln kriegerische Stimmen und die Kampfschaaren ordneten sich zum blutigen Tagwerke.

Es war ein ganz eigener Anblick diese verwirrte Streitermasse aus so vielen Stämmen und Provinzen sich hier sammeln zu sehen. An der Spitze der Haufen auf hohem Streitrosse zeigte sich Karaiskakis Riesengestalt. Furchtbar wie der dräuende Mars stand er in der Mitte seiner Pallikaren, Befehle austheilend und seine Krieger zum Kampfe ermunternd. Ihm zur Seite flatterte das Kreuzpanier, von Marco Calderos getragen, er ritt auf seinem treuen Castor, den er von Friedrich wieder erhalten hatte.

Karaiskakis Tapfern folgte Nikitas mit seinen kühnen Peloponnesern, dann kamen die irregulären Haufen der Rumelioten, der Albaneser und anderer Stämme, auf die man im Kampfe weniger zählen durfte. Das Philhellenenkorps aus einigen hundert edlen Fremdlingen bestehend, die aus fernen Ländern gekommen waren, ihr glühendes Blut für Griechenland zu vergießen, erregte bei seiner Erscheinung allgemeinen Jubel. Unter ihm war auch unser Abenteurer und an seiner Seite Helene, leuchtend in kriegerischem Schmucke. Die Begeisterung des ergreifenden Augenblicks erglänzte in ihrem schönen Auge und färbte ihre Wangen mit einer Rosengluth. Die Philhellenen reihten sich an die Avantgarde. Marco erblickte den Freund und die Schwester. Er winkte ihnen zu, aber sprechen konnte er nicht, denn dicht war er umschlossen von den Reihen seiner wilden Gefährden. Vorwärts wogten die Schaaren voll Kampflust und Eile; endlich zeigte sich der Feind, er hatte das Olivenwäldchen besetzt, das zwischen Athen und dem griechischen Lager war. Als die Griechen den Feind erblickten, ertönten ihre wilden Rufe:

„Gott will es!" war ihr Feldgeschrei, wie das der alten Kreuzfahrer. Drüben heulte es: „Allah! Allah!" durch den Wald. Wie der Sturmwind stürzten sich Karaiskaki und Nikitas mit ihren Tapfern unter die Feinde; beide, gleich den Helden der Ilias, persönlich an der Spitze ihrer Krieger fechtend und manchen kühnen Gegner durch ihre furchtbaren Streiche tödtend. Die Türken flohen in das Innere des Gehölzes, wo eine starke Anzahl ihrer Schützen lag und aus ihren langen Musketen Tod und Verderben auf die Verfolger sprühte. Karaiskaki war einer der Ersten, welche auf diesen Vulkan losstürmten und ihm zur Seite blieb immer Marco mit der wehenden Kreuzesfahne. Von einer Kugel in die Seite getroffen schwankte Calderos im Sattel, der Häuptling griff nun selbst nach dem Panier, das jener noch immer umfaßt hielt. Da durchbohrte eine tödtende Kugel auch seine Heldenbrust und beide Krieger sanken zu gleicher Zeit vom Pferde. Bestürzt über des Führers Fall wichen die wenigen Pallikaren, die ihm gefolgt waren, zurück, und mit triumphirendem Geheule drangen die Türken aus ihren Schlupfwinkeln hervor und fielen mit Säbeln und Dolchen über die Gefallenen her. Da erhob sich der verwundete Calderos, trat, in der Linken das flatternde Banner, in der Rechten den glänzenden Stahl schwingend, den Barbaren entgegen und vertheidigte wie ein Löwe die Leiche des sterbenden Helden. Karaiskakis Getreue fanden durch Marcos hochherzige Aufopferung noch Zeit den edlen Häuptling aus den Händen der Wüthriche zu retten; sie brachten ihn aus dem Kampfgewühle in Sicherheit und führten ihn auf die Insel Salamis, wo der Heros des neuen Griechenlands seinen kriegerischen Geist aushauchte, und unter den Thränen seines Volkes, das ihn hochehrte und liebte, beerdigt wurde.

Unterdessen hatte das gleiche Schicksal auch den edelherzigen Marco Calderos getroffen; aus unzähligen Wunden blutend und von mehr als zwanzig Feinden umringt, wehrte er sich noch auf dem Boden liegend und hielt die Fahne in seiner erstarrenden Hand, während zahllose Streiche auf ihn herabfielen.

„O schont des Sterbenden!“ rief eine weibliche Stimme den Unmenschen zu, es war Helene, die alle Gefahr verachtend, zur Hülfe heransprengte. Ihr Ruf tönte in taube Ohren, sie sah sich und Friedrich, der ihr auf dem Fuße gefolgt war, bald selbst von wüthenden Feinden umringt. Ihre Pferde fielen unter türkischen Kugeln, sie rafften sich beide vom Sturze auf und kämpften zusammen über Marcos Leiche. Ein Damascenersäbel durchbohrte des Heldenmädchens Herz, und Friedrich, tödtlich verwundet, fiel an ihrer Seite.

„Halt!“ tönte jetzt ein arabischer Ruf, und den Mördern abwehrend, erschien zur Hülfe zu spät der junge Muselmann, dem Friedrich im Kampfe bei Missolunghi das Leben erhalten und dann großmüthig freigegeben hatte und der nun mit Schmerz in dem Sterbenden seinen Retter erkannte.

Der edle Philhellene hatte seine Griechenliebe mit seinem Leben bezahlt. Sein brechendes Auge fiel noch auf das bleiche Antlitz der Geliebten, die auch im Tode noch schön wie eine geknickte Lilie zwischen ihm und der Bruderleiche lag. Sterbend faßte er noch ihre Hand, und der Sprache nicht mehr mächtig, winkte er lächelnd und im schönsten Heldentode verklärt, dem jungen Türken zu, der sich wehmüthig über ihn herabbeugte.

Das Schlachtgetöse hatte sich indessen hinweggezogen, der Tod des Führers und so vieler andern Tapferer, das Verschwinden der Fahne und die starke Zahl der Feinde hatte Schrecken und Verwirrung unter die Reihen der Griechen gebracht. Mit dem Geschrei: „Karaiskakis ist todt! Alles ist verloren!“ flohen die Haufen bestürzt zurück. Reschid Pascha benützte diesen Augenblick der Verwirrung, er erschien mit seiner ganzen Macht auf dem Schlachtfelde, und die muthlos gewordenen, und in größter Verwirrung sich drängenden griechischen Schaaren konnten dem wüthenden Angriffe der furchtbaren arabischen Reiterei nicht widerstehen. Nur durch Nikitas Tapferkeit und die edle Aufopferung des Philhellenenkorps wurde der Rest der Streiter

vom gänzlichen Untergange gerettet. Die Schlacht aber war verloren und mit ihr sanken all die glänzenden Hoffnungen, welche die Griechenfreunde gehegt hatten.

Der Abend brach herein, die Sonne schwamm noch auf den Fluthen des Mittelmeeres und färbte das todte Gewässer mit einer blutigen Röthe. Es war tiefe Stille umher, die Türken von dem heißen Tagwerke erschöpft, waren größtentheils schon in Schlummer gesunken, und man hörte nichts von dem wilden Jubel, mit dem sie sonst ihre Siege feierten.

Durch die Olivenwälder rauschte es, und ein junger Muselmann von edler Gestalt und sanftem, schönen Antlitz schritt mit gesenktem Haupte daher. Ihm folgte ein griechischer Geistlicher und sechs Türken mit einer großen Tragbahre, auf der lagen drei Leichname. Unter dem Stamme einer großen Cypresse hielten sie still und setzten die Bahre nieder. Der Türke befahl seinen Begleitern hier eine Grube zu graben und hieb indessen mit seinem Schwerdte grüne Cypressenzweige ab, hierauf näherte er sich den Todten, ergriff die Hand eines verblichenen Jünglings und blieb lange unbeweglich stehen, im stummen Schmerze oder im Gebete versenkt. Dann breitete er die grünen Aeste auf die Leichname hin, und bedeutete den Sklaven diese in die Erde zu senken, was auch geschah. Der griechische Pope sprach seinen Segen, die Erdschollen füllten das Grab wieder aus, und auf das Geheiß des jungen Muselmanns ward ein weißer Marmorstein, vielleicht ein Stück vom Grabmahl des Miltiades, auf den kleinen Hügel gewälzt. Dieser bezeichnet noch heute den Ort, wo zwei edle, hochherzige, der Welt zu frühe verstorbene Jünglinge und eine Heldenjungfrau begraben liegen. Nicht umsonst ist ihr Blut geflossen, die Erde, welche ihre Asche umschließt, ist nun frei, ein edler Königssohn herrscht auf dem klassischen Boden, über das neu erstandene Volk, und Barden besingen wieder den Ruhm der Männer, die hier den Heldentodt für Hellas Freiheit starben. Noch sanfter, noch süßer aber tönt der Liebesſang der Vögel in den Zweigen der Cypresse und ihre

Töne gelten den entschlummerten Liebenden, die da unten ruhen. Vielleicht verirrt sich hieher einmal einer von den bayerischen Kriegern, welche in Athen lagern, und der, wenn er den Grabstein schaut, wohl nicht ahnet, daß er die Hülle eines heimathlichen Bruders deckt.

Pallas Athene.

Von

M. G. Saphir. *)

Fest bestimmt nach ewigen Gesetzen
Wandeln Völker ihre Bahn,
Sind gleich heil'gen Tempelschätzen,
Hohen Göttern unterthan!
Wag' es niemand frech sie zu verletzen
In des Augenblickes Glück und Wahn,
Unantastbar in dem Himmelsschooße
Ruhen, gottbeschützt, die Völkerloose.

So ertönt es in der Weltgeschichte
Jubelnd her von Hellas Strand,
Gottes Streiter gingen zu Gerichte,
Daß sich der Barbaren Kette lichte,
Von dem süßen Blüthenland;
Das sein finst'res Schicksal zu dem Lichte
Schöner Tage los sich wand;

*) Vorgetragen von Madame Crelinger im Odeonssaale zu München.

Daß die Nachwelt jubelnd es berichte,
Daß das Land der Künste und Gedichte
Aus dem schweren Sklavenband
Frei und glanzvoll auferstand!

Tief versunken
War der Blüthen-Zone volle Pracht;
Nicht ein Funken
Lichtete die sternenlose Nacht;
Aller Künste Stempel
War vernichtet;
Alle hohen Götter-Tempel,
Die das Säulenhaupt nach oben,
Durch die Lüfte kühn erhoben,
Sind zertrümmert und zerstoben!
Wo Gesänge
Froh erschallten,
Heil'ge Klänge
Durch die Haine wallten,
Wo die Opferdüfte
Würzten laue Lüfte,
Wo bekränzte Opferkinder
Tanzten um die heil'gen Rinder,
Tobet jetzt der Ueberwinder
Mit den frechen
Gott verhaßten Klapperblechen!
Die Olivenhaine, wo den Göttern
Lobgesang Homer gedichtet,
Sind von Tempelschändern und von Spöttern
Frevlend mit der Axt gelichtet! —
Und in mitten dieser Gräuelscene
Steht verwittwet, in der schönsten Schöne,
Sie, die göttliche Athene!

Ihre Stadt, sie liegt in Trümmern,
Ihre Priesterinnen wimmern,
Um den Bau der zarten Glieder
Hängt der Sklavenkittel nieder.
In dem Parthenon, öd und verwüstet,
Steht sie mit der Aegis stolz gerüstet,
Um den züchtig jungfräulichen Busen
Leuchtet starr das Antlitz der Medusen;
In der Hand den Speer, mit behelmtem Haupte,
Steht sie sinnend da, die Glanzberaubte,
Ihre Augen nach dem verwais'ten Land
Träumend ausgespannt;
Dann erhebet sie der Klage lauten Ton
Hoch empor zu Jovis Thron;
„Wolkengebietender, Blitze-Regierer,
Himmel-Thronender, donnernder Lenker der Welt,
Der du die Stürme zu deines Wortes Vollführer,
Der du das Erdbeben zu deinem Warner bestellt;
Der du den Erdball auf Säulen gegründet,
Und ihn umgürtet dann hast mit des Oceans Band;
Der du die Sonnen hast alle entzündet,
Und die Gestirne in ewige Sphären gebannt;
Sende, o sende dem harrenden Lande,
Wo du Altäre hast, den rettenden Geist,
Der die vernichtenden, sklavischen Bande,
Von dem belasteten Nacken ihm reißt;
Der seine Jünglinge lös't vom Gefängniß,
Und seine Frauen befreiet von Schmach;
Wende, o wende das tückisch Verhängniß
Welches den Glanz der Hellenen zerbrach!
Sende den Donner aus, daß er wie Halme
Jauchzend die Schaar der Barbaren zermalme,
Sende den Blitzstrahl, daß er den Verweg'nen
Alles verzehrend möge begegnen,

Sende den Sturm, daß er wild ihre Schiffe
Schleudre zerschmetternd an felsige Riffe,
Send' im beflügelten Laufe der Horen,
Sende den Retter mir, den du erkohren,
Netz' mir die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß ich den Retter, den Helfer erschaue."

Als sie flehend also spricht,
Ward es plötzlich vor ihr licht,
Von dem edlen Wimperbogen,
Fühlet sie den Schleier weggezogen;
Wo sie hin die Augen schicke
Liegen vor dem Götterblicke
Offen da die Zeitgeschicke.
Vor dem hellen Geiste sanken
Aller Zeiten, aller Räume Schranken.
Unbegränzt, wie der Gedanken
Mit dem freien Riesenschritt
Lichtvoll in die Ferne tritt,
So auch liegt, im strahlenreichen Lichte,
Jetzt das All enthüllt vor ihrem Angesichte.
Und sie sieht mit Einemmale
Jenseits von dem Silberspiegelmeer,
Wo der Alpen tiefe Thale,
Und der Berge Riesen-Wehr
Nach Germanien sich abwärts dachen;
Wo der Felsen hohe Rücken
Ebener sich niederbücken,
Und zu Hügeln sich verflachen;
Wo nach rauhen Felsenstücken
Südens Blüthenlande lachen;
Dorten senkt ihr Blick sich nieder,
Wo ein edles Volk, so gut als bieder,

Kräftig, noch vom alten Stamme,
Frei noch wie die lautre Flamme,
Muthig, stolz und rein bewahret,
Um sein Herrscherhaus sich schaaret;
Wo ein Fürst sitzt auf dem Segensthrone,
Ausgerüstet mit der Doppelkrone,
Mit des goldnen Reifes Glanze,
Mit des Lorbeers grünem Kranze.
Auch die Stadt voll Tempel und Paläste,
Sieht sie aufgethan für Kunst und ihre Göttergäste,
Siehet sie gleich Wunderdingen
Aus der Erde sich entringen.
Staunend siehet sie die heil'gen Reste
Ihrer Bilder, ihrer Tempel, ihrer Feste,
Aufbewahrt in einer goldnen Veste!
Alle Künste, die aus ihren Insel-Landen,
Früh verwais't, ihr schnell entschwanden,
Ihr Athen hier wieder fanden.
Und in diesem Reich, von Gott erkohren,
Siehet sie den Retter sich geboren.
Einen Jüngling, ernst und mild, doch sinnig heiter,
Sieht in zarter Blüthe sie da stehen,
Den wie David einst zum heil'gen Streiter
Sich die ew'ge Vorsicht ausersehen;
Lieblich, geistig, wie im Zauberscheine,
Lacht sein Aug', das ätherreine,
Seine hellen Blicke sagen,
Daß er Kraft und Willen eine
Des Geschickes Räthselfragen
Aufzulösen in Minervens Haine,
Und das gottgeliebte Wagen,
Sonder Bangen, sonder Zagen,
In die ferne Hellas hinzutragen!
Und die Mutter, mit dem frommen Sinn,

Um das Haupt die goldne Binde,
Milde, wie die Himmelskönigin
Mit dem anmuthsvollen Kinde,
Soll des Sohnes süßes Leben,
Seiner Liebe holdes Weben,
Voll von Zagen, voll von Beben,
Fremden Zonen dahin geben!
In den Mutter-Augen hangen
Bittersüße Trennungsthränen,
Mit dem zärtlichsten Verlangen,
Mit dem allertiefsten Sehnen
Küsset sie des Kindes Wangen,
Küßt sie seine Augenlieder,
Küsset seine Wangen wieder.
Sprachlos, und in stiller Rührung
Zieht sie ihn in ihre Arme,
Fügt sich fromm der höchsten Führung,
Findet Trost in ihrem Harme.
Und in Gott ergebner Mildniß,
Wie ein heilig Gnadenbildniß,
Faltet sie die frommen Hände
Bei des Abschieds bitt'rem Ende,
Küßt des Kindes Stirne leise,
Segnend ihn zur weiten Reise:

„Gott, mein Gott, schick' deinen Segen
Meinem Kind' auf seinen Wegen
Gnadenvoll entgegen;
Du, mein Heiland, du behüte
Seine zarte Lebensblüthe,
Daß kein Stürmen sie umwüthe;
Deine Engel schick' als Retter,
Wenn um seine zarten Blätter
Drohend rasen wilde Wetter;

Schicke Licht und Heil und Gnade
Ewiger, auf seine Pilgerpfade!"

Und die Trennung ist geschehen,
Und der Schiffe Wimpel wehen
Abwärts von der theuren Küste
In die große Wasserwüste.
Und der Sturm liegt gebannt in seiner Grotte,
Mild empfangen von dem Fluthen-Gotte
Tanzt dahin die stolze Flotte!
Alle Wogen liegen unterthänig
Wenn der junge Heldenkönig
Sammt den Kriegern ist begriffen
Im Piräus einzuschiffen.
Und Athene wallet nieder
Von Akropolis gesandt,
Um die stolzen Göttergleider
Fließt herab ein Festgewand;
Mit dem heil'gen Flammenschilde
Schreitet sie vom Parthenon,
Durch des Landes Schuttgefilde,
Durch den Schutt vom Pantheon;
Schreitet durch die heilig hohen
Hallen aller Götter und Heroen,
Läßt durch öde Gräberhallen
Laut die Siegesstimme schallen:

„Steigt heraus ihr göttlichen Gestalten,
Aus des Grabes Todesnacht,
Eure Särge will ich spalten
Mit der Stimme Riesenmacht,
Die der finsteren Gewalten
Und des Todes Schreckens lacht;

Von euch werft die dunkle Hülle
Und der Steine schwere Last,
Denn des Glückes Lebensfülle
Hat den Isthmus reich umfaßt;
Kommt heraus aus euren Hallen
Mit dem festlichen Gewand,
Laßt uns ihm entgegen wallen,
Zu dem neuverjüngten Strand;
All ihr Kämpfer, Helden, Ringer,
All ihr gottdurchglüthen Thatensinger
Geht dem Festzug nun voran,
Und das Heer der Thyrsusschwinger
Stimme ein Triumphlied an,
Denn der göttliche Vollbringer
Zieht in frischer Pracht heran! —"

Und geschmückt mit glänzenden Gewändern
Folget ihr die edle Schaar,
Angethan mit golddurchwirkten Bändern,
Und gesalbt das Silberhaar;
Erst Homer, der Lichtberaubte,
Von dem liederreichen Sängerhaupte
Wallt herab der blendende Talar!
Aus des Kleides reichen Falten
Tönt hervor der Lyra Ton,
Die mit süßen Zauberwalten
Sang die göttlichen Gestalten,
Sang das hohe Ilion. —
Und dem blinden Sehergreise
Folgen Hand in Hand, und ernst und leise,
Pindar, Sophokles und Aeschylos;
Einen goldnen Mantel um die Lenden
Und die Leyer in den Händen
Folgt der Schlachtensänger Tyrtäos;

Sokrates, der weise Sprecher,
Stolz auf seinen Schierlingsbecher,
Folget auch des Zuges Bahn;
Er sodann, der Menschen und der Götter
Scharfbewehrte, lose Spötter,
Er, der Lacher-Gott, Aristophan!
Solon, der Gesetzbegründer,
Schließt sich auch dem Zuge an;
Dann die Feindesüberwinder,
All die gottbegabten Krieger,
Einst der alten Hellas Sieger,
An der Spitze Miltiad'!
Und sie wallen in Verklärung
Festlich hin nach dem Gestad',
Wo die göttliche Gewährung
In dem jungen Königssohn sich naht. —
Plötzlich sieht man über Meereswogen
Einen Regenbogen ausgespannt,
Wie ein liebeknüpfend Gnadenband,
Wie ein Purpur-Friedensbogen,
Ausgedehnet über Meer und Land;
Und am Himmel spielt ein Meer von Farben
In zusamm'gebundnen Feuergarben,
Und des Lichtes goldne Säume
Legen sich um alle Räume,
Und von Flammen-Wolken-Wagen,
Ueberleuchtend diese Götterscene,
Schwebt, in hoher Luft getragen,
Himmelan die liebliche Athene!
Aus der lautern Lichtes-Wolke
Spricht zum König sie herab:

„Gottgesandter! meinem edlen Volke
Reichst du deinen Hirtenstab;

Früh mit übermenschlichen Gewichten
Wurden dir des Lebens höchste Pflichten,
Aber schützend deine Jugendmilde
Bleib ich ewig dir zur Seite,
Schütze dich mit meinem Schilde,
Wie Achillen einst im Streite.
Und die speerbewährte Rechte
Bannt den Sieg an deine Bahnen,
Und die jubelnden Päanen
Tönen dir im siegenden Gefechte,
Denn die Thaten deiner Ahnen
Erben fort in dem Geschlechte;
Und die lorbeerreiche Griechenkrone
Pflanzt in ihm sich fort vom Sohn zum Sohne."

Also sprechend, schwebt sie höher immer
Zu des Aethers reinem Schimmer,
Bis sie in des Himmels Sternenland
Lichtverkläret einzog und verschwand.

Mein Traum.

Im Herbste war's, es sank bei den Vogesen
In rother Gluth die Sonne tief hinab,
Als ich, ermüdet von dem vielen Lesen,
Der holden Ruh' das Auge übergab;
Nicht lange ging's, als mich ein schönes Wesen,
Der Träume Gott, im Schlafe sanft umgab,
Um mir in des Phantastus schönen Bildern,
Des Herzens Qual und seine Noth zu lindern.

Und nun geschah's, daß auf des Morpheus Pfaden,
In einen Prunksaal mich mein Schritt geführt,
Wo tausend Becher zum Genuß mich laden,
Gefüllt von Nektar, und mit Gold verziert,
Ambros'sche Düfte lassen schnell mich rathen,
In welchen Vorhof mich mein Weg verirrt, —
Ich stand entzückt und dringendes Begehren
Ergreift mich nun, so ein Gefäß zu leeren.

Und als schon nach dem nächsten der Pokale
Die Rechte greift, eröffnet sich die Pfort',
Und vor mir steht in sonderlichem Shwale,
Zum Spotte, wie es schien, und mir zum Tort,

Mit einer blendend schönen, gold'nen Schaale
Ein alter Knabe und begann das Wort:
„Ich bin das Fatum, und nur meinen Händen
Ist es vergönnt, den Nektar Dir zu spenden.“

Er sprach's, und zeigte hin auf der Pokale Zahl,
Die schön und freundlich mir entgegenblinkte,
Daß ich nach meiner eig'nen freien Wahl
Mir einen wähl', der mich der reinste dünkte.
Es schweift mein Blick, und nun mit einem Mal,
Kömmt es mir vor, daß mir der letzte winkte.
Dem Mundschenk thu' ich kund nun meinen Willen,
Daß er die Schaal' von diesem solle füllen.

Und schnell vollführt der Mundschenk mein Verlangen,
Begierig fließt der Saft in meine Brust.
Doch, helfet Götter, was hab' ich empfangen?
Wohin so bald die gier'ge Zecherlust?
Der Nektar hat mich furchtbar hintergangen,
Vor dessen Bitterkeit erbebt die Brust.
Nun stand ich da, mit Wehmuth rings umgeben,
Im Kampf mit mir und mit dem düstern Leben.

Wehmüth'gen Blicks sah mich das Fatum an,
„O armer Thor, der Du den Muth verloren,
Lächeln nicht hundert Becher Dich noch an?“
Wohl lächeln sie, doch wer hat sich verschworen,
Daß ich den Trank nicht rein genießen kann?
Es schwand der Götter Gunst nach fernen Horen!
Ich sprach's, und mit dem mitleidvollsten Streben,
Beginnt das Fatum, so mich zu beleben:

„Warum vertraust, mein Sohn, nicht mehr dem Glück,
Das nur so oftmals muß der Zufall geben?
Gleich tausend Andern, ist's auch Dein Geschick,
Daß Du nicht rein den Nektar konnt'st erheben.
Doch werf' den Gram nach Lethes Strom zurück,
Und folge mir, Trost geb' ich Dir für's Leben.
Nur zwei der Becher hier auf diesen Bänken,
Sind's, die den Nektar unverfälscht verschenken."

Dieß sagend, reicht es einen Becher mir,
Der angefüllet von korall'nen Sternen:
„Hier, dieser Zaubersaft, er zeiget Dir,
Wie man soll dulden und ertragen lernen."
Ich leert' bis auf den Grund den Becher schier,
Als Morpheus sich vor Eos mußt' entfernen.
Ich habe wach den Becher oft gepriesen,
Der mich des Nektars Wohlthat ließ genießen.

Gustav Bacherer.



